Bilder
Italienischen Landes und Lebens.

Beiträge
zur
Physiognomik Italiens und seiner Bewohner

von

Otto Speyer.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Berlin, 1859.

Druck und Verlag von E. S. Mittler & Sohn.

Seinen Florentiner Freunden

E. G. Bossé, G. Freppa und G. Reali

zu freundlichem Andenken

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Jede neue Reiseschrift über Italien bedarf bei der großen Anzahl schon vorhandener Werke ähnlichen Inhalts einer Rechtfertigung ihres Erscheinens. Zwar möchte man einerseits einwenden, daß die der Reiselitteratur — und der italienischen zumal — noch fortgesetzt zugewandte Gunst des Publikums die beste Rechtfertigung sei; andererseits, daß das Buch selbst durch Inhalt und Form die Berechtigung seines Erscheinens vor der Welt zu erweisen habe. So weit aber auch der Verfasser davon entfernt sein mag, das Eine oder das Andere bestreiten zu wollen, so ist es ihm doch schwerlich zu verargen, wenn er seinen Lesern nicht zumuthen will, erst das ganze Buch durchzulesen, um einen Schlüssel für dessen Beurtheilung zu finden, sondern ihnen wenigstens vorher kurz den Gesichtspunkt bezeichnet, von dem aus er dasselbe geschrieben hat und nun von ihnen angesehen und beurtheilt zu wissen wünscht; und wenn er zugleich bemüht ist, durch

unverhüllte Anerkennung der ihm selbst bewußten, aber unter den vorhandenen Umständen unvermeidlichen Mängel der Kritik Mühe zu ersparen und sie vielleicht bis auf einen gewissen Punkt zu entwaffnen.

Ein günstiges Geschick erfüllte den in dem Verfasser seit seiner frühesten Jugend lebenden Wunsch, die Länder jenseit der Alpen zu sehen, und führte ihn als künftigen Erzieher eines jungen florentinischen Adligen aus dem gräflichen Geschlechte der P........i, im Frühling 1847 an die Ufer des Arno. Hier verlebte er sechs der angenehmsten Jahre seines Lebens, während welcher Zeit er Gelegenheit hatte, nicht nur eine Anzahl treuer und lieber Freunde unter Eingebornen wie Fremden sich zu erwerben, sich die Sprache vollkommen, und, so weit nöthig und wünschenswerth, die Sitten des Volkes zu eigen zu machen, sondern auch das gesellschaftliche wie das Volksleben in Florenz und auf einer großen Reihe von Ausflügen nach allen, auch den unbekanntesten, Theilen des Landes, ganz Toscana auf das Gründlichste kennen zu lernen.

Um sich zu diesen Ausflügen vorzubereiten und die zu besuchenden Städte und Gegenden mit größerem Nutzen zu bereisen, durchlas der Verfasser alle ihm zugänglichen Reisehandbücher (zumal Förster, Neigebaur und Murray) und sonstigen diesen Gegenstand behandelnden Schriften. Nichtsdestoweniger erwies sich die Vorbereitung als eine unzureichende.

Nicht nur, daß in den verschiedenen guides du voyageur vieles sehr Sehens- und Bemerkenswerthe ganz unberücksichtigt geblieben, manches geradezu Falsche angegeben war: es herrschte auch unter den betreffenden Schriften der Touristen eine, wenn er sich so ausdrücken darf, eben so ermüdende wie unersprießliche Monotonie der Flüchtigkeit. Es konnte dem Verfasser unter den obwaltenden Umständen nicht einfallen, ein Reisehandbuch für Toscana schreiben zu wollen, obwohl das vielleicht kein verdienstloses Unternehmen wäre. Aber begeistert und entzückt von der herrlichen Natur des Landes und den Erscheinungen, wie sie die hesperische Halbinsel in Verbindung mit den schönsten Denkmälern der Kunst und den zahllosen, der Landschaft unzertrennlich einverleibten Erinnerungen der classischen wie der romantischen Vorzeit in so unvergleichlicher, immer von Neuem bezaubernder Weise darbietet, kam er schon damals auf den Gedanken, die auf diesen Ausflügen empfangenen Eindrücke so wiederzugeben, daß sie, wenn möglich, in der Phantasie des Lesers ein charakteristisches Totalbild der von ihm geschauten Landschaften, Orte und Denkmäler der Vergangenheit erzeugten. Der Beifall, den ein Kreis von Freunden und Bekannten den ersten derartigen Versuchen zu Theil werden ließ, ermunterte ihn zur weiteren Verwirklichung dieser Idee. Er hielt sich dabei im Allgemeinen allein an das selbst Gesehene und Empfundene, um so weit irgend möglich, den

klaren und unmittelbaren Eindruck, ebenso wie er ihn selbst empfangen, in dem Leser wieder entstehen zu lassen. Nur in einem Falle, bei dem Aufsatze über die toscanischen Maremmen, bewog ihn das große und vielseitige Interesse, welches dieser von der großen Straße der Touristen weit abliegende und deshalb dem größeren Publikum noch fast ganz unbekannte Landstrich ihm einflößte, zugleich alles ihm zugängliche, bereits vorhandene Material zu benutzen, um ein nach allen Richtungen hin möglichst vollständiges Bild davon entwerfen zu können. Sein Hauptzweck aber war, hier wie überall, den physiognomischen Charakter der Landschaft, sowohl der ursprünglichen, als der durch Cultur modificirten, mit sammt den lebenden Wesen aus der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt, die sie bevölkern, und selbst den Produkten des menschlichen Kunstfleißes, soweit dieselben irgend einen modificirenden Einfluß darauf äußern, in ein möglichst klares Licht zu setzen: eine Aufgabe, die ihm, wenn überhaupt einer der früheren Reiseschriftsteller sie sich gestellt hatte, doch noch ungelöst geblieben zu sein schien.

Nachdem der Verfasser schon im Sommer 1849 eine Reise durch Ligurien, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Oberitalien gemacht hatte, der der Abschnitt: „von Florenz über Pisa und Lucca nach Genua" seine Entstehung verdankt, verließ er mit dem Frühlingsanfang des Jahres 1853 Toscana, um auch

den Süden der Halbinsel kennen zu lernen. Ein zweimonatlicher Aufenthalt in Rom und dessen Umgebung, ein vierwöchentlicher an den Ufern der Meerbusen von Neapel und Salerno und ein gleichlanger auf der Insel Sicilien überzeugten ihn, daß auch hier die Schilderungen der Touristen nicht weniger zu wünschen übrig ließen, als in Toscana. Konnte auch, was der Verfasser selbst hier zu geben im Stande war, keineswegs auf dieselbe gründliche Orts- und Menschenkunde basirt sein wie dort, so durfte er doch hoffen, durch große Aufmerksamkeit auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der von ihm durchreisten Gegenden, deren frischen Eindruck er unabänderlich am Abend jedes Reisetages wenigstens in kurzen Bemerkungen festzuhalten bemüht war, so wie durch seine bereits erworbene Bekanntschaft mit den naturhistorischen Producten, mit der Sprache und den Gebräuchen des Landes, die Ausführung des Gedankens zu ermöglichen, in einer Reihe von Reiseskizzen ein deutliches und möglichst vollständiges Bild des landschaftlichen Charakters der ganzen Halbinsel mit Einschluß Siciliens zu zeichnen. So begann er, alsbald nach seiner Rückkehr in die Heimat, die empfangenen Eindrücke und gesammelten Materialien zu einer Folge von Bildern zu verarbeiten, von denen der kleinere Theil in dem bei Cotta erscheinenden Morgenblatte (Jahrgang 1854—57) veröffentlicht wurde.

Es lag von vorn herein nicht in der Absicht des Verfassers, diese Schilderungen zu einem Buche zu vereinigen. Als aber verschiedene Freunde und Bekannte diesen Wunsch gegen ihn äußerten; als die Zahl der Aufsätze ihm unter den Händen wuchs, und sich in ihnen das Bild des Landes mehr und mehr zu einer gewissen Vollständigkeit abrundete; als sich endlich die Ueberzeugung in ihm befestigte, durch ein solches Werk noch etwas in mancher Hinsicht Neues und Lesenswerthes liefern zu können: beschloß er, den noch reichlich vorhandenen Stoff so zu bearbeiten, daß er mit den schon abgedruckten, nun freilich vielfach zu modificirenden Aufsätzen ein Ganzes bildete. Das Resultat liegt dem Leser vor. Es wird vielleicht als ein Mangel erscheinen, daß das Buch aus einer bedeutenden Anzahl einzelner Aufsätze besteht, die großentheils ohne äußeren Zusammenhang nebeneinander stehen; aber wenn so der manchem Leser wünschenswerth erscheinende Faden einer fortlaufenden Erzählung fehlt, wenn sich vielleicht hier und da selbst eine Wiederholung in der Schilderung ähnlicher Dinge und Gegenden finden sollte; so ließ sich doch auf diese Weise zugleich am leichtesten und ungezwungensten eine solche Reihe in sich abgeschlossener Bilder geben, daß dieselben in ihrer Vereinigung das Ganze nach allen Seiten hin und in allen seinen wesentlichen Eigenthümlichkeiten möglichst vollständig darstellten. Wofür der Verfasser einstehen kann, das ist gewissenhafte Treue der Schilderung, Aechtheit der

Localfarbe und Wahrheit der erzählten Erlebnisse bis auf die Worte herab. Erwärmt für seinen Gegenstand wie er war, mag die hier und da durchbrechende Sehnsucht nach dem schönen Hesperien den Ausdruck der geschauten Herrlichkeiten für den ruhigen Leser, der sie nie gesehen, fast zu stark gemacht haben; aber das Bild ist immer genau so, wie es mit der unzerstörbaren Frische des ersten Eindrucks in der Seele des Verfassers lebte und lebt.

Dem Zwecke des Buches zufolge, mußte den landschaftlichen Schilderungen der erste Platz darin eingeräumt werden. Aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Landschaftsbilder, wenn auch noch so treu, lebhaft und farbenreich, auf die Länge durch eine gewisse Eintönigkeit und durch die Anstrengung, die es dem Leser kostet, das Nacheinander der Worte in das Nebeneinander eines Phantasiebildes zu verwandeln, nothwendig ermüden müssen, hat sich der Verfasser bemüht, durch Schilderung von Sitten und Gebräuchen, durch Bilder aus dem Volksleben, durch kleine Reiseerlebnisse, durch die Darstellung der Denkmäler der Kunst und des Alterthums, so weit dieselben den Charakter der Landschaft einigermaßen bestimmen helfen, endlich durch eingeflochtene Betrachtungen, wie sie die geschauten Bilder und erlebten Thatsachen in seinem Geiste hervorriefen, die wünschenswerthe Abwechslung hervorzubringen und dem Ueberdruß vorzubeugen. Dagegen mußte, sollten nicht ganz heterogene Elemente hineingetragen werden,

alle Kunstkritik im eigentlichen Sinne, alle ins Einzelne gehende Beschreibungen von Bildwerken streng ausgeschlossen bleiben. Auch ist ja daran, und zwar aus der Feder competenterer Männer als der Verfasser, bekanntlich durchaus kein Mangel.

Vielleicht wird es Erstaunen erregen, daß der Landstrich zwischen Alpen und Apenninen fast ganz unberücksichtigt geblieben ist. Der Grund liegt darin, daß der Verfasser hier das gleiche Bedürfniß nicht vorfand, indem dieser Theil Italiens der im Auslande weitaus bekannteste und zugleich, wenigstens für den Bewohner des Nordens, der in landschaftlicher Hinsicht uninteressanteste ist, so daß der Autor, dem sein Werk schon unter den Händen voluminöser geworden war, als er anfangs beabsichtigt hatte, sich hier mit einigen Hinweisungen (s. z. B. Band I, S. 15 f.) begnügen zu müssen glaubte.

Auch das bedarf vielleicht noch der Erklärung, daß einige der bekanntesten Punkte bei Neapel, wie Pompeji und Herculanum, der Vesuv, Bajä und die Stadt Neapel selbst nur gleichsam im Vorübergehen erwähnt, nicht aber zum Gegenstande besonderer Schilderungen gemacht sind. Aber der Verfasser konnte hier nicht mehr und nichts wesentlich Anderes geben als seine Vorgänger, welche seit zwei Jahrtausenden diese hundert und aber hundert Mal in Prosa und Poesie geschilderten Herrlichkeiten beschrieben; und was noch mehr ist, er würde seinem Gemälde Italiens dadurch keinen wesentlichen Pinselstrich hinzugefügt haben. Die „neapolitani-

schen Fahrten" enthalten Alles für die Charakteristik dieses Landstriches Wesentliche, und durch eine Beschreibung seiner Besteigung des Vesuvs würde der Verfasser nur ein schwächeres Abbild der später geschilderten des Aetna haben geben können.

So möge denn das Buch in die Welt ausgehen und sich Leser und Freunde suchen. Wenn es dazu beitragen kann, denen, die Italien gesehen, als ein treuer und klarer Spiegel des Geschauten und Bewunderten zu erscheinen; wenn es denen, welche die Halbinsel noch nicht kennen, ein lebhaftes und anziehendes Bild des schönen Landes zu bieten vermag; wenn es endlich dazu beitragen kann, eine Anzahl von Vorurtheilen im Guten und Bösen, die in Bezug auf Land und Volk noch immer außerhalb Italiens verbreitet sind, zu zerstören: so sind alle Wünsche seines Verfassers erfüllt. Er selbst scheidet nur ungern davon. Eine Reihe seiner schönsten Lebensjahre hat er unter den Bildern, die er hier schildert, verbracht; in den folgenden war ihm die Erinnerung daran, wie sie bei der Abfassung dieser Aufsätze gleichsam immer neugeboren in ihm auftauchte, wie ein Ersatz für das Verlorene. Erst jetzt ist es ihm, als sei er ganz von Italien geschieden.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

T o s c a n a.

I.

Der Garten Italiens.

L'arpa, quà l'arpa! chi può starsi muto
Ove il suol parla in sua favella arcana?
O giardino d'Italia, io ti saluto,
Bella Toscana!
A. Cagnoli.

„Garten Italiens, ich grüße dich!" ruft der rückkehrende Verbannte, der nach langer Zeit zum ersten Male wieder von den rauhen Höhen des Apennins auf die lachenden Thäler und Hügelgelände Hetruriens hinabschaut. „Garten Italiens, ich grüße dich!" ruft ihm der nordische Wanderer nach, dem die schimmernden Villen des Arnothals Glanz und Blüthenduft und den weichen Hauch des Südens emporsenden zu den wilden Pässen der Futa, der Porretta und des Abetone. Ist Hesperien die Krone im königlichen Schmucke der Europa, so ist Toscana einer ihrer leuchtendsten Edelsteine. Aber kein Ausdruck ist bezeichnender für das Land, als der des Gartens der Halbinsel. Mögen auch Wald und Feld rings um das Gut mannigfaltigere und großartigere Partien darbieten: der lachendste und freundlichste, der üppigste und am sorgfältigsten gepflegte Theil des Besitzthums bleibt der Garten. So ist es mit Toscana. Seine Gebirgspartien können sich nicht messen mit den großartigen Alpenlandschaften des Nordens; ihm fehlen die zauberisch schönen Seen des Albanergebirges, die Wasserstürze von Tivoli und der träumerische Fernblick über die braune, ruinenbesäete Campagna;

ihm die herrlichen Umrisse und die schneidenden Contraste zwischen üppigstem Leben und starrem Tode, wie sie die wunderbaren Umgebungen des Golfes von Neapel in unvergleichlicher Weise darbieten; — aber wo ist zwischen Alpen und Aetna eine Landschaft, die uns so mit dem Gefühl innigsten Behagens und voller Befriedigung erfüllte, die uns vor Allem so den lebhaften Wunsch, in ihr zu leben, einflößte, als dieser Riesengarten längs der Ufer des Arno und der Chiana mit den terrassenförmig darüber aufsteigenden Hügelgeländen? Wo findet sich noch einmal, wie hier, eine reiche, sorgfältige Cultur, welche die Natur doch nicht verdrängt, sondern nur veredelt und in die Gesetze maßvoller Schönheit gebracht zu haben scheint, so daß man schier glauben möchte, die Natur selbst habe hier die Ordnung geschaffen, die doch nur das Resultat jahrtausendjährigen Menschenfleißes ist.

Freilich, so ist es bei Weitem nicht überall in Toscana. Ausgedehnte Sümpfe und menschenleere, mit Gras und Blumen oder mit wildem, dichtverwachsenem Gestrüpp und Hochwald bedeckte Flächen, durch die „böse Luft" vertheidigt, setzen von der einen, steile Felsen, nackte Berghänge und wilde Schluchten, durch Kälte und rauhe Winde noch unwirthbarer gemacht, von der andern Seite der Cultur eine schwer übersteigliche Grenze. Und doch ist auch in diesen einsamen, abgeschlossenen Gegenden manch kleines Eden verborgen. Von den Fremden wenig besucht, von den Einheimischen selbst möglichst gemieden, boten sie dem Verfasser eine Menge der schönsten Genüsse und zugleich den Stoff zu einem großen Theile der folgenden Schilderungen dar.

In seinen jetzigen, ziemlich natürlichen Grenzen erstreckt sich Toscana in einer Länge von gegen 30 und einer Breite von 10—20 deutschen Meilen, etwa zwischen dem 42—44sten Grade n. Br. und dem 28—30sten ö. L. Wie mit einem gewaltigen starrenden Felsgürtel umzieht es die Hauptkette des Apennins, auf dessen Kamme die Grenze viele Meilen weit fortläuft, im Norden und Osten; ja, es ist, als ob die

gestaltende Natur hier eigens die Richtung des Gebirges verändert hätte, um das ganze Land mit seinem schützenden Walle zu umgürten. Denn die Apenninen, die bis in die Nähe von Arezzo, da, wo das in einem der folgenden Aufsätze beschriebene Kloster der Vernia liegt, eine fast rein westöstliche Richtung einhalten, wenden sich hier plötzlich mehr nach Süden, der Richtung der Halbinsel selbst sich anbequemend. Hier beginnt der centrale Theil der Gebirgskette, während die westlich gelegenen Höhenzüge den Namen des Nordapennins führen.

Den auf dem Landwege von Genua herkommenden Reisenden begleiten zur Linken, von den herrlichen Ufern des Golfes von Spezia beginnend, über Carrara und Massa hinaus, bis auf das toscanische Gebiet bei Pietresante und Serovezza, einen Streifen ebenen Landes zwischen sich und dem Meere lassend, die furchtbaren zackigen Marmorfelsen der apuanischen Alp, aus deren oft in schwindelnder Höhe an jähen Abhängen gelegenen Brüchen die ganze civilisirte Welt der Neuzeit den Stoff zu den Meisterwerken der Bildhauerkunst holt. Es ist ein nacktes, ödes Gebirge, meist aus metamorphischen Gesteinen bestehend, ohne zusammenhängende Ketten, ein Theil des Subapennins, von der Centralkette durch die Thäler der Magra und des Serchio mit ihren Zuflüssen geschieden. Ihre hohen unersteiglichen Gipfel (Monte Altissimo, Pizzo dell' Uccello etc.), bis über 6000 Fuß ansteigend, bilden fast überall in Toscana einen Augenpunkt für den Wanderer, oft als malerischer Hintergrund eine der großartigsten Zierden der Landschaft.

Oestlich von ihnen erscheint dem Bewohner der toscanischen Hauptstadt die Hauptkette des Apennins in ihren höchsten Erhebungen, während die niedrigeren Kämme und Gipfel hinter den waldigen Vorbergen verborgen liegen: zunächst die hohe Kegelspitze der Alpi di Camporaghena, weiterhin die gewaltigen Massen des Libro Aperto und Corno alle Scale. Hier, wo die Grenzsteine dreier Staaten (Kirchenstaat, Tos-

cana und Modena) zusammenstehen, ist der mächtigste Gebirgsstock des Nordapennins, der seinen Kamm bis an die Grenze der alpinen Region erhebt und in dem schon auf estensischem Gebiete gelegenen Monte Cimone culminirt. Dann geht es jählings tausende von Fußen herab, die Kammhöhe sinkt von 5500 auf 3000′, bildet aber noch fortwährend die Landesgrenze, bis wo sie am Passe der Futa die große Straße von Florenz nach Bologna überschreitet. Von nun an gehören beide Abfälle der Centralkette dem toscanischen Gebiete an, die sogenannte toscanische Romagna bildend, berüchtigt durch ihren Mangel an Cultur, die Unsicherheit ihrer Wege und die Unwissenheit und Beschränktheit der Eingebornen, die für die Anwohner der Falterona sprichwörtlich geworden ist. In diesem Gipfel, dem der Hauptfluß des Landes sein Dasein verdankt, erhebt sich das Gebirge wieder auf 5000′ Höhe und sendet einen mächtigen Seitenast südlich nach dem Innern des Großherzogthums, der unter dem Namen des Pratomagno, durch das Arnothal von der Hauptkette geschieden, diese an Höhe oft überragt; einen zweiten westlich in das Thal der Sieve herab, der sich jenseit des Thales in gleicher Richtung fortsetzend als Mittelgebirge und Vormauer der Hauptfestung, in seinen Gipfeln, dem Monte Giovi, Monte Senario und Monte Morello, eine Höhe von 2500 bis gegen 3000′ erreichend, die Thäler der Sieve (Mugello) und des mittleren Arno in der Gegend von Florenz scheidet. Weiter gegen Südosten, wo die Tiber aus den Felsgrotten des Fumajoloberges bricht, findet eine ähnliche Gabelung statt, indem die Hauptkette unter dem Namen der Alpi della Luna den jungen Strom zur Linken, die Alpi di Modina und Catenaja, der Monte Mazzara u. a. zur Rechten begleiten, bis wo Fluß und Gebirge das Großherzogthum verlassen.

Zahllose Seitenäste, oft spornartig vorspringend, durch tiefe Schluchten getrennt, auf deren Grunde verheerende Wildwasser brausen und die hier und da von beckenbildenden Querwänden durchsetzt sind, erstrecken sich, von der Cen-

tralkette ausgehend, weit ins Innere des Landes. Dann folgt, meist durch Querthäler geschieden, ein terrassenförmiges System von Vorbergen, das in den Thälern des Arno und der Chiana seinen Abschluß findet. Zwischen diesen Flüssen und dem Meere dehnt sich eine reiche, mannigfaltig gestaltete Landschaft: bald wellenförmiges Hügelland, von dem Rieseln zahlreicher, im Sommer freilich meist versiegender Bäche durchschnitten, bald Berggruppen, kleine abgesonderte Gebirgssysteme bildend, deren Spitzen sich oft zu beträchtlicher absoluter Höhe erheben. So der Monte Amiata unweit Radicofani, welcher, obwohl auf seiner höchsten Spitze in diesem Klima noch freudig vegetirendes Buchengebüsch gedeiht, die Riesenkoppe um mehrere hundert Fuß überragt; so der Kegelberg von Cetona unweit Montepulciano und der Poggio di Montieri bei Massa Marittima, die mit dem Brocken nahezu gleiche Höhe haben. Hier und da erstrecken sich Hügel und Berge bis zur Meeresküste und fallen, wie im Monte Argentaro und der Halbinsel von Populonia, als steile Vorgebirge in die See; meist aber lassen sie eine mehr oder minder breite Ebene, oft erst seit Menschengedenken durch das zurücktretende Meer gebildet, zwischen sich und den Fluthen: die breiteste von da, wo der Arno bei Empoli aus den pinienbewachsenen Hügeln hervorbricht, bis Pisa und Livorno hin zwischen dem Monte di San Giuliano im Norden und dem schwarzen Berge (Monte Nero) im Süden; schmalere, busenförmig zwischen die Vorgebirge eingeschlossene bei Pietrasanta, Follonica, Grosseto und Orbetello. Noch sind diese Ebenen in steter Vergrößerung begriffen; denn von Jahr zu Jahr weicht die tyrrhenische See weiter vom Ufer zurück, so daß jetzt manche Bewohner von Pisa und Livorno da die Schnepfe und sogar das Rebhuhn jagen, wo sie in ihrer Jugend mit der Barke auf den Fischfang fuhren.

So mannigfach, wie in seiner Oberflächengestalt, ist das toscanische Hügelland auch in seinen Producten. Wie es in geognostischer Hinsicht (obwohl zum größten Theile jüngeren

Bildungen angehörig) Repräsentanten fast aller Gruppen vom aufgeschwemmten Lande und von den Süßwasserablagerungen der Gegenwart bis zum silurischen und cambrischen System aufzuweisen hat, und einen großen Reichthum an plutonischen und vulcanischen Gesteinen, ja an mehr als einer Stelle durch aufquillende Gase, Flammen, Schwefeldämpfe u. s. w. die Spuren noch immer thätiger vulcanischer Kräfte zeigt, so bietet es auch in Rücksicht auf die Oryktognosie eine Mannigfaltigkeit von Produkten dar, mit der sich vielleicht kaum irgend ein anderes Land von gleicher Ausdehnung in Europa messen kann. Noch werden fortwährend neue Lager der verschiedensten Erze aufgefunden, und welchen Schatz von schönen Marmorarten und Halbedelsteinen (pietre dure) der Boden birgt, beweisen die Kapelle der Medicis in San Lorenzo und die großherzogliche Mosaikwerkstatt in Florenz.

Die Flora des Landes ist so reich, wie es diese Mannigfaltigkeit des Bodens und des Klima's, das vom Hochgebirge bis zum Meeresufer zwischen einer mittleren Jahrestemperatur von 5 und 16 Centigraden wechselt, vermuthen läßt. Cactus und Agaven an den Vorgebirgen; Terebinthen und Myrthen, Kork- und Kermeseichen in den meernahen Wäldern; Steineichen, Pinien, Kastanien, Ulmen, blattwechselnde Eichen und Erdbeerbäume im innern Hügellande; höher hinauf Rothtannen, Maßholder, Zerreichen (Qu. cerris), Cornelkirschen und Hainbuchen, endlich die Buche und der Bergahorn bis an die Grenze der alpinen Region (5500′) emporsteigend, drücken den verschiedenen Gegenden und Terrassen einen eigenthümlichen physiognomischen Charakter auf, der freilich durch die zumal in den Flußthälern und im Hügellande durchaus vorherrschende Cultur stark alterirt erscheint. Weizen und Mais, Lupinen und Artischocken, dazu Hülsenfrüchte aller Art bedecken die Felder, mit Ausnahme des größeren Theils der Maremmen, in der Ebene von dem reihenweise gepflanzten Feldahorn oder der Ulme, um die sich die Rebe windet, auf den Hügeln meist von dem silbergrauen Laube

kurzstämmiger Oliven überragt und halb verborgen. Dazu kommen in den Gärten der Städte und um die zahllosen Klöster und Kirchen auf den Berg- und Hügelspitzen die schlanken dunklen Cypressen, die Lorbeer- und Kirschlorbeerbäume; dazu die Akazien und Mimosen, die Bignonien und Tulpenbäume der Parks und Alleen.

Einen wunderbar gefälligen und freundlichen Eindruck machen die zahllosen Villen und Bauernhäuser, die über das ganze angebaute Land hin zerstreut liegen. Zusammenhängende Dörfer sind meist nur im Gebirge, hauptsächlich im Lucchesischen, zu finden. Aber wie in der Bodengestalt und dem Pflanzenwuchs, so herrschen auch hier die stärksten Contraste. Gleicht die Umgegend von Florenz einer einzigen Riesenstadt, in der jedes Haus mit einem Garten umgeben ist, so sind dagegen manche Hügelgegenden und Ebenen der Maremmen menschenleere Wüsten, von Urwäldern und wildverwachsenem Gestrüpp bedeckt, der Aufenthalt des Wolfes und wilden Schweines. Können sich das mittlere und untere Arnothal und die Umgebung von Lucca mit den am dichtesten bevölkerten Provinzen Belgiens, der Rheinlande und Englands messen, so sinkt die Bevölkerung im Hochgebirge und in den unter der Herrschaft der Malaria stehenden Gegenden auf wenige hundert Köpfe pro Quadratmeile herab.

Und nicht nur die Zahl, sondern auch die Art der Menschen ist eine verschiedene. Während die Bewohner des Hügellandes im Innern meist eine mittlere Größe, einen schlanken Wuchs, feinen Gliederbau, eine ansprechende, wenn auch selten regelmäßig schöne Gesichtsbildung und einen lebendigen, oft geistvollen Ausdruck zeigen, so erscheinen die Züge der Hochgebirgsbewohner, der Alpigiani, platter, gemeiner und ausdrucksloser, ihre Gestalten plumper, ungeschickter und kleiner, oft noch kretinartig entstellt durch niederhängende Kröpfe; während der Reisende in den vom Fieber alljährlich heimgesuchten Gegenden in der Nähe des Meeres meist wankenden Gestalten mit bleichen, aufgedunsenen Gesichtern begegnet,

in denen oft jede Spur frischen geistigen Lebens durch die dicke Sumpfluft und das ewige Siechthum schon in der Jugend zerstört ist. Doch bilden die beiden letzteren Kategorien einen verhältnißmäßig unbedeutenden Bruchtheil der ganzen Bevölkerung, so daß sie bei der Beurtheilung der physischen und moralischen Eigenthümlichkeit des Volkes kaum in Betracht kommen dürfen.

Der Toscaner ist im Allgemeinen lebhaft, gutmüthig, gefällig, weniger reizbar und rachsüchtig als die übrigen Stämme der Halbinsel; von Natur fein und höflich, mit großem angebornen Tact für das Schickliche, reich an geselligen Talenten; mit einem aufgeschlossenen Sinn für das Schöne begabt, der sich selbst in den untersten Schichten des Volkes nicht verleugnet; weit weniger träge und arbeitsscheu als sein römischer Nachbar oder gar der Bewohner Unteritaliens, mit einer Leichtigkeit der Auffassung und einem Talent für die Aneignung fremden Wissens und fremder Erfindungen, wie wenig andere Völker; selbst in der größten Unwissenheit nie plump und gemein erscheinend. Dagegen fehlt es ihm durchschnittlich an einer tieferen sittlichen und religiösen Grundlage; sein Sinn ist nur auf das Aeußere gerichtet; die Religion selbst fast nie Sache des Gemüthes, sondern mehr ein Cultus des Schönen und ein gedankenloses Mitmachen überkommener Gebräuche, vermischt mit Aberglauben aller Art. Zumal in der Auffassung der Ehe und in dem Familienleben, oder eigentlich in dem Mangel eines solchen, tritt die Leichtfertigkeit und der fehlende sittliche Ernst oft erschreckend zu Tage. Unersättlich in seiner Vergnügungssucht, ist das Volk verweichlicht und entnervt durch den ihm systematisch seit Jahrhunderten von Oben herab eingeträufelten Mohnsaft und die Zurückhaltung von allen ernsten öffentlichen Angelegenheiten; ohne Ausdauer in der Arbeit; rasch begeistert und zum Handeln bereit, noch rascher ermattend und die kaum ergriffene Fahne wieder sinken lassend; ohne Gemeinsinn in der höchsten Bedeutung des Wortes,

wenn auch durch und für politische Schlagwörter leicht zu entzünden; wo überhaupt öffentliches Leben erwacht, noch immer, wie in alter Zeit, mehr Sinn und Verständniß für Communalfreiheit, als für die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers und das große gemeinsame Vaterland zeigend; so viel sich bis jetzt übersehen läßt, in der Vergangenheit größer, als in der Gegenwart und Zukunft; in dieser Vergangenheit für die gegenwärtige Inferiorität im Staats- wie im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart, die ihm doch nur halb zum Bewußtsein gekommen ist, Trost suchend und findend.

Die öffentlichen Verhältnisse im Großherzogthum bieten im Vergleich mit den andern Staaten Mittel- und Unteritaliens große Vorzüge. Das nach kurzer Unterbrechung durch die Revolutionsjahre 1848—49 wiederhergestellte patriarchalische Regiment ist an eine Tradition der Milde und Gerechtigkeit gebunden, die unverletzbarer ist, als irgend ein geschriebener und beschworener Buchstabe. Auch fehlt es nicht an einer Controlle der öffentlichen Meinung, wenn dieselbe sich auch weder durch die Presse, noch durch offizielle Vertreter äußern kann. Einen gewissen Rest von Municipalgerechtsamen, noch mehr seine Redefreiheit läßt sich der Toscaner nicht nehmen. Alle Ungleichheit vor dem Gesetze ist längst verschwunden; Gewerbefreiheit besteht unbedingt, mit Ausnahme des Taback- und Salzmonopols; Schutzzölle sind unbekannt. Der kirchlichen Allmacht ist durch die leopoldinischen Gesetze, an denen man vergebens zu rütteln versucht, eine sichere Schranke gesetzt. Freiheit der Culte besteht jedoch nicht: die katholische ist nicht nur Staats-, sondern die einzige anerkannte Religion; der Uebertritt zu einer anderen Verbrechen; ein schlimmeres die Proselytenmacherei. Die bäuerlichen Verhältnisse und die Agrargesetzgebung lassen in der Theorie sehr viel, in der Praxis wenig zu wünschen übrig. Die Criminalrechtspflege ist milde, wenigstens in der Handhabung, das Verfahren öffentlich mit rechtsgelehrten Richtern; der Civilproceß schlep-

pend, kostspielig, sicher in seinen klingenden Resultaten nur für Richter und Advokaten.

Der Volksunterricht, obwohl besser als im Kirchenstaate und in den beiden Sicilien, liegt dennoch sehr im Argen. Von Schulzwang ist keine Rede; Landschulen sind eine Ausnahme; die städtischen meist Privatunternehmungen oder Sache der Mönchs- und Nonnenorden; die Wahl und Anordnung des Unterrichtsstoffes, wie die Methode, seltsam altmodisch, oft noch mittelalterlich scholastisch. Selbst die Bildung der höheren Stände erscheint, soweit dieselbe nicht auf von Fremden geleiteten Privatinstituten oder im Auslande vervollständigt wurde, einseitig und mangelhaft. Nur in der außerordentlichen Sorgfalt, welche auf das Studium der Muttersprache, auf die Uebung im schriftlichen und mündlichen Ausdruck in derselben verwandt wird, könnten unsere vaterländischen Schulen von den toscanischen lernen. Nicht viel mindere Zeit und Mühe wird auf das Lateinische verwandt, das Griechische nur ausnahmsweise getrieben; die Realien, zumal allgemeine Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, unverzeihlich vernachlässigt; die neueren Sprachen ganz dem Privatunterrichte überlassen. Daß Toscana trotzdem jederzeit einzelne Gelehrte, Männer, die auf dem Gebiete ihrer Fachwissenschaft Epoche gemacht haben, aufzuweisen hatte, beweist nur, wie reich sie der Himmel mit natürlichen Gaben bedacht hatte. Zumal die Naturwissenschaften haben sich stets von Einzelnen ausgezeichneter und erfolgreicher Pflege zu erfreuen gehabt, und noch unter den Neuesten haben die Namen des Astronomen Inghirami, des Physikers Amici, des Botanikers Parlatore, des Mineralogen Savi einen guten Klang in der wissenschaftlichen Welt.

Fast mehr noch, als die intellectuelle, ist die moralische Erziehung vernachlässigt, wenigstens soweit sie eine planmäßige und durchdachte sein soll. Mehr als anderswo sind die Kinder, soweit in den höheren Ständen nicht inländische Abati, meist ohne alle pädagogische Vorbildung, oder auslän-

dische Hofmeister und Gouvernanten eintreten, die Kinder den Dienstboten und allen zufälligen Einflüssen überlassen. Der Mangel eines echten Familienlebens macht sich auch hier in schlimmster Weise fühlbar. An Privat- und öffentlichen Anstalten zur Gesundheitspflege und Abhärtung des Körpers fehlt es vollständig. Turnanstalten sind unbekannt. Von hier aus müßte vor Allem eine Regeneration des verweichlichten Volkes in Angriff genommen werden.

Entdeckt so das Auge des aufmerksamen Beobachters im Charakter des toscanischen Volkes und zumal in den politischen und socialen Zuständen des Landes neben manchem hellen Lichtstrahl auch große und tiefe Schatten, so treten dagegen dem flüchtigen Besucher fast nur freundliche Erscheinungen entgegen. Die Zuvorkommenheit, mit der man ihm überall entgegenkommt; die gefällige Höflichkeit sogar im Benehmen der niederen Classen; die Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft, die ihm zumal in den minder von den Touristen heimgesuchten Gegenden entgegentreten; die harmlose Geselligkeit, an der man ihm so gern Antheil verstattet; dazu der sonnige Himmel, die lachende Landschaft, die großen belebten Städte mit ihren zahllosen Denkmälern mittelalterlicher Kunst und Geschichte; die Bequemlichkeiten und Comforts der Civilisation, deren südliche Grenze er hier erreicht: Alles trägt dazu bei, ihm den Aufenthalt in dem „subapenninischen Lande" (Regno subappennino) lieb und werth zu machen und ihm selbst unter den unvergleichlichen Herrlichkeiten der Siebenhügelstadt oder den großartigen Naturschauspielen Unteritaliens, wie nach seiner Rückkehr in die geliebte Heimath, die schöne und freundliche Erinnerung daran nicht entschwinden zu lassen. Wem es aber, wie dem Verfasser der folgenden Skizzen, vergönnt war, eine Reihe von Jahren dort zuzubringen, wackre und edle Menschen dort kennen zu lernen, theure und treue Freunde für das ganze Leben zu erwerben und die Kunstschätze wie die Naturschönheiten des Landes bis in seine verborgensten Winkel aufzusuchen und zu genießen:

der wird diese Jahre zu den schönsten seines Lebens zählen. Mögen die folgenden Bilder dem Leser einen kleinen Theil des Genusses gewähren, den ihr Verfasser dem Originale verdankt, und mögen die zahlreichen Freunde, die er an den blühenden Ufern des Arno zurückgelassen, in denselben ein treues Abbild der Stunden wiederfinden, die er zum großen Theil in ihrer Mitte, leiblich und geistig mit ihnen vereint, verlebt hat! —

II.

Florentinische Bilder.

1. Ueber Alpen und Apenninen ins Arnothal.

Wer mit dem fallenden Laube der Kastanien und Wallnußbäume die Thäler Südtirols, die terrassenförmig aufsteigenden Ufer des Lemansees oder die liebliche Hochgebirgsoase von Interlaken verlassen hat, um zum ersten Mal den ersehnten Boden der hesperischen Halbinsel zu betreten, der wird selten einer herben Enttäuschung entgehen, während er zwischen Akazien, Pappeln und weinumrankten Ulmen die söhlige lombardische Ebene auf schnurgeraden, endlos einförmigen Straßen durcheilt. Sah er sich zwischen den zahlreichen, freilich künstlich gehegten Citronenplantagen des Lago di Garda, in der üppigen südlichen Vegetation, welche die weißen Villen an dem felsigen Südgestade des Comer Sees umgiebt, oder endlich auf den Zauberinseln des Lago maggiore wie mit Einem Schlage plötzlich hinein versetzt in die geträumten Wunder Italiens, so scheint es nun, als ob er mit jedem Schritt vorwärts gegen Süden sich weiter von dem Ziele seiner Wünsche entferne. Nachdem er schon Lorbeer und Pinie, Olive und Citrone, ja auf den künstlichen Terrassen der Isola bella Cactus und Agaven üppig wuchern gesehen, wird er jetzt nur noch durch die Rebenguirlanden zwischen den Ulmenstämmen, durch Reis- und Maisfelder daran er-

innert, daß er sich im Süden der Alpen befinde. Dabei mangelt es der Gegend an aller und jeder landschaftlichen Schönheit: eine tausendjährige Cultur hat jede Spur natürlichen Pflanzenwuchses längst verwischt, Bäume und Hecken verhindern jede Fernsicht; nur schilfbewachsene Sümpfe und schleichende trübe Kanäle unterbrechen von Zeit zu Zeit die Einförmigkeit der mit rebentragenden Ulmen reihenweise bestandenen Getreidefelder. Vergebens hofft er, nachdem er den breiten, lehmfarbigen Strom des Po mit seinen reizlosen Ufern bei Piacenza und Ferrara überschritten, auf eine Landschaft von neuem und malerischem Charakter; kaum daß die bläulichen, weit geschwungenen Höhenzüge der Apenninen, die, hier und da zwischen den Ulmen und Pappeln auf Augenblicke sichtbar werdend, den südlichen Horizont begrenzen, ihn mit der Hoffnung baldigen Wechsels beleben. Ja selbst das Klima scheint nach Süden hin sich zu verschlechtern; die rauhen Nordostwinde, vor denen die mächtigen Mauern der nahen Gebirge ihn schützten, als er am Ufer der norditalienischen Seen wandelte, wehen schneidend von den julischen Alpen herab über die Ebene der Romagna. So vermögen ihn, trotz Raphaels heiliger Cäcilie, trotz Francia's Meisterstücken und dem endlosen Porticus von San Luca, die steinernen Laubengänge und die düsteren Straßen Bologna's nicht lange zu fesseln.

Langsam erklimmt der Wagen, dem Laufe der reißenden, von den Herbstregen angeschwollenen Bergwasser entgegen, die vielgewundenen Schluchten des Apennins. Der Weinstock verläßt ihn, die Kastanie wird krüppelig und verschwindet endlich ganz; aber vergebens schaut das Auge des Reisenden (wenigstens wenn er die alte gewöhnliche Straße über Pietramala und Covigliajo eingeschlagen hat) nach kühnen Bergformen und zackigen Felsen, oder lieblichen Thälern und schattigen Wäldern, kurz allen jenen romantischen Schönheiten einer großartigen Gebirgsnatur, an die ihn die Alpen gewöhnt haben. Oede, nackt, vielfach zerrissen und durchfurcht,

mit parallelen, welligen, nur von unbedeutenden Kuppen überragten Kämmen, zeigen sich die Apenninen ihm hier von ihrer allerreizlosesten Seite. Nirgends eine Spur von den frischgrünen Matten der Alpen mit ihren krystallklaren Bächen und dem vielfarbigen Blumenteppich. Elende Lehm- und Steinhütten vertreten die Stelle der malerischen hölzernen Bauernhäuser, welche den Schweizer und Tiroler Gebirgen einen so eigenthümlichen Reiz verleihen. Ein Menschenschlag, dessen Schmutz und Kröpfe ihn lebhaft an das Unterwallis erinnern, bevölkert die sparsamen Dörfer. Endlich ist der höchste Punkt erreicht; dichte, eisige Nebelwolken lagern auf der kahlen Hochfläche; er sieht sich genöthigt, am flammenden Kamin, das den hohen und kahlen Hallen des Gasthauses keine Behaglichkeit zu geben vermag, die erstarrten Glieder zu wärmen, seinen Leichtsinn verwünschend, daß er den nordischen Pelz daheim gelassen. Kalter Regen, mit Schnee vermischt, treibt ihn von einer nächtlichen Excursion zurück, unternommen, um das in der Nähe brennende Feuer des sogenannten Vulcans von Pietramala zu sehen.

Auch die ersten Morgenstunden des folgenden Tages*) bringen des Erfreulichen noch wenig. Zwar zeigt ihm der Vetturin nicht allein die fernen Höhenzüge der toscanischen Maremmen, sondern auch, wenn die Sonne klar aufgegangen, den blitzenden Widerschein in den Wellen des tyrrhenischen Meeres. Kaum daß sein Auge dem ausgestreckten Finger folgt; es bedarf mehr, um ihn aus dem Unmuth bitterer Enttäuschung zu reißen. Rasch rollt der Wagen jetzt die steilen Windungen unterhalb des Passes der Futa hinab. Lichte Kastanienwälder, mit Kiefern untermischt, erscheinen an den Abhängen; die Bauernhäuser werden zahlreicher, rein-

*) Es ist hier angenommen, daß die Fahrt mit einem Vetturin unternommen ist, der von Bologna nach Florenz anderthalb Tage zu brauchen pflegt. Mit der Diligence kann man jetzt auf dem viel schöneren Wege über la Poretta und Pistoja in vierzehn Stunden nach Florenz gelangen.

licher und zierlicher; ihre Bewohner sind schlanker, kräftiger und von intelligenterem Aeußern. Endlich erreicht er bei Cafaggiolo die Thalsohle der Sieve, den grünen Mugello, aus dessen waldigen Abhängen hier und da die Landhäuser der reichen florentinischen Gutsbesitzer hervorschauen. Eine halbe Stunde nachher ist die jenseitige Höhe erklommen, auf deren Spitze das sogenannte „Kaffeehaus" des herrlichen Parks von Pratolino aus jungem Eichengebüsch hervorsieht. Wie durch einen Zauberschlag ist plötzlich die ganze Landschaft verwandelt. Die Berge haben bestimmtere und malerischere Formen angenommen; zwischen ihnen öffnen sich liebliche, grüne Thäler. Ueberall erscheint an den sanften Abhängen der früchtebeladene Oelbaum mit dem silberschimmernden Laube. Zur Linken ziehen die saftigen Wiesen und prächtigen Baumgruppen des großherzoglichen Parks ins Thal hinab. Zur Rechten erhebt sich der ernste Doppelgipfel des mächtigen Monte Morello, der wie ein vorgeschobener Posten weit hinein blickt in das blühende Thal des Arno, bis an die Gestade des fernen Mittelmeeres sichtbar. Vorwärts ragt der zinnengekrönte Thurm der alten Etruskerstadt Fiesole über den Sattel des Zwillingsberges hervor, dessen höhere Spitze das cypressenumgebene Kapuzinerkloster schmückt. An seinem Abhang hinstreifend, erreicht der Blick tief unten das schimmernde Arnothal. Ein Meer von Häusern, Kuppeln und Thürmen schwimmt im Sonnennebel des Mittags. Zwischen den dichten Alleen hochstämmiger Pinien, Ulmen und Steineichen, zwischen smaragdfarbigen Feldern und Obsthainen, von zahllosen weißen Häusern unterbrochen, glänzen die sonnenbeschienenen Windungen des Flusses. Zwischen dem dunklen Immergrün der sanften, rundlichen Hügel, die jenseits emporsteigen, schimmern zahllos Klöster, Villen und Paläste. Weiterhin schließen piniengekrönte Höhen den südlichen Horizont. Ein warmer, wonniger Hauch scheint über das Ganze gebreitet. Ein neues Gefühl des Lebens durchdringt den Ankömmling: das eisige Band des Hochgebirges ist gesprengt, er ist eingezogen durch

das Thor von Mittelitalien, — vor ihm liegt Florenz, Firenze la Bella, mit all ihren tausend Wundern. Sein Herz schlägt höher, als gälte es dem Wiedersehen eines geliebten Wesens, indem er zwischen den hohen Mauern, die ihm, von bengalischen Rosen wie mit blühenden Zinnen geschmückt, bald den Anblick der Stadt wieder entziehen, durch die eine Vorstadt bildende Gemeinde von San Pellegrino rollend, erst dicht vor dem Thore die Thalsohle erreicht.

Zahlreiche Spaziergänger wandeln in den Baumgängen des „Parterres"; Kinder von allen Nationen spielen zwischen den hochstämmigen Bignonien. An dem reichen, aber schwerfälligen Triumphbogen, der dem Einzuge des ersten Lothringer Großherzogs zu Ehren im Jahre 1739 im Zopfstyle errichtet wurde, vorüber rollt der Wagen durch das hohe finstere Thor des heiligen Gallus. Während man unsere Habseligkeiten einer nochmaligen, jedoch durch einige Paoli leicht abzukürzenden Visitation im Interesse der städtischen Accise unterwirft, haben wir Zeit genug, die erloschene Freske von Ridolfo Ghirlandajo oben in der Lünette des Thores zu betrachten und einen Blick die lange Straße hinauf zu werfen. Der Eindruck ist kein sehr günstiger: die Häuser sind klein und unschön, die Straße eng und krumm. Obsthöker, Schneider und Schuster verengen sie noch mehr und machen es dem Vetturin schwer, durch das Gewirr von ein- und auspassirenden Barocci (zweiräderigen Karren) hindurchzukommen. Ganze Reihen solcher Karren mit leeren Fässern, für die nächtliche Reinigung der Stadt bestimmt, warten außen, bis der Douanier Zeit hat, mit dem eisernen Stabe zu untersuchen, ob keine Contrebande in die Hauptstadt mit eingeschleppt werde. Endlich sind die Hindernisse überwunden und der Wagen rollt, so rasch es die ermüdeten Pferde vermögen, über die herrlichen, musivisch zusammengelegten Quadern des Pflasters, des Stolzes von Florenz, die Via San Gallo hinab. Die Straße wird breiter, wo zur Linken der kleine, aber reizende Palast (Villino), den einst der Car-

dinal Pandolfini nach des großen Raphael Plane bauen ließ, zur Rechten das weitläufige Hospital (Irrenhaus) von San Bonifazio mit der offenen Fronthalle sich erheben. Einen Augenblick winken uns durch das offene Gitterthor des Palastes Pandolfini die malerischen Gruppen schlanker Lorbeeren und Cypressen, dunkellaubiger Steineichen und baumartiger Camellien in ihren lockenden Schatten; dann geht es den fensterlosen Mauern des Nonnenklosters von Sant' Apollonia, wo die schöne Querstraße nach dem größten Platze der Stadt, der Piazza Maria Antonia, und in den neuesten, erst im Laufe des letzten Jahrzehnts entstandenen Stadttheil führt, und dem imposanten Palast des Bankier Fenzi vorüber in die enge Via de' Ginori, wo die weitvorspringenden Dächer der Häuser kaum je den Sonnenstrahlen Eingang verstatten. „Che palazzi, Signore!" ruft der Vetturin; ihr aber schaut euch verwundert um und ruft ein „dove?"; ihr seht sie nicht, obwohl sie euch umgeben. Am Ende der Straße erreicht ihr den Platz von San Lorenzo. Ihr wißt aus Förster, daß die gleichnamige Kirche eine der größten und schönsten in Florenz ist: ihr seht die nackte, mißfarbige Façade, von einer niedrigen, unschönen Kuppel und einem unbedeutenden Glockenthurme überragt, und schüttelt den Kopf.

Am Ende des Borgo di Lorenzo erreicht ihr die eigentliche innere Stadt, das Centrum des Florentiner Lebens. Es ist Sonntag; Equipage auf Equipage rollt an euch vorüber, den Cascinen zu. Geputzte Menschen drängen sich in dichten Gruppen durch die Straßen. Ein halbes Dutzend Theaterzettel verkündet an der nächsten Ecke die Schauspiele des Abends. Lachen und fröhliche Rufe durchtönen die Gassen mit der ganzen Ungenirtheit des Südens. Euer Ohr, bisher nur an den Mißklang des lombardischen und romagnolischen Dialektes gewöhnt, fühlt sich angenehm berührt durch die reinen toscanischen Laute, wenn euch auch die Florentinischen Gutturaltöne und die Abschleifung der harten Consonanten nicht recht gefallen wollen. Ihr versteht, was man

spricht, wie euch das, trotz eurer Studien, in Italien bisher noch nicht vorgekommen; das trägt mächtig dazu bei, eure gute Laune zu erhöhen. Da hält der Wagen; die französischen Kellner des Hôtel de York springen herbei, und ihr habt in der ersten halben Stunde keine Zeit mehr, an Florenz zu denken.

---

2. Piazza del Duomo.

Es ist Ostersonnabend; wir müssen auf den Domplatz eilen, um der Ceremonie beizuwohnen, die das Ende der langen Trauerzeit der Fasten und des dreitägigen Schweigens aller Glocken bezeichnet. Zwar ist es noch weit von der Mittagstunde; aber was giebt es für uns, die wir noch Neulinge sind in Florenz, nicht Alles zu sehen auf dem Wege vom Palazzo Pandolfini, wo wir unsern Wohnsitz aufgeschlagen, durch die lange Via Larga bis zu unserem Ziele! Die Luft ist weich und mild wie an einem deutschen Junimorgen; ein leichter, weißer Wolkenschleier schützt vor den Strahlen der hier schon ängstlich gemiedenen Aprilsonne. So durchschreiten wir rasch die kleine Via Salvestrina, die, wenigstens vor dem Erlaß des strengeren Polizeigesetzes von 1854, nicht eben geeignet war, dem Fremden hohe Begriffe von dem Sinne der Florentiner für Reinlichkeit und Anstand beizubringen, und biegen unter der kleinen, von Asclepiadeen und jasminblätterigen Bignonien umrankten Terrasse unseres Gartens in die stattliche Via Larga ein.

Nur an schönen Sommerabenden, wenn die Bewohner der Hauptstadt aus den mittleren und unteren Ständen die sparsamen und einförmigen, aber nichtsdestoweniger sehr beliebten Schattengänge des „Parterres" aufsuchen, herrscht hier ein reges, buntes Leben. Die übrige Zeit liegt die breite Straße fast verödet und war in früheren Zeiten, als die Häuser noch einzelner standen und die Polizei noch schlechter

war, als gegenwärtig, nicht selten der Schauplatz räuberischer und mörderischer Ueberfälle.

Zu unserer Rechten erhebt sich ein stattliches, weitgedehntes Gebäude mit weiten Höfen, mächtigen Thorflügeln und nach florentinischem Renaissancestyl weit ausladendem Dache. Die aus den Kellerluken dringenden mannigfachen Gerüche, die Waarenballen und Magazine verrathen seine Bestimmung: es ist die Dogana (Zollamt). In vergangenen Jahrhunderten aber war es längere Zeit der Wohnsitz der reichsten und mächtigsten Familie von Florenz. Hier wohnte Giovanni Medicis, der Vater des älteren Cosmus und der eigentliche Begründer der politischen Macht, wenn auch nicht erst des ungeheuren Vermögens der Mediceer. Er war es, der dem berühmten Brunellesco den Auftrag gab, die altehrwürdige Basilica von San Lorenzo im großartigsten Style wiederherzustellen; der eine Million Thaler für Kirchen und fromme Stiftungen ausgab; der in den verschiedenen Hauptstädten Europa's sechszehn Filialbanken hielt; dem seine ganze Vaterstadt verschuldet war und der, nach Varchi's Ausdruck, „mit offenbaren und öffentlichen Tugenden und geheimen und verborgenen Lastern sich zum Haupte und fast zum Fürsten einer vielmehr nicht geknechteten als freien Republik machte". Auch der große Cosmus, der Pater Patriae, leitete von hier aus die Geschicke seiner Vaterstadt, und der kleine, aber mit den seltensten Gewächsen ausgeschmückte Garten war oft der Sammelplatz gelehrter und geistreicher Zeitgenossen, lange ehe die Orti Oricellarj die platonische Akademie unter der Leitung des Marsilius Ficinus und unter den Auspicien des prächtigen Lorenzo sich erneuern sahen.

Der Douane gegenüber ziehen sich die langen, einförmigen Gebäude des Dominicanerklosters von San Marco bis zu dem gleichnamigen Platze. Die Zellen der Mönche im ersten Stock schließen die Kaufläden im Parterre nicht aus. Einer derselben ist eine Apotheke: die Apotheker sind die Mönche selbst, wie so oft in Italien. Doch können sich die

Dominicaner von San Marco in diesem Punkte nicht mit ihren Brüdern von Santa Maria Novella messen, deren pharmaceutische Producte zum Theil einen europäischen Ruf gewonnen haben und deren kunstreich geformte und gemalte, zum Theil aus der classischen Periode der Porcellanmalerei in Gubbio und Urbino herstammende Majolicavasen den Fremden als eine der unerläßlichen Sehenswürdigkeiten von Florenz von den Ciceroni angepriesen werden.

Ueberhaupt ist San Marco weder an Ausdehnung, noch an Reichthum mit Santa Maria Novella zu vergleichen, wenn auch die nach dem Platz zu liegende Façade der Kirche, im vorigen Jahrhundert in etwas zopfigem Renaissancestyl erbaut, zu den wenigen vollendeten in Florenz gehört. Dennoch geht kein Fremder, dem Kunst- und Kirchengeschichte nicht gänzlich gleichgültige oder unbekannte Dinge sind, achtlos an dem unscheinbaren Gebäude vorüber. In den Kreuzgängen, über den Zellenthüren, in dem Refectorium, — überall begegnen ihm die lieblichen, ätherischen Gestalten des Bruders Angelico da Fiesole. Eine solche Innigkeit, Zartheit und kindliche Naivetät, eine solche hingebende Liebe für den Gegenstand, eine solche Reinheit und Unschuld des Gemüthes weht uns aus seinen seraphischen Gestalten entgegen, daß auch der Laie sofort von ihrer Schönheit ergriffen wird und gern die noch an den altbyzantinischen Styl erinnernden unnatürlichen Körperverhältnisse und die Mängel der Perspective vergißt, die ihm doch sonst den von den Kunstkennern für die Productionen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts geforderten Tribut der Bewunderung oft so sehr erschweren.

Aber während noch die leichten, lieblichen Engelgestalten vor seinen Augen schweben und er ihre Sphärenmusik zu hören glaubt, mit der sie den Thron der Madonna umgeben, tönt bei dem Oeffnen einer neuen Zelle ein Name an sein Ohr, der, wenn er anders ein offenes Herz und einen offenen Sinn für die großartigen Erscheinungen und Charaktere

der Weltgeschichte besitzt, einen plötzlichen Umschwung aller seiner Gefühle hervorruft. „Hier wohnte,“ spricht der begleitende Pater Guardian, „unser Bruder Girolamo Savonarola.“ Er betont das „unser“ bedeutsam, denn die Dominicaner von San Marco sind noch heutzutage stolz auf den größten Bewohner ihres Klosters, dessen Namen sie Jahrhunderte lang kaum auszusprechen wagen durften.

Welcher Gegensatz in denselben engen Mauern: Fra Angelico und Fra Girolamo! Ein Element freilich war Beiden gemeinsam: die Begeisterung für das Göttliche; aber wie unendlich verschieden kam es in Beiden zur Erscheinung! Bei Fra Angelico war es eine stille Opferflamme, die, das Gemüth durchleuchtend und das Irdische verzehrend, nach außen nur einen sanften Schimmer verbreitete, der noch heutzutage auf den Schöpfungen seines Pinsels ruht. Er hatte der Welt entsagt, aber diese Entsagung war nicht die Frucht wilder, verzehrender Kämpfe; es war die natürliche Entwickelung eines reinen, gottergebenen Gemüthes, das in den Ideen, wie sie aus der göttlichen Offenbarung vor ihm aufstiegen, seine höchste Befriedigung findend, vor jeder Berührung mit der rauhen und häßlichen Wirklichkeit der Außenwelt zurückschreckte. Und nun Fra Girolamo, dieser Feuergeist, in dessen Busen die Begeisterung für die Regeneration der ganzen Menschheit wie eine sinnliche Leidenschaft verheerend tobte, dieser italienische Huß, der aber, ein neuer Arnold von Brescia, den Rienzi mit dem Huß verbindend, die Purificirung der Religion mit der politischen Umwälzung vereinigen wollte! Großen Gedanken, die in seiner Zeit überall ans Licht traten, Wurzel schlugen im Herzen der Völker und gewaltige reformatorische und revolutionäre Charaktere und Bewegungen hervorriefen an allen Enden der civilisirten Welt, hat er als einer der Ersten Leben und Gestalt verliehen, wenn auch das Leben ein nicht ganz naturgemäßes, die Gestalt eine verzerrte war und seine ganze Schöpfung schon den Keim des so bald wirklich erfolgten Todes in sich trug. Er hat als der

Märtyrer des neuen Lichtes, wie so Viele vor, mit und nach ihm, in den Flammen des Scheiterhaufens geendet, da wo jetzt der kolossale Neptun Ammanati's, der Spott und Neid des großen Benvenuto, über dem Brunnen auf der Piazza del Granduca Wache hält, gleichsam um das Feuer zu löschen, das den Reformator verzehrte und das nachher wohl seinen Henkern auf der Seele brennen mochte. Macchiavelli wagte von einem solchen Manne nur mit Achtung zu reden; Papst Julius II. ließ es zu, daß der große Raphael ihn kraft der Machtvollkommenheit des Genius unter die Gelehrten der allgemeinen Kirche aufnahm*); aber sein Bildniß von Fra Bartolommeo mit dem Heiligenschein ums Haupt ist seit langer Zeit aus San Marco verschwunden.

Der viereckige Platz von San Marco ist einer der größten der Stadt, aber in keiner Hinsicht geeignet, den Vergleich mit seinem berühmten Namensvetter in Venedig auszuhalten. Der geschmacklos mit einem grünen hölzernen Häuschen überbaute artesische Brunnen vermag keinen Ersatz für die niedrigen, kasernenartigen Gebäude zu bieten, die ihn nach drei Seiten hin umgeben. So wandern wir weiter zwischen den hohen Palästen der Via Larga an der geschmackvoll verzierten Façade der Marucelliana, einer der fünf öffentlichen Bibliotheken von Florenz, dem Palazzo Bartolini, wo „der Bruder des Kaisers" lange Zeit mit seiner Geliebten, der, wie man behauptete, ihm insgeheim angetrauten Wittwe des Marquis Bartolini, lebte, und dem stattlichen Hotel des Fürsten Poniatowsky vorüber, bis wo der Palast Riccardi, eines der Bauwunder von Florenz und nach der jetzigen Douane längere Zeit die Residenz der Mediceer, mit seiner kolossalen und doch gefälligen dunkelfarbigen Steinmasse das Ende der Breitenstraße bezeichnet. Hier wurde Alexander der

*) In den „Stanzen" des Vaticans findet sich auf der berühmten Disputa das Porträt Savonarola's neben denen Dante's und Papst Innocenz III. 2c.

Mohr, der erste Herzog von Florenz, der Bösewichtheld so vieler Romane und Dramen der Gegenwart und Vergangenheit, von seinem Günstling und Vetter Lorenzino, mit Hülfe des Bravo Scoronconcolo, auf jene grauenhafte Art ermordet, die uns Varchi mit so peinlicher Detailmalerei schildert.

Die historischen Erinnerungen aus der Blüthezeit der Stadt sind selten frei von blutigen Flecken. Aber der Dolch und das Schwert spielen ihre Rolle nicht nur in der Geschichte vergangener Jahrhunderte. Hier an dem Eingange der engen, zu dem Domplatz führenden Via de' Martelli glitt das Stilet des Meuchelmörders noch vor wenigen Jahren an der Brust des Ministerpräsidenten Baldasseroni ab, und wenige Schritte weiter sank der junge Engländer unter dem Säbelhiebe des österreichischen Officiers zusammen, der eine englische Flotte vor Livorno geführt haben würde, hätte sich nicht die toscanische Regierung, die natürlich den Sündenbock spielen mußte, noch bei Zeiten vor der mächtigen Monarchin der Meere gedemüthigt. Ruhmwürdigere Erinnerungen aus der Geschichte der Neuzeit erweckt die hohe Sternwarte, die sich über den Schulen der Padri Scolopi erhebt, wo der vor wenigen Jahren verstorbene Provincial des Ordens, Padre Inghirami, seine der gelehrten Welt rühmlich bekannten Beobachtungen über den Mond und die Planetenbahnen anstellte.

Der fluthende Strom der Volksmenge, der durch die enge Straße dem Dome zueilt, reißt uns unaufhaltsam mit sich. Schon von fern, wo sich die schmale Gasse bei dem Palast der Martelli auf den weiten Platz öffnet, sehen wir einen seltsam gestalteten Gegenstand hoch über die dichten Menschenschaaren hinaus ragen. Beim Näherkommen erkennen wir einen unförmlichen, von einem pyramidenartigen Bau überragten, von acht weißen Ochsen gezogenen Wagen, der vor der mittleren Thür der Kathedrale unterhalb der mächtigen weißen Marmortreppe Halt gemacht hat. In dem Augenblicke, wo wir herantreten, ertönt der erste Schlag der Mittagsstunde von der Domuhr. Da fliegt die feurige Taube

(Columbine) vom Hauptaltar das gespannte Seil entlang durch die ganze Länge des Mittelschiffs zum Ueberbau des Wagens, aus dessen hervorstehenden Röhren volle Ladungen von Böllerschüssen ertönen, während auf der Spitze sich ein großes Feuerrad im hellen Mittagssonnenschein dreht. Zu gleicher Zeit beginnt das Geläute aller Glocken von den 318 Kirchen und Kapellen der Stadt, mit dem Donner der Geschütze und dem Jubel des Volkes vermischt: ein sinnebetäubendes Getöse.

Nach einigen Minuten schweigen die Kanonen, die schwerfällige Maschine setzt sich in Bewegung und fährt, von dem Volkshaufen begleitet, langsam am Palast der Misericordia und weiter am Polizeipalast (Palazzo non finito) vorüber nach der Ecke der Via del Proconsole unter die schönen, in venetianischem Geschmack gebauten Fenster des alten Palastes der Pazzi, wo dasselbe Stück von Knall- und Lichteffecten genau in derselben Weise nochmals spielt. Dann fährt der Wagen dahin zurück, wo der ungeheure, zu seiner Aufnahme bestimmte Bretterschuppen noch immer die Straße nahe bei Porta al Prato verunziert, um bis zum nächsten Ostersonnabend zu ruhen, und die dichten Volkshaufen zerstreuen sich nach allen Seiten. Erkundigt ihr euch aber, was denn die ganze seltsame Ceremonie bedeute, so erzählt man euch wohl, wie einst ein Ritter aus dem Geschlecht der Pazzi von allen Kriegern Gottfrieds von Bouillon der erste gewesen sei auf der Mauer der heiligen Stadt, und wie diese Feierlichkeit zu Ehren jener Heldenthat gestiftet worden. Was aber nun für ein innerer Zusammenhang zwischen beiden stattfinde, habe ich wenigstens nie herausbringen können.

Wir setzen uns zur Erholung einen Augenblick auf eine der grünen Bänke vor dem nahgelegenen Caffè della Flora, berühmt wegen seines ausgezeichneten Mokkakaffee's. Unser Blick ruht unwillkürlich auf der hohen, düsteren Façade des Palazzo Pazzi, der nach mancherlei Wechselfällen jetzt einem baronisirten jüdischen Mäkler aus Bayern in die Hände ge-

fallen ist, dessen stadtbekannter Geiz, Gemeinheit und ungeheure Nase den Witz- und Schmutzblättern der Jahre 1848 und 1849 einen ergiebigen Stoff zur Persiflage lieferten. In den Nachmittagsstunden des 2. Mai 1478 bot das schöne Mittelfenster über dem hohen Portal einen schrecklichen, mitleidswürdigen Anblick. Dort hing der im Todeskampf zuckende Körper Francesco Pazzi's, des Hauptes der berühmten Verschwörung gegen die Medici's. In der blinden Raserei der Wuth hatte er, während er den bereits entseelten Körper Julians mit zwanzig Dolchstößen durchbohrte, sich selbst eine tiefe und schmerzhafte Wunde beigebracht. Der empörte Pöbel riß ihn aus dem Bett und knüpfte ihn an das Fenster seines eigenen Palastes, während seine Gefährten im Palast der Signoria ein ähnliches Schicksal ereilte.

Die Menge hat sich verlaufen; wir kehren zum Domplatz zurück und benutzen die Stille der Mittagsstunde, um von dem Sasso di Dante aus noch einmal ungestört den Eindruck des Riesenbaues der Kathedrale in uns aufzunehmen. Ob wirklich der größte Dichter Italiens und des Mittelalters von hier aus das Werk Arnolfo di Lapo's bewundert und sich durch die Anschauung desselben zur Schöpfung eines noch größeren Kunstwerkes begeistert habe, möchte nicht leicht auszumachen sein; sicher aber ist, daß man von keinem andern Punkte aus eine so vollständige Uebersicht des Langschiffes und des achteckigen Chores mitsammt der Kuppel zugleich gewinnt. Großartig und von poetischer Wirkung ist der Anblick des Domes von dieser Stelle aus, wenn die Strahlen des Vollmondes auf die bunte Marmorbekleidung fallen und die ernsten gewaltigen Umrisse sich scharf und klar von dem heiteren Nachthimmel abheben. Im hellen Sonnenschein ist der Eindruck der schwarzen und weißen Tafeln, zumal wo die letzteren durch neue Ausbesserung wie kreidefarbige Flecken erscheinen, kein wohlthuender und stört den reinen Totaleffekt des Bauwerkes. Dazu kommt, daß der Platz noch immer viel zu klein und beschränkt ist, so viel man auch schon

in neuerer Zeit zu seiner Erweiterung gethan hat. Erst wenn man außerhalb der Stadt, auf einem der nahen Hügel stehend, den Dom inselartig, von der Riesenkuppel hoch überragt, aus dem Häusermeer aufsteigen sieht, erhält man einen den wirklichen Verhältnissen entsprechenden Eindruck und erkennt, wie der große Baumeister den Auftrag der Väter der Stadt gewissenhaft ausgeführt hat. „So prächtig und erhaben, daß man nichts Schöneres noch Erhabeneres, durch menschliche Kunst, Thätigkeit und Macht Geschaffenes sich auch nur vorstellen könne", sollte die Kathedrale werden, die, der Macht, des Reichthums und der Würde der Republik würdig, sich an der Stelle der alten Kirche von Santa Reparata erhöbe. Von dem Kostenpunkt war in dem Decret keine Rede; man hielt desfallsige Beschränkungen der Gemeine von Florenz unwürdig. Zu gleicher Zeit wurde Arnolfo mit dem Bau des Palastes der Signoria (Palazzo Vecchio), der dritten, sechs Miglien langen, Umfangsmauer der Stadt, der Marmorbekleidung des Battisterio und andern öffentlichen Bauten beauftragt, von denen die kleinste das dermalige Budget der hauptstädtischen Verwaltung weit übersteigen würde.

Freilich, 170 Jahre verflossen von der Grundsteinlegung „unserer lieben Frau zur Blume" (Santa Maria del Fiore, Anspielung auf die Lilie, das florentinische Wappen), am 8. September 1296, bis die Kugel und das Kreuz, das Werk Andrea Verocchio's, die Laterne der Kuppel krönten. Generationen der berühmtesten Baumeister waren einander gefolgt; Giotto hatte seinen gewaltigen Thurmbau, ein Museum von Architektur und Sculptur, neben der Façade des Domes aufgerichtet. Taddeo Gaddi, Andrea Orgagna, Lorenzo di Filippo hatten Schiff und Chor vollendet; aber Alle verzweifelten am Bau der Kuppel. Hagen erzählt uns in seinen Memoiren Ghiberti's die von florentinischen Chronisten aufbewahrte, etwas anekdotenartige Geschichte der Uebergabe des Kuppelbaues an den genialen, aber leidenschaftlichen und starrköpfigen Philipp Brunellesco, dessen ernste Marmorstatue,

neben der Arnolfo di Lapo's von der späten Nachwelt aufgerichtet, noch immer sinnend nach dem erhabenen Werke seines Geistes emporschaut, dessen Vollendung doch auch er selbst nicht mehr erlebte.

Ganz aber ward der Dom nie vollendet. Es ist eigenthümlich, daß zwar der nach oben abschließende Kuppelbau fast keiner der größeren florentinischen Kirchen fehlt, aber fast ausnahmslos allen die Marmorbekleidung der Façade. Die nackte, unebene, mißfarbige Vorderseite von Santa Croce, San Lorenzo, Santa Maria del Carmine u. a. macht auf den Beschauer einen höchst widrigen Eindruck. Die des Domes ist freilich geglättet und bemalt. Aber eine Bepinselung mit jetzt mehr als halb verloschenen Wasserfarben durch zwei unbedeutende bolognesische Maler der Zopfzeit, im Style einer Theaterdecoration, ist ganz geeignet, die Erbärmlichkeit der Idee und der Ausführung in recht schneidendem Contrast zu der Großartigkeit aller übrigen Theile des Baues erscheinen zu lassen. Zweimal, zuerst von Giotto, dann unter dem Großherzog Franz I., ward eine Marmorfaçade begonnen, aber nie zu Ende geführt. Auch die letzten Jahre haben der Modelle und Pläne gar viele und schöne gebracht. Mehrere haben sich den ungetheilten Beifall der Kenner erworben; aber der Magistrat von Florenz zuckt die Achseln. Die Zeiten des Auftrags an Arnolfo sind vorüber.

Die Aermlichkeit der Façade fällt durch den Gegensatz der prächtigen weißen Marmorquadern der Treppe, die, oben einen breiten Vorplatz bildend, zu ihr hinanführt, um so unangenehmer in die Augen. Noch jetzt an heißen Sommerabenden könnt ihr hier zahlreiche Spaziergänger sehen, die, auf- und abwandelnd, des kühlen Zugwindes genießen, der, selbst wenn überall die tiefste Ruhe in der Atmosphäre herrscht, hier aus den vielen Straßen und Gäßchen, die auf den Domplatz münden, hervorzuströmen pflegt. Auf den breiten Stufen sitzen und liegen dann Hunderte von Personen aus den unteren Classen, bald laut plaudernd und lachend, bald in

tiefen Schlaf versunken. Aber vor Jahrhunderten herrschte hier ein ganz anderes Leben und Treiben. „Ihr könnt euch darauf verlassen, daß ich jeden Abend zu diesen Marmorstufen kommen werde. O, welche Kühle, welch herrlicher Luftzug! Ich glaube nicht, daß es in ganz Italien einen süßeren Zeitvertreib giebt, als diesen. Hierher kommen Musiker, hierher Poeten, hierher Narren und Weise, hier erzählt man Scherze und Mährchen, zieht einander auf und spricht von allen Neuigkeiten der Welt!" so ruft Doni in seinem libro de' marmi aus. Und die Chronisten erzählen uns, wie hier in hellen Sommernächten Singwettkämpfe stattgefunden und allerlei Schwänke und Possen der lustigsten Art aufgeführt worden seien. Eine Beschreibung derselben giebt die Komödie la Fiera (der Jahrmarkt) von Michelangelo dem Jüngeren, die in dem großen Saale der Uffizien (Palazzo degli Uffizj) im Jahre 1618 zuerst aufgeführt wurde.

Wenn auch noch heutzutage in Florenz, wie im ganzen Süden, das öffentliche und gesellige Leben mehr auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, als im Innern der Häuser seinen Ausdruck findet, so kann sich doch in dieser Hinsicht das Jetzt nicht mehr mit dem Ehemals vergleichen. Noch in dem letzten Jahrzehnt, zumal seit der Revolution von 1848—49 hat eine bedeutende Abnahme hierin stattgefunden. Eine allmählige Annäherung an die Sitten des Nordens ist nicht zu verkennen. Die alte harmlose Fröhlichkeit des Straßenlebens ist vorüber. Die Musiker, die Quacksalber, die Marionetten sind von den Straßen verschwunden.

Erinnerungen ernsterer Art erregt der Platz am Fuße der großen Treppe zwischen dem Dom und der Taufkirche von San Giovanni, dem sogenannten Battisterio mit seinen ehernen „Thüren des Paradieses". Er war der gewöhnliche Sammelplatz der bewaffneten Macht von den Tagen der Guelfen und Ghibellinen bis in die neueste Zeit. Im Jahre 1530, als Carl V. und Papst Clemens VII. die Stadt mit Heeresmacht belagerten, hielten die Väter und Feldherren der

wiedererstandenen Republik „unter dem Zeichen Christi", das noch an dem Palazzo Vecchio prangt, hier Musterung über alle waffenfähigen Bürger. Hier versammelten sich auch die Freiwilligen, welche die Oesterreicher im Frühling 1848 aus der Lombardei jagen wollten, aber zum größeren Theile schon von den Apenninen aus wieder umkehrten, „weil es so kalt und naß gewesen, weil ihre Schuhe zerrissen und sie von ihren Kameraden bestohlen worden seien". Andere freilich retteten die Ehre des toscanischen Namens durch ihren Heldentod auf den blutigen Feldern von Curtatone und Montanara. Die preußischen Pickelhauben der Guardia civica aber, die damals so oft ihre jungfräulichen Waffen hier im Sonnenscheine blitzen ließ, mußten bald den Käppi's der nordischen Weißröcke Platz machen, und seitdem hat der Domplatz kein Bürgermilitär wieder gesehen.

---

3. San Giovanni. — Il Bigallo. — La Misericordia.

Aehnlich wie in Pisa erhebt sich der Façade des Domes gegenüber die achteckige Taufkirche des heiligen Johannes, eines der ältesten Gotteshäuser der Stadt. Der gewöhnlichen Ansicht nach soll sie seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts zum Theil aus den Trümmern heidnischer Bauwerke und vielleicht auf der Stelle, wo früher ein Tempel des Mars stand, errichtet sein; ja die Sage hat sie selbst zu einem ehemaligen Heiligthum des Kriegsgottes gestempelt. Ein Gleiches wird ohne bessere Begründung von den Taufkirchen Pistoja's, Volterra's und der Pieve in Arezzo behauptet. Welches mag der geheimnißvolle innere Zusammenhang sein, den das Volk zwischen der Reinigung von dem Makel der Erbsünde und der Anbetung des wilden Ares findet?

Selten wird man zu gewissen Nachmittagsstunden an dem Baptisterium vorübergehen, ohne die südliche Thür geöffnet und innen einen Priester mit der heiligen Handlung beschäftigt zu finden. Denn fast ganz Florenz wird hier in die Gemeine der Christenheit aufgenommen. Taufen im Hause oder in andern Kirchen werden nur ausnahmsweise gestattet. Ich wohnte einst der Taufe des Sprößlings einer der vornehmsten Familien der Hauptstadt bei. Eine glänzende Equipage mit den Dienern des Hauses in Gallalivrée hielt, gefolgt von mehreren ähnlichen, am Eingang. Aus der ersten stieg die Hebeamme, den in eine goldgestickte Atlasdecke gehüllten Täufling tragend, aus den andern die erwählten Pathen, drei an der Zahl. Seltsamerweise war nicht einmal der Vater des Kindes gegenwärtig. Der bereits am Fuße des riesigen marmornen Taufbeckens harrende Priester begann sofort die heilige Handlung, die ohne alle freie Rede, einzig von einer Anzahl mit unglaublicher Geschwindigkeit und durchaus, selbst für die Zunächststehenden, unverständlich hergemurmelter lateinischer Gebete und Formeln begleitet, kaum zehn Minuten in Anspruch nahm. Eine Schaar von Bettlern beiderlei Geschlechts, zum Theil von abschreckend ekelhaftem Aeußern, hatte indessen Spalier bis zur Kirchthür gebildet und empfing von den rückkehrenden Pathen reichliche Almosen. Man versicherte mir, es sei das ein Ueberbleibsel aus alter Zeit, wo bei diesen Gelegenheiten reiche Geschenke an alle Clienten des Hauses im weitesten Sinne vertheilt worden seien. An der Kirchthür trennte man sich und die Pathen fuhren wieder nach Hause. Große Festlichkeiten, wie in den meisten Gegenden Deutschlands bei solchen Gelegenheiten in den Häusern stattzufinden pflegen, scheinen in Florenz nicht Sitte zu sein.

Ziemlich unbefriedigt von dem Gesehenen und Gehörten verweilte ich auf dem Platze, um das Aeußere der Kirche zu betrachten. Es ist ein seltsamer Bau mit seinen acht gleichen Seiten, dem oben als flache Pyramide sich zuspitzenden Dache,

dessen fleckige Bleibedeckung ihm von weitem das Ansehen giebt, als sei es mit frisch gefallenem Schnee bestreut, mit dem Wechsel von Rundbögen und geradem Gebälk über den Pilastern und dem musivischen Täfelwerk der Füllungen. Wer auch nur einigermaßen mit den charakteristischen Merkmalen vertraut ist, welche die verschiedenen Epochen der Architektur in Italien bezeichnen, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß das Gebäude in der That erst dem elften oder zwölften Jahrhundert, ja in seiner Vollendung vielleicht erst dem Anfange des vierzehnten angehört. Für den Kunstkenner und Mann von Fach mag es des Interessanten viel bieten; der Laie würde sich von seinen weder großartigen noch anmuthigen und feinen Formen bald abwenden, hielten nicht Ghiberti's herrliche Bronzebilder seine Blicke lange gefesselt. Im Frühjahr und Herbst zumal, wo die Fremdensaison von Florenz auf ihrem Gipfel ist, kann man zu keiner Tagesstunde hier vorübergehen, ohne das Eisengitter, welches die berühmten Thüren, „degne d'essere le porte del paradiso", vor allzugroßer Annäherung schützt, von den Schaulustigen belagert zu sehen, welche die staubbedeckten Reliefbilder anstaunen und mit Hülfe ihres „rothen Buches" zu entziffern suchen. Leider ist (wie das sogar auf den neuerdings davon genommenen, trefflich gelungenen Photographien deutlich hervortritt) die bedeckende Staublage hier und da so dick geworden, daß sie zum Theil fast unkenntlich geworden sind. Ob man sich scheut, Hand an sie zu legen, und wäre es auch nur, um sie zu reinigen?

Thöricht aber ist es, wie die Meisten thun, die trefflichen Arbeiten Niccolo Pisano's an der südlichen Thür nach denen seines großen Nachfolgers zu betrachten. Dies gemahnt mich an einen Reisegefährten, der, nachdem er wochenlang die Schweizer Alpen durchstreift hatte, zum Schluß eine Schwarzwaldreise machen wollte. Lieber sollte man mit ihnen beginnen und zum Schluß noch die anmuthigen Blumengewinde bewundern, mit denen Ghiberti seine Reliefs an dem nörd-

lichen Thore einfaßte, dessen Ausführung ihm die Kaufmannschaft übertrug, nachdem ihm das östliche Hauptthor so herrlich gelungen war. In der That scheint die Kaufmannsgilde der guten Stadt Florenz im Jahre 1400 nicht nur viel mehr Geld, sondern auch mehr Kunstsinn besessen zu haben, als heutzutage, indem sie Ghiberti's Modelle denen seiner zahlreichen und berühmten Mitbewerber (Brunellesco, Jacopo della Quercia, Donatello ꝛc.) vorzog. Aus neuerer Zeit ließen sich Gegenstücke berichten, aber exempla sunt odiosa.

Zu beiden Seiten der Hauptthür stehen zwei abgebrochene Porphyrsäulen, ein Geschenk der Pisaner an die Florentiner zum Danke dafür, daß diese Letzteren die Bewachung ihrer Stadt übernommen, als die ganze waffenfähige Mannschaft der Republik zur Eroberung der Insel Majorca ausgezogen war. Bei einer entsetzlichen Ueberschwemmung des Arno im Jahre 1424 wurden sie umgeworfen und zerbrochen. Es heißt in den alten Chroniken, die Pisaner hätten den Florentinern zwei schöne Bronzethüren und zwei mit Scharlach überzogene, aber vom Feuer verdorbene Porphyrsäulen zur Wahl angeboten, und die Florentiner hätten sich durch den Glanz des Ueberzuges verleiten lassen, die letzteren zu wählen. Die Pisaner aber hätten sich nachher derb über ihre Thorheit lustig gemacht, und daher stamme die noch jetzt im Munde des Volkes lebende Rede: Fiorentin ciechi e Pisan traditori (die Florentiner sind blind und die Pisaner falsch). Sogar Brunetto Latini's Wort bei Dante: Vecchia fama nel mondo li chiama orbi (ein altes Gerücht in der Welt nennt sie blind, Inf. XV, 67) hat man auf diese Geschichte bezogen, während Andere darin eine Anspielung auf den verhängnißvollen Leichtsinn sehen, mit dem die Florentiner auf das Versprechen Attila's, ihre Stadt zu schonen, den hunnischen Horden ihre Thore öffneten. Wie dem auch sei, die Sage bezeichnet klar genug das Mißtrauen der beiden Schwesterstädte gegen einander, ein Mißtrauen, das trotz der umgewandelten Verhältnisse noch heutzutage nicht ganz verschwunden

ist und schon mehr als einmal zu blutigen Scenen Anlaß gegeben hat; nur daß in neuester Zeit Livorno, die Colonie der Pisaner, die Stelle der gesunkenen Mutterstadt zu vertreten pflegt.

Wenn wir uns von dem Baptisterium südlich wenden, um in die schöne neue Via Calzajoli einzutreten, fällt uns an der Ecke zwischen Platz und Straße eine jetzt leider vermauerte Loggia von herrlicher Arbeit in die Augen, die, obwohl in kleinen Verhältnissen, zu dem Schönsten gehört, was der florentinische Renaissancestyl der ersten Periode aufzuweisen hat. Sie gehört zu dem Gebäude des Bigallo. Bis zum Jahre 1248 stand hier ein hoher Thurm, Guardamorte, der Todtenschauer, genannt. Solcher Thürme hatte im Mittelalter jeder florentinische Palast. Sie waren nicht weniger zum Schmuck als zur Vertheidigung bei den fast ununterbrochenen Fehden der Parteien und Familien bestimmt; ja es scheint, als ob die Toscaner von jeher eine besondere Vorliebe für diese hohen, wenn auch unbequemen Bauwerke gehabt hätten. Behauptet doch schon Dionys von Halicarnaß, der Name Tyrrheni komme von turris her, weil die Etrusker in Thürmen zu wohnen pflegten. Einen höchst eigenthümlichen Anblick mußte Florenz im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mit seinem Walde von mehr als 1200 durchschnittlich 120 Ellen hohen Thürmen dem von den Bergen herkommenden Fremden darbieten. Als im vierzehnten Jahrhundert die Volkspartei ans Ruder kam, mußten dieselben alle bis auf 50 Ellen abgetragen werden, sei es, um den Stolz des Adels symbolisch zu beugen, sei es, weil man diese hohen und starken Steinbauten wirklich als Zwingburgen gegen die Volksfreiheit fürchtete.

Selbst von diesen erniedrigten Thürmen sind nur noch wenige auf die Gegenwart gekommen. Sie bestehen an der äußern und innern Fläche aus roh behauenen Quadersteinen, zwischen denen sich eine Füllung von groben Arnokieseln, mit Kalk vermischt, befindet. Wer sich noch heutzutage eine Vor-

stellung von dem Anblick einer solchen mittelalterlichen toscanischen Stadt verschaffen will, der verlasse bei Poggibonsi die toscanische Central- (Florenz-Siena-) Eisenbahn und besuche den nahen Flecken von San Gemignano, über dessen zerfallenden Wohnungen und grasbewachsenen Straßen vierzehn graue Steinthürme aus dem frühesten Mittelalter hoch in den blauen Himmel hinein ragen, ein eigenthümlicher Anblick von großartig malerischer Wirkung.*)

Der seltsame Name jenes Thurmes bei San Giovanni deutet auf den Gebrauch, dem zufolge in alten Zeiten alle Todten vor dem Begräbniß eine Zeitlang in der Taufkirche zur Schau ausgestellt wurden. Nichts kann uns eine anschaulichere Vorstellung von dem glühenden Haß, der die Parteien der Guelfen und Ghibellinen zu Kaiser Friedrichs II. Zeiten beseelte, und von der Barbarei, die dieser Haß in seinem Gefolge hatte, geben, als das Ereigniß, bei dem der Guardamorte verschwand.

Jede der beiden Parteien pflegte eine der Hauptkirchen der Stadt zu ihrem Versammlungsorte zu wählen. Die Guelfen tagten damals in San Giovanni, und als es nun ihren Gegnern mit dem allgemeinen, freilich rasch vorübergehenden Siege ihrer Partei in Mittelitalien gelungen war, sie aus den Mauern von Florenz zu vertreiben, unterhöhlten sie den genannten Thurm und zündeten dann die hölzernen Stützen an, damit er zusammenbrechen und die nahe Kirche zerschmettern möge. Aber durch Gottes Rathschluß, sagt der Chronist, neigte sich der Guardamorte wunderbar zur Seite und fiel mitten auf den Platz, ohne die Kirche oder ein lebendes Wesen zu beschädigen.

An seiner Stelle wurde ein Ordenshaus erbaut, und hier war es, wo der heil. Petrus der Märtyrer im Jahre 1290 die Führer der sacra milizia ernannte, welche der paterinischen Ketzerei ein Ende machen sollte. Noch erkennt

---

*) S. später: Die toscanischen Maremmen.

man an der äußern Wand des Oratoriums zwei halb zerstörte Gemälde von Taddeo Gaddi, die auf dieses Ereigniß deuten. Auf dem einen überreicht der Heilige den geweihten Kämpfern eine weiße Standarte mit rothem Kreuze, auf dem andern predigt er zu ihnen und dem versammelten Volke.

Die Florentiner waren von jeher sehr geneigt zur Ketzerei in religiösen wie in politischen Dingen. Bei großer natürlicher Neigung zur Skepsis, zu Spott und Satyre, giebt sich bei ihnen eine stete Opposition gegen die Autorität in jedweder Beziehung, woher sie auch stammen mag, kund. Ein eigenthümliches Talent, die schwachen Seiten der Dinge wie der Personen mit raschem Instinkt herauszufühlen, trieb und treibt sie noch immer, die Machthaber und ihre Institutionen, kirchliche sowohl als profane, zumal wenn dieselben mit der Prätension unbedingter Geltung oder gar der Unfehlbarkeit auftreten, zu verhöhnen. Freilich haben sie sich stets kaum minder unfähig gezeigt, die Freiheit als die Knechtschaft zu ertragen, und sich im Grunde unter einem milden Absolutismus, der ihrer Vergnügungssucht und Eitelkeit zu schmeicheln und ihnen in einer ungefährlichen Redefreiheit den Schein der Freiheit überhaupt zu bewahren wußte, stets am wohlsten befunden.

So hatten auch die Drohungen und Bannflüche des Papstes gegen das manichäische Ketzerwesen in Florenz wenig gefruchtet; die halbe Stadt war paterinisch gesinnt und die stärksten Plätze innerhalb und außerhalb der Mauern befanden sich in den Händen der Häretiker. Als nun aber in Florenz selbst ein Kreuzzug gepredigt, als das florentinische Volk als Beschützer des Glaubens und der Religion von den schlauen Kreuzpredigern hingestellt und ein neuer florentinischer Ritterorden zur Bekämpfung der Katharer gestiftet wurde, da strömten die kampfbegierigen Gläubigen in Masse zu den Fahnen und ein blutiger Bürgerkrieg begann, der nach einiger Zeit mit der wenigstens äußerlich vollständigen Unterdrückung der Ketzerei endete. Nach dem Siege wurde das

Ordenshaus zum Hospiz für Pilger bestimmt, bis Cosmus I. den Bigallo zum Waisenhause umschuf, welchem Zwecke er, durch fromme Stiftungen mit großen Geldmitteln ausgerüstet, noch heute dient.

Mit dem Bigallo war im funfzehnten Jahrhundert das Institut der Misericordia längere Zeit verschmolzen, eine Einrichtung so eigenthümlicher und schon in ihrer äußeren Erscheinung so auffallender Art, daß sie selbst dem oberflächlichsten Touristen nicht zu entgehen pflegt. Ich werde den Augenblick nie vergessen, als ich zuerst Zeuge ihrer wohlthätigen Wirksamkeit war.

Schon öfters war ich an dem großen und einfachen Gebäude, das ebenfalls an der Seite des Domplatzes gelegen, nur durch die Via Calzajoli von dem Bigallo geschieden ist, und an dem Kirchhofe außerhalb der Porta Pinti mit dem hübschen halbkreisförmigen Säulengange vorüber gegangen und hatte die Namen Palazzo und Campo santo della Misericordia gehört, ohne mich viel um die Bedeutung derselben zu kümmern. Einst — es war an einem dunklen und stürmischen Aprilabend — kehrte ich in später Stunde von dem Besuche bei einem Freunde, der jenseit des Arno wohnte, nach meiner Wohnung im Palast Pandolfini zurück. Als ich auf den Domplatz trat, schlugen plötzlich die tiefen, dumpfen Töne der großen Glocke des Campanile, die in eigenthümlicher Weise mehr angeschlagen als geläutet wurde, an mein Ohr. Mehrere Personen, die über den Platz kamen, blieben, gleich mir, horchend stehen. Das Geläut verstummte, um nach kurzer Pause in ähnlicher Weise von Neuem zu beginnen; dann blieb es still. „Ah, è a caso“ (wörtlich: es ist für den Zufall, d. h. es bedeutet einen Unglücksfall), sagte der Eine zum Andern. Ich trat hinzu und fragte nach der Bedeutung. „Ma, è la campana della Misericordia che suona a caso“ (es ist ist ja die Glocke der Misericordia, die einen Unglücksfall anzeigt), wiederholte der Gefragte, offenbar verwundert über meine Unwissenheit, und wandte mir den Rücken.

Nicht viel klüger geworden durch die Antwort, setzte ich meinen Weg fort durch den Borgo di San Lorenzo. Am Ende, wo die Apotheke (mit der schönen kleinen Copie des Tacca'schen Ebers auf dem Mercato nuovo) die Ecke gegen den Platz von San Lorenzo bildet, versperrte ein dichter Menschenknäuel die Straße. Als ich herankam, öffnete er sich auf beiden Seiten und bildete eine Gasse, aus der ein seltsamer Zug hervorging. Voran schritt ein Mann mit schwarzem Stabe und in schwarzer Kleidung, mit dreieckigem Hute, ähnlich den Trauermarschällen bei feierlichen Beerdigungen. Ihm folgte eine Bahre, deren schwarze Decke, an einem Ende zurückgeschlagen, ein bleiches, blutbedecktes Frauengesicht, auf weißem Kissen ruhend, zeigte. Acht Männer in Kutten von schwarzem Steifleinen, die gleichfarbige spitze Kapuze über den Kopf gezogen, so daß nur zwei runde Löcher für die Augen blieben, den Rosenkranz vor der Brust herabhangend, waren die Träger. Acht Andere folgten paarweise, während zu beiden Seiten je zwei Fackelträger hergingen. Der düstere Zug, der fast geräuschlos rasch dahinschritt; das tiefe Schweigen der Zuschauer, die ehrfurchtsvoll die Hüte zogen, sobald die Bahre ihnen nahte; der rothe, flackernde Schein der qualmenden Fackeln: — das ganze Bild machte auf mich, der ich nie Aehnliches gesehen, einen tiefen und schaurigen Eindruck und verfolgte mich noch lange in meinen Träumen.

Erst am folgenden Morgen erfuhr ich den Zusammenhang. Eine junge Frau aus den unteren Ständen hatte sich, durch die wiederholten Mißhandlungen ihres brutalen Ehemannes zur Verzweiflung gebracht, aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes auf die Straße gestürzt, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Tödtlich verletzt, aber noch lebend, war sie von Vorübergehenden gefunden worden, die, zum nahen Palast der Misericordia eilend, dort von dem Geschehenen Anzeige gemacht hatten. Die sofort ertönende Glocke des Domthurmes hatte die dienstthuenden Brüder eiligst zu-

sammengerufen, so daß kaum zwanzig Minuten nach dem Ereigniß die Unglückliche auf die Bahre gehoben werden konnte, um in das große Hospital von Santa Maria Nuova gebracht zu werden, das seine gastfreundlichen Thore jedem Kranken öffnet, ohne erst lange nach seiner Berechtigung zu fragen.

Die Misericordia ist ein freiwilliger Verein von Priestern und Laien. Sein Zweck ist Krankenpflege, Geleit der Kranken und Verunglückten von der Straße oder dem Hause ins Hospital und wieder zurück, und endlich auch zum Begräbniß, ohne alle und jede Vergütung. Ja, bei armen Kranken und Verunglückten lassen diese Wohlthäter der leidenden Menschheit oft eine reichliche Geldspende unter dem Kissen zurück.

Häufige Pestfälle, die zum Theil auf offener Straße vorkamen, wo sich Niemand finden wollte, die Unglücklichen in ihre Wohnung oder ins Lazareth zu bringen, waren der erste Grund zur Bildung dieser Genossenschaft im Jahre 1244. In der oft und schwer von ansteckenden Seuchen heimgesuchten Stadt erwarb sie sich unsterbliche Verdienste, wenn sie sich auch natürlich bei dem furchtbaren Wüthen des schwarzen Todes im Jahre 1348, dem die größere Hälfte der Bewohner zum Opfer fiel, unzureichend erweisen mußte. Im Jahre 1425 aufgehoben und, wie erwähnt, mit dem Bigallo vereint, wurde sie auf den allgemeinen Wunsch der Bürger schon gegen Ende desselben Jahrhunderts erneuert und hat seitdem ununterbrochen bestanden. Wer sich von ihrer segensreichen Wirksamkeit überzeugen will, braucht nur ihre, auch für die Culturgeschichte höchst interessanten, seit fast vier Jahrhunderten regelmäßig geführten Bücher nachzuschlagen.

Die Zahl ihrer Mitglieder, zwischen denen eine hierarchische Gliederung stattfindet (72 Capi di guardia, von denen 10 Prälaten und graduirte Priester, 20 nicht graduirte, 14 Edelleute [gentiluomini], 28 Handwerker [artisti] sind; dann 105 Dienstthuende [giornanti], von denen 15 täglich in Dienst

sind; endlich die Stracciafogli, die später als Giornanti eintreten), ist sehr bedeutend; Männer aus allen Klassen, vom Großherzoge selbst (der sich im Dienst natürlich vertreten läßt) bis zu dem letzten Handwerker, finden sich darunter. Ihre Namen bleiben dem Publikum unbekannt; sie erscheinen öffentlich nur tief verhüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen, Alle in der gleichen Ordenstracht. Als Krankenpfleger haben sie einen solchen Ruf, daß vornehme Leidende es sich als eine ganz besondere Gunst erbitten, von den Brüdern der Misericordia gepflegt zu werden.

Der Orden hat durch Vermächtnisse und Schenkungen ein bedeutendes Vermögen erworben, das aber nur seinen frommen Zwecken und keineswegs seinen Mitgliedern zu gute kommt. Das einzige Vorrecht derselben ist ebenfalls freie Verpflegung in Krankheitsfällen und ein kostenfreies Begräbniß auf dem erwähnten Kirchhofe. Alle bedeutenderen Städte des Großherzogthums, wie Pisa, Livorno, Siena, Lucca, Arezzo und Pistoja, haben diese treffliche Einrichtung nachgeahmt. Ob sie auch außerhalb Toscana's irgendwie in dieser Weise Eingang gefunden habe, ist mir nicht bekannt.

---

4. Der Arno.

I.

Wer seine Reiseerlebnisse in Italien oder Griechenland dem Publikum zu erzählen unternimmt, hat einen großen Vortheil vor den schriftstellernden Reisenden in allen andern Ländern voraus. Die Namen der Oertlichkeiten, die er erwähnt, seien es Städte und Schlösser, oder Berge und Seen, wecken, zum größten Theil wenigstens, ein altes Echo in dem Busen seiner Leser. Es sind ihnen zum Theil schon aus froher Jugendzeit altbekannte Plätze, wo ihre Phantasie sich mit den Heroen und Göttern, den Staatsmännern und Kriegern des

Alterthums herumgetummelt. Es bedarf nicht erst der Künste einer glänzenden Schilderung, um ein Interesse für sie in unserem Herzen zu wecken, wie bei der Beschreibung der Wunder fremder, unbekannter Erdtheile. Aber was für den Reiseschriftsteller ein Vortheil, ist für den Reisenden selbst oft eine Quelle bitterer Täuschungen. Unwillkürlich vergleicht er die vor ihm auftauchende Wirklichkeit mit den glänzenden Bildern einer jugendlich ausschweifenden Phantasie, denen gegenüber selbst die blendenden Tinten des Südens grau und farblos erscheinen. Zumal findet er Alles kleiner, unbedeutender, als er es sich vorgestellt. Er bedenkt nicht, daß die alten Historiker, Geographen und Dichter unsere Maßstäbe noch nicht kannten; er vergißt, daß es in den meisten Fällen nicht die Eigenschaften des Ortes selbst sind, die ihn berühmt gemacht, sondern die historischen Thatsachen, die sich an seinen Namen knüpfen; er vergißt die Veränderungen, welche eine zweitausendjährige wechselreiche Geschichte nicht nur in den Erzeugnissen der Menschenhand, sondern selbst im Charakter der Landschaft hervorgebracht hat.

Nicht nur die Etsch und der Po, „co' seguaci sui“, wie Dante seine tributpflichtigen Nebenflüsse nennt; nicht nur Tiber und Arno, sondern auch Liris und Anio, Rubicon und Trebbia und viele andere Flußnamen Italiens klingen dem hyperboräischen Reisenden wie die alter, lieber Bekannten. Voll gespannter Erwartung sieht er dem Augenblick entgegen, wo er sie überschreiten soll, und will kaum seinen Augen trauen, wenn er statt des erwarteten königlichen Stromes einen schmalen, verschwindenden Wasserstreifen in der Mitte eines wüsten Kiesbettes findet.

Die Flüsse der Halbinsel sind, mit Ausnahme des Po und der Etsch und etwa der „blonden Tiber“, sämmtlich wilde Gebirgsströme von kurzem Lauf und raschem Fall, wobei sie jedoch oft vor der Mündung, wo sie in die söhlige Ebene des adriatischen oder tyrrhenischen Meeres treten, breit, stagnirend und durch die Masse fester Stoffe, die sie aufgelöst mit

sich vom Gebirge herunterführen, eine Barre vor sich aufthürmend, pesthauchende Sümpfe und Lagunen bilden. Kein Jahr vergeht ohne verheerende Ueberschwemmungen, die in steter Zunahme begriffen sind, in demselben Verhältniß, wie die letzten, die Feuchtigkeit sammelnden Wälder von den steilen Hängen der Apenninen und ihrer Vorberge verschwinden. Nicht wenige verändern alljährlich ihr Bett und hemmen den Verkehr auf den belebtesten Straßen. Noch immer führt — so weit dem Verfasser bekannt — keine Brücke über die Magra auf der großen Heerstraße von Pisa nach Genua, oder über den Silarus (Sele), wo er seine trüben Gewässer durch die sumpfige Ebene wälzt, aus der die Tempelhallen von Pästum in einsamer Majestät emporragen.

Der Arno ist der bedeutendste unter allen Flüssen dieser Gattung. Seine Stromentwickelung beträgt etwa 40 deutsche Meilen. Einer mächtigen Quelle in düsterer Schlucht entstürzend, da wo die Falterona, ein verkleinerter Gotthard, drei gewaltige Bergketten der Apenninen verknüpft, braust er, ein ungestümer Sohn des Gebirges, aus einer Höhe von 4000 Fuß gen Südosten in das Thal des Casentino hinab. Die Wildwasser zweier gleich hoher Gebirgsketten, die das grüne Thal mauerartig mit ihren sonnverbrannten Flanken einfassen, schwellen seine Fluthen. Wo er die fast kreisförmige kleine Ebene von Arezzo erreicht, schwingt er sich in scharfem Bogen um die gewaltige Berghalbinsel des Pratomagno, um von nun an nordwestlich wieder seiner Quelle entgegenzufließen, von der ihn da, wo er seinen bedeutendsten Nebenfluß, die Sieve, aufnimmt, nur der wenige Stunden breite, öde Rücken der Consuma trennt. Wie des irrenden, planlosen Umherschweifens müde und sich nach Ruhe sehnend, wendet er sich jetzt in gerader Linie dem tyrrhenischen Meere zu. Wunderbar wechselt der landschaftliche Anblick des Thales. Bald ist es eine breite, üppige, leicht gewellte Fläche, bald bedeckt von seltsam gestalteten Lehmhügeln, bald steigen die Berge unmittelbar aus den Gewässern des Flusses empor.

Reiche Cultur bedeckt die Thalsohle und die nahen Hügel, oft bis zu den Zinnen der Berge reichend. Von immergrünen Hainen umgebene Villen, Klöster und Schlösser wechseln mit Städtchen und Flecken und zahllosen, in Wein- und Olivenplantagen halb verborgenen Bauernhäusern. Kurz vor der Hauptstadt öffnen sich die umgürtenden Berge, das Thal breitet sich zur söhligen Ebene, die allmählig sich erweiternd westlich fortzieht, bis wo zwei Meilen unterhalb Florenz der Monte Albano seine Massen wie einen Keil zwischen die Thäler des Arno und des tributpflichtigen Ombrone treibt und jener zum letzten Mal mühsam zwischen steilen Bergen sich hindurchwinden muß, ehe er in die weite Tiefebene hinaustritt, die sich in grauen, aber vielleicht noch historischen Zeiten allmählig aus den Fluthen des Mittelmeeres emporhob.

Wenn wir, dem Laufe des Flusses folgend, von Osten her der toscanischen Hauptstadt zuwandern, fallen uns da, wo zur Linken die Marmorfaçade der alten Basilika von San Miniato und weiterhin die epheuumrankten Trümmer des Thurmes, von dem aus Galilei den Gang der Sterne maß, ins Thal herniederblicken, die chaotisch durcheinander liegenden Trümmer*) einer Kettenbrücke in die Augen, welche kurz nach ihrer Vollendung von den wilden Fluthen der großen Ueberschwemmung im November 1844 zerstört ward. Seltsam erscheinen die erhaltenen Steinbilder der Löwen, von beiden Ufern her über den Strom einander anblickend. Auch im Innern der Stadt reden noch heute zahlreiche Spuren von der furchtbaren Verheerung dieser unerhörten Fluth. Geschieht es auch fast alljährlich, daß der Arno in Folge von heftigen Gewitterregen im Spätherbst in wenig Stunden um acht bis zehn Fuß innerhalb der Stadt steigt, so war es doch unerhört, daß er über die 22 Fuß hohen Mauern des Kais gedrungen wäre. Um so größer war das Entsetzen der

---

*) Im Jahre 1854 wurde der Neubau der Brücke beabsichtigt; ob derselbe zur Ausführung gekommen, ist dem Verfasser unbekannt.

Bewohner der tiefer gelegenen Stadttheile, als die Gewässer plötzlich zur Nachtzeit mit wilder Gewalt in ihre Wohnungen drangen. Glücklicherweise verliefen sie sich fast eben so rasch, als sie gekommen waren.

Von dem Punkte, wo der Fluß unweit des hohen, düsteren Thorgewölbes von San Niccolo die Stadt betritt, bis wo er sie unterhalb der Kirche von San Frediano wieder verläßt, fassen hohe Steinmauern, etwa 150 Schritt von einander abstehend, sein Bett ein. Die Häuser steigen bald unmittelbar aus dem Flusse auf, bald sind sie durch einen Kai von wechselnder Breite von ihm geschieden. Vier steinerne Brücken vermitteln den Verkehr des kleineren südlichen mit dem größeren nördlichen Stadttheile.

Einen seltsamen Anblick gewährt die oberste dieser Brücken, der Ponte alle Grazie, früher Ponte a Rubaconte genannt, mit der Menge kleiner, unter sich vollkommen gleicher Häuschen, die auf den Brückenpfeilern wie aufgeklebt erscheinen. In zweien derselben, erzählt euch der Cicerone mit Stolz, erblickten unter dem unscheinbaren Dache zwei Kinder das Licht der Welt, die jetzt unter die Heiligen des Himmels zählen. Das erste dieser Häuschen am nördlichen Ufer ist die Kapelle alle grazie, die der Brücke ihren jetzigen Namen gegeben; ein Bauwerk aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, noch zuweilen von den neugierigen Forestieri besucht, um eines alten düsteren Frescobildes und eines römischen Aschenkruges willen, der sich inzwischen in einen christlichen Weihkessel verwandelt hat. Bei dem Volke aber muß das Kirchlein in besonderer Verehrung stehen; denn so klein und unscheinbar es ist und so viele große Tempel in seiner Nähe, so wird es doch fast nie leer von Andächtigen, zumal von tiefverhüllten Büßerinnen.

Gehen wir die sanftgewölbte Brücke hinauf bis zur Mitte. Unter uns hat sich der Fluß in dem übermäßig breiten Bette in mehrere Arme getheilt, zwischen denen sich langgestreckte Kies- und Sandbänke erheben, die nur die seltene Hochfluth

mit Wasser bedeckt. Unweit des Ufers, wo von dem grünen Hange unterhalb des Palastes der Mozzi die Treppe zum Flusse hinabführt, steht eine Anzahl plaudernder und lachender Weiber, beschäftigt, die gereinigte Wäsche auf dem sonnedurchglühten Kiesboden auszubreiten. An derselben Stelle standen einst, vor fast sechshundert Jahren (1273), die Häupter der Ghibellinen und der Guelfen; vor ihnen Karl von Anjou, der Usurpator von Neapel, der flüchtige lateinische Kaiser von Konstantinopel, Balduin II., und endlich Papst Gregor X., zur Eintracht und Liebe mahnend und die Widerspenstigen und Friedensbrecher mit dem Banne bedrohend, bis sich die Feinde umarmten und küßten und ewigen Frieden verhießen. Die Ewigkeit aber dauerte nicht volle vier Tage; die Ghibellinen mußten fliehen, und selbst der Bannstrahl und das Interdict, die der Papst auf die unbotmäßige Stadt schleuderte, konnten dem wüthenden Parteihasse nicht Einhalt gebieten. Und doch war es zu dieser Zeit des ewigen Haders, als die größten Bauwerke der Hauptstadt, an denen noch heutzutage unser Auge mit Bewunderung hängt, unter ihnen auch die Brücke a Rubaconte selbst, von Arnolfo di Lapo's Genius aufgeführt wurden!

Werfen wir, ehe wir die Brücke verlassen, noch einen Blick das Flußthal aufwärts, so enthüllt sich uns eine reizende Landschaft. Ueber den Pappeln, Erlen und Weingehegen der Arnoufer steigen die östlichen Hügel terrassenförmig, mit Olivenpflanzungen und Obstgärten bedeckt, von dunklen Schluchten unterbrochen, bis zu dem Kamme empor, auf dessen Höhe die Kirche von San Donato den Paß bezeichnet, den die direkte Straße von Florenz nach Arezzo und Perugia überschreitet, während sich zur Rechten die kuppelförmigen, massigen Berge des weinberühmten Chianti in langer Reihe nach Süden hinziehen. Weiter nördlich erheben sich die hohen und ernsten Kuppen des Pratomagno, einen herrlichen Anblick bietend, wenn die Gipfel von der untergehenden Sonne glühroth angestrahlt sind, während ein sanfter, veilchenfarbener

Duft die düsteren Tannenwälder des westlichen Abhanges verklärt, zwischen denen sich die weißen Gebäude der Abtei von Vallombrosa verstecken.

Steigen wir von der Brücke herab, um zu dem Kai des nördlichen Ufers zu gelangen, so fällt uns am Eingang der Via de' Fossi der in edlem Renaissancestyl erbaute Palast des Grafen Alberti in die Augen; wie uns Bild und Inschrift sagen, obwohl erst vor wenigen Jahren erbaut, das Werk eines vor fast vier Jahrhunderten verstorbenen Meisters. Denn der berühmte Leon Battista Alberti, der florentinische Vitruv, fertigte den Plan, den auszuführen erst dem späten Enkel bestimmt war. Seltsame und fast unglaubliche Geschichten erzählt man sich von dem Geize des Erblassers, der es dem gegenwärtigen Besitzer möglich machte, einen so kostspieligen und großartigen Bau zu unternehmen. Anerkennung aber verdient die den Florentinern eigene Pietät nicht allein gegen die Kunstwerke, sondern sogar gegen die künstlerischen Gedanken der Vorfahren.

II.

In jenen Zeiten, als Florenz eine der ersten Handels- und Industriestädte der Welt war, bereicherte die Türkischrothfärberei, die zuerst im ganzen Occident von ihren Bewohnern geübt ward, nicht wenige Familien, die zum Theil noch jetzt, wie die der Tempi, zu den begütertsten Toscana's gehören. Heutzutage sieht man fast nur blaue Stoffe auf den hohen Trockenböden flattern, die noch immer, wie vor Jahrhunderten, den Stadttheil zwischen dem Ponte alle Grazie und Ponte Vecchio verunstalten. Ueberhaupt bietet dieser Theil des Arnokai's durch Schmutz und Armuth einen starken Contrast mit den weiter abwärts gelegenen, die zu den fashionablesten Theilen der Stadt gehören. Auch pflegt es hier still und einsam zu sein, bis wir zu dem mächtigen Thorbogen gelangen, der uns unter der berühmten Gallerie der Uffizien hindurch auf einen langen und schmalen, auf drei

Seiten von dem Gebäude der Uffizien selbst, auf der vierten durch den Palast der Signoria eingefaßten Platz führt. Es ist ein wunderbarer und herrlicher Anblick, wenn in klaren Sommernächten die Scheibe des tiefstehenden Vollmondes unter dem düsteren Porticus hereinleuchtet, den Platz selbst, wie die ehrwürdigen Mauern und Zinnen, die hohen Bogenfenster und den schlanken Thurm des Palazzo Vecchio mit mildem Glanze übergießend, während die Säulenhallen der Uffizien rechts und links in tiefem nächtlichen Dunkel liegen. Aber die frohen Feste einer jubelnden Volksmenge, die vordem hier ihr Wesen trieb, beleuchtet der Vollmond nicht mehr. Das bunte Treiben der Masken zur Faschingszeit, das hier seinen Mittelpunkt hatte, ist dem Ernste der Revolutionsperiode erlegen und die neuerdings verfügte Aufhebung des Verbotes der Larven wird es schwerlich wieder beleben. Nur die Mittsommernacht des Johannisfestes sieht auch jetzt noch hier die Spuren jener ausgelassenen, harmlosen Fröhlichkeit, die dem florentinischen Volke sonst eigen war.

Die Geister der großen Vorfahren, deren Bildsäulen von den erst in der neuesten Zeit allmählig ausgefüllten Nischen herabblicken, mögen zuweilen Mühe haben, die Nachkommen ihres Volkes wieder zu erkennen. Das alte politische Leben, an das sie gewöhnt waren, schien zwar im Jahre 1848—1849 wieder hier zu erwachen; aber es war nur ein zur Karrikatur verzerrtes Abbild. Seitdem ist es ganz still um sie her geworden und sie sehen nur das Treiben der fliegenden Buchhändler mit ihren bücherbeladenen Baroccini, um deren Schätze junge Priester und Seminaristen in verschabten Talaren feilschen, öfter um den Decamerone, als um Thomas von Aquino's Werke zu erstehen. Die östliche Säulenhalle ist in einen Bazar verwandelt, wo tausende glänzender Kleinigkeiten in Glaskästen zur Schau ausgestellt sind und wo der Fremde zufrieden sein mag, wenn er nicht um mehr, als das Doppelte des Werthes, geprellt wird.

Der Florentiner ist stolz auf die großen Geister, deren Wiege oder Pflegerin seine Vaterstadt gewesen, und das mit Recht. Welche andere Stadt hat eine so stattliche Versammlung von Bürgern aufzuweisen, wie die der ernsten weißen Marmorgestalten unter den Uffizien? Heroen des Wortes und der That, Heroen der bildenden Kunst und der Poesie, der Wissenschaft und der Staatskunst, des Krieges und des Friedens, — nichts fehlt in dieser langen Reihe von Sternen erster Größe am Himmel der Geschichte: Petrarca und Boccaccio — Giotto, Orgagna, Cellini — Macchiavelli, Galilei und Amerigo Vespucci — vor Allen das Dioskurenpaar Dante und Michel Angelo, dieser der universalste Genius, jener der größte Dichter, den Italien je besessen, so hoch über all seinen Nachfolgern, wie der Gipfel seines mystischen Berges über den Binsen am Meeresufer! Und selbst die Helden der florentinischen Geschichte, ein Pier Capponi, Francesco Ferruccio u. A., deren Namen überall anders längst verklungen sein würden, erscheinen dem germanischen Fremdling als alte Bekannte; denn Florenz genießt denselben Vorzug, um dessenwillen Sallust die alten Athener glücklich preist: „Quia provenere ibi scriptorum magna ingenia, per terrarum orbem Atheniensium facta pro maxumis celebrantur."

Freilich lehrt uns ein Blick auf jene Bilder, daß Florenz mit der Macht und dem Reichthum der Vorzeit nicht nur zugleich die großen und freien Geister, sondern auch den Ruhm der Werke eingebüßt hat, mit denen einst, nächst Michel Angelo, Ghiberti und Donatello, Luca della Robbia und Andrea Verocchio seine Kirchen und Paläste schmückten. Nur wenige jener Statuen stehen in Auffassung und Ausführung auf der Höhe ihres Gegenstandes: es fehlt zumal an der großartig edlen Einfachheit und Würde, die solche Bilder vor Allem charakterisiren sollte. — Doch wir kehren zum Arno zurück, ohne uns für diesmal von den herrlichen Bildern der Vorzeit, die Orgagna's majestätische Halle füllen, zu einem weiteren Abstecher verleiten zu lassen.

Von dem Bogen der Uffizien bis zu der „alten Brücke" schiebt sich eine schmale Häuserreihe zwischen die den Kai bildende Straße und den Fluß. Gold=, Silber= und Stahlarbeiter haben die Läden zu beiden Seiten der engen Gasse fast monopolisirt, nur daß wir zur Rechten auch in die großen, düsteren Räume der ersten Buchhandlung in Florenz, der Molini'schen, blicken. Ungeheure Vorräthe von literarischem Material sind hier angehäuft; denn da es dem italienischen Buchhandel noch durchaus an einem organisch geordneten Verkehr und regelmäßigem Bücheraustausch fehlt, wie derselbe in Deutschland so trefflich ausgebildet ist, so sind die hiesigen librai gezwungen, enorme Lagervorräthe zu halten, um ihren Kunden gerecht werden zu können. Die Anzahl der Buchhandlungen ist hier, der unbedingten Gewerbefreiheit entsprechend, Legion, in allmähliger Abstufung von der eben genannten bis zu dem Trödler, der seine mit altem Eisenwerk und verblichenen Lumpen zusammengestellten Bücher dutzendweise oder a una crazia il pezzo (sechs Pfennige das Stück) verkauft. Im Allgemeinen sind die Preise der italienischen Bücher schon beim Erscheinen ziemlich billig; wer aber Geduld hat, kann sie ein Jahr nachher regelmäßig für die Hälfte, ja von den Karren, auf denen Antiquare, Buchdrucker und Buchhändler ihren Ueberfluß feilbieten lassen, für den vierten Theil des Preises kaufen. Sogar die schönen Le Monnier'schen Stereotypausgaben der italienischen Classiker konnte man unmittelbar nach ihrem Erscheinen bei gewissen Buchhändlern bedeutend unter dem Ladenpreise haben. Die Solidität fehlt eben hier wie bei jedem andern Handelsartikel in Florenz; die Sucht zu gewinnen, läßt die Händler oft das Doppelte und Dreifache des Werthes fordern und sich nachher, wenn es nicht anders geht, mit einem Minimalgewinn begnügen. Selbst die häufige Ueberschrift: prezzi fissi (feste Preise) schützt keineswegs vor Uebervortheilung und macht das Handeln durchaus nicht überflüssig.

Von dem Palazzo Vecchio läuft durch die Uffizien und über den Läden der eben durchwanderten Via degli Archibugieri am Flußufer eine steinerne, von Zeit zu Zeit durch kleine runde Fensterlöcher erhellte Gallerie dem Ponte Vecchio zu. Sie ist der Grund, weshalb man hier die Aussicht nach dem Flusse versperrt hat, und verbindet, über die Brücke hin und längs der Via de' Guicciardini am südlichen Ufer fortlaufend, den Palazzo Vecchio mit dem Palast Pitti, den Sitz der Regierung mit der Residenz des Fürsten. Von Pitti aber führt ein bedeckter Gang durch den Garten Boboli in die Citadelle Belvedere am oberen Ende der Stadt. So konnten die Herrscher in bösen Zeiten sich ungesehen und ohne Gefahr der Verfolgung aus dem Mittelpunkte der Stadt in den Schutz der Festung begeben. In dem schlimmen Winter 1848 bis 1849 soll dieser Weg mehr als einmal vom regierenden Großherzog benutzt worden sein.

Der Ponte Vecchio trägt seinen Namen mit der That; er ist die älteste Brücke der Stadt, wenn auch nicht in seiner gegenwärtigen Gestalt; denn mehr als einmal riß ihn die Wuth des Stromes hinweg, bis er zuletzt im Jahre 1345 durch Taddeo Gaddi erneuert ward. Seit dem sechszehnten Jahrhundert sind die Läden, die, wie am Rialto zu Venedig, beide Seiten der Brücke bedecken, das ausschließliche Eigenthum der Goldschmiede geworden. Von hier stammen die unzählbaren goldenen und silbernen Herzen, Spangen und Ketten, die wir in den Kirchen der Stadt ex voto, oder als „boti“, wie sie das Volk nennt, aufgehängt finden; von hier die römischen Cameen und Emailmosaiken, die genuesischen Filigranarbeiten, die venetianischen Muschelarmbänder, die florentinischen Arbeiten in pietra dura, welche die Fremden als Andenken von Florenz mitzubringen pflegen; hier finden wir vor Allem die zahllosen echten Perlenschnüre mit goldenem Schlosse, ohne welche keine Contadina ihren Brautschmuck für vollständig hält. Aber auch die Goldschmiedekunst ist seit der Zeit, wo Benvenuto Cellini seine zierlichen Meisterwerke

verfertigte, tief von ihrer Höhe herabgesunken und kann sich schon lange nicht mehr mit der des Auslandes messen.

Auf der Mitte der Brücke sind die Läden von einem doppelten Bogen unterbrochen, der einen herrlichen Blick auf den Fluß und die nahen Hügel bietet. Obsthöker mit Körben voll lachender Pfirsiche, Feigen und Trauben, und im Winter der brucialajo, der „Gebratenekastanienmann", mit seinem Kohlenbecken, pflegen den Platz besetzt zu halten.

Folgen wir der Brücke über den Fluß und treten einen Augenblick in die enge und düstere Straße der Guicciardini. Die weitausladenden Dächer der hohen Häuser gestatten kaum dem Himmelslicht den Eingang. An einem der Häuser zur Rechten fällt unser Auge auf eine jener kleinen Marmortafeln, wie sie in Florenz so häufig zu finden sind. Die schwarze Inschrift auf dem weißen Grunde belehrt uns, daß hier der berühmte Segretario della republica geboren ward und lebte. Ein eigenthümliches Gefühl ergreift uns, wenn wir seinen Namen lesen. Es giebt wohl kaum einen Schriftsteller der Vergangenheit, gegen den die Meisten, die aus der Fremde herkommen, eine so tiefgewurzelte Abneigung mitbrächten, als Macchiavelli, während die Augen des Florentiners leuchten, wenn er den Namen seines großen Mitbürgers, „des Erfinders der Staatskunst", nennt. Er wird zur Hölle verdammt oder in den Himmel erhoben: es giebt kein Drittes. Daß Macchiavelli, so klar und scharf sein Blick für die Schwächen der Personen wie der Systeme, so gewaltig seine Combinations- ja Divinationsgabe, ein so großer und feiner Geist er überhaupt auch war, doch in und nicht über seiner Zeit stand; daß er deshalb nur eine Politik schreiben konnte, wie sie für seine grundverderbte, aller moralischen Größe in der Leitung der Staatsmaschine gänzlich baare Mitwelt paßte; daß er nur in ein System brachte, was längst allgemeine Praxis war; daß man ihm nicht die Fehler seines Jahrhunderts zur Last legen darf: daran denken die Wenigsten. Gott sei Dank, daß die Grundsätze und

die ganze Staatsweisheit des Principe wenigstens nur noch im Geheimen bewundert und nur mit einem verhüllenden Mäntelchen versehen angewendet werden dürfen! Wir mögen mit Selbstbewußtsein sagen, wenn wir bedenken, was zu jener Zeit in der Politik für gut und erlaubt galt: unsere Zeit ist besser geworden! und wenn wir den Principe lesen: so etwas könnte jetzt nicht mehr geschrieben werden! Und dennoch sind Macchiavelli's Schriften nicht nur ein werthvolles Denkmal der Zeit, sondern auch voller Gedanken und Aussprüche unsterblicher Weisheit. Wir mögen ebensowohl sagen: Gottlob, daß es in unserer Zeit nicht möglich sein würde, selbst in Paris nicht, solche frivole und lascive Comödien aufs Theater zu bringen, wie Macchiavelli's Mandragora! Und doch müssen wir gestehen, daß der „Hausfreund“ und „der religiöse Betrüger“, diese Geißeln des italienischen Familienlebens, nie, selbst von Molière nicht, mit schärferer Satyre gegeißelt wurden; daß im ganzen sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert kein Drama in Italien erschien, das sich im raschen und natürlichen Gange der Handlung, in der feinen und scharfen Zeichnung der Charaktere, wie in der classischen Reinheit der Sprache mit der Mandragora messen könnte.

Dem unscheinbaren Häuschen Macchiavelli's schräg gegenüber erhebt ein hoher Palast seine düsteren Steinmassen. Ein gewaltiges, eisenbeschlagenes Einfahrtsthor führt auf den säulenumgebenen Hof. Hier wohnt noch heutzutage die Familie, die der Straße den Namen gegeben; hier wohnte vor drei Jahrhunderten der Geschichtschreiber Francesco Guicciardini, der vielbeneidete Freund Carls V., der unversöhnliche Feind der Volkspartei, dem Cosmus I. seinen Thron verdankte, der hochmüthige Aristokrat, der so hoch über Macchiavelli zu stehen meinte, wie sein Palast noch heute über die niedere Wohnung des großen Denkers emporragt.

So schweben in jeder Straße von Florenz die Schatten der großen Todten, und die Häuser scheinen ein in Lapidar-

schrift verfaßtes Riesenwerk der Geschichte. Zwischen ihnen umherzuwandern, zumal wenn die Stille der Nacht an die Stelle des kleinlichen Treibens der Gegenwart getreten ist und nur die Mondstrahlen mit ihrem träumerischen Lichte die ernsten, tiefen Schatten unterbrechen, hat einen hohen und eigenthümlichen Reiz. Bild an Bild zieht in ewigem Wechsel an uns vorüber: bald hohe und ernste Künstler- und Kriegergestalten, bald das Antlitz einer wunderschönen Frau, bald wilde und blutige Kampfscenen, bald eine hehre, mondbeleuchtete Landschaft. Wie natürliche Felsen erheben sich die aus colossalen Steinblöcken geformten Paläste der Pitti, Strozzi, Riccardi und Spini, jeder von ihnen eine im Mittelalter fast uneinnehmbare Festung. Kreuze und Säulen steigen von den Plätzen auf in das Mondlicht, die Denkmäler blutiger Siege der Florentiner über die Pisaner, der Guelfen über die Ghibellinen, der Katholiken über die Ketzer, der Fürstenherrschaft über die Volksfreiheit. Die weißen Marmortafeln erzählen uns, wo Dante geboren ward, wo Michel Angelo und Cellini gearbeitet, wo die schöne und lasterhafte Bianca Capello nach ihres Gemahls Ermordung zur Großherzogin erhoben ward. Hier erhob sich Savonarola's Seele mit den Flammen, die seinen Körper verzehrten, gen Himmel; dort hielt Carl VIII. seinen triumphirenden Einzug; hier tobte der Jubel des Volkes bei den Siegesfesten des Staates und zur Zeit der Freuden des Faschings; dort versammelten sich die letzten Schaaren zum letzten Kampf für die Republik; hier erhob sich nochmals vor wenigen Jahren der Freiheitsbaum unter dem Beifallklatschen der neuerungslustigen Menge; dort sank die provisorische Regierung unter den Schlägen, mit denen das empörte, vielleicht auch erkaufte Volk die gehaßten livornesischen Freiwilligen zu Boden schlug und ermordete; und hier endlich, wo wir aus den beengenden Schatten der Straße wieder heraustreten auf die mondbeleuchtete Brücke, breitet sich eine reiche, friedliche Landschaft weit in die silberduftige Ferne, wo die

Hochgebirge ihre gewaltigen Massen in die dunkle Bläue des Himmels emporstrecken.

III.

In der Nähe der dritten Steinbrücke, Ponte a Santa Trinità, gewinnt der Arno, sein weites Bett vollständig ausfüllend, ein imposantes Ansehen. Wer ihn hier zuerst erblickt, mag sich wundern, daß weder Dampf- noch Segelschiffe ihn beleben. Aber die Größe ist nur eine scheinbare, durch ein unterhalb der letzten Brücke bei dem Austritt aus der Stadt befindliches Wehr künstlich hervorgebracht. Von dem munteren Leben, wie es da zu herrschen pflegt, wo schiffbare Flüsse, als die Hauptschlagader des Verkehrs, durch das Herz großer Städte ziehen, ist hier keine Spur. Auch ist der Florentiner kein Freund von Wasserfahrten. Keine geschmückte Gondel belebt den breiten Spiegel; nur am Vorabend des Johannisfestes füllen ihn einfache Nachen, mit bunten Lichtern verziert, aus denen die Töne der Musik erschallen oder fröhliches Jauchzen empordringt. Das ganze übrige Jahr hindurch erblickt der von der Brücke Herabschauende Niemanden, als die Arbeiter, welche den Kiessand des Flußbettes emporholen und mittelst stockwerkartiger Gerüste allmählig auf die Höhe des Kai's befördern, oder den einsamen Kahn des Fischers, der jedoch öfter ohne Fahrzeug, bis an den halben Leib im Wasser stehend, die sparsame Beute aus dem Netz in den mächtigen ausgehöhlten Flaschenkürbis entladet.

In der Dreifaltigkeitsbrücke hat sich der Architekt und Bildhauer Ammanati ein würdigeres Denkmal gesetzt, als in der vielverhöhnten Colossalstatue des Neptun auf der Piazza del Granduca, mit ihren schlaffen und unedlen Formen. Der leichte Schwung der flachen und weitgespannten Bogen giebt dem Ponte a Santa Trinità etwas außerordentlich Zierliches, das doch der Solidität des festen Quaderbaues keinen Eintrag thut. Auf den breiten Trottoirs zu beiden Seiten stellen

wohl noch heute speculative Leute an schönen Sommerabenden hölzerne Bänke auf, um die zahlreichen Spaziergänger, die sich hier versammeln und die vom Wasser her wehende Kühlung einathmen, zum Sitzen einzuladen. Noch vor zwanzig Jahren pflegten hier Gaukler, Musikbanden und Quacksalber die Menge zu belustigen und zu betrügen, so daß die Brücke am Abend für Wagen gesperrt werden mußte. Dergleichen harmloser Zeitvertreib ist jetzt zur Seltenheit geworden. Pulcinella erscheint nur noch ausnahmsweise auf offener Straße, und noch seltener hört man die gellende Stimme des Marktschreiers (ciarlatano), der auf der Piazza seine Universalmittel dem staunenden Volke anpreist.

Nordwärts von der Trinitàbrücke blicken wir in einen der belebtesten Theile der Stadt. Stattliche Gebäude umgeben die Piazza Santa Trinità und die kurze und breite von dort zur Brücke führende Via de' Legnajuoli. Am Kai erhebt sich der festungsartige Palast der Spini, das flache Dach rings mit Zinnen gekrönt. Die Spini, einst ein mächtiges Geschlecht, sind, in Florenz wenigstens, längst verschollen; ihr Palast wurde das Eigenthum der Marchesi Ferroni. Aber auch dieser Familie Glanz ist längst erblichen; das Haus ging in andere Hände über und ist jetzt, wie so mancher andere Palast in den Hauptstädten Italiens, der ehedem der Familiensitz eines edlen Geschlechtes war, zum Gasthof geworden. Ausgestorben, so daß ihre Namen nur noch auf den Blättern der Geschichte oder auf den Marmortäfelchen an den Straßenecken zu lesen sind, sind nur wenige der angeseheneren florentinischen Patriciergeschlechter; aber viele, deren Namen einst ganz Europa mit Achtung und Bewunderung oder Eifersucht nannte, schmachten in Elend und Dürftigkeit, oder leben im Dunkel eines kleinen Privatkreises. Zu ihnen gehören die letzten Medici selbst: Sprößlinge eines Seitenstammes freilich; denn die Herrscherfamilie erlosch bekanntlich mit dem Tode der Kurfürstin von der Pfalz (1743), aber doch Namen

und Wappen des großen Cosmus und Catharinens von Frankreich führend.

Die Säule, die sich dort auf dem Platze von Santa Trinità erhebt, mit der Statue der Themis, ist kein Sinnbild der Gerechtigkeit, sondern ein Siegesdenkmal, das einst Cosmus I. hier aufgestellt und das, ein Geschenk des Papstes, den Riesenthermen Antonin's und Caracalla's, der größten unter allen den mächtigen Ruinen des alten Roms, entnommen ist. Ihr zur Seite sehen wir, zwischen den umgebenden Häusern eingeengt, die Kirche und das Kloster, welche dem Platze und der Brücke den Namen gegeben. Das Kloster ist der Sitz des Provincials des Vallombrosanerordens, einer Abzweigung der Benedictiner. In der Revolutionszeit hatte derselbe einen seiner überflüssigen Räume an den Circolo del popolo vermiethet. Ein revolutionärer Volksklub hielt seine Sitzungen in einem Kloster; die Litaneien der Mönche und die republikanischen Philippiken der Florentiner Radikalen klangen in mißtönendem Durcheinander in die Ohren des erstaunten Vorübergehenden.

Zwischen dem Kloster und dem Flusse liegt das zumal wegen seiner Bälle beliebte und besonders von Fremden — die jedoch durch ihre Gesandten eingeführt werden müssen — vielbesuchte Casino de' Nobili. Der Name Casino selbst ist florentinischen Ursprungs; denn hier kam zuerst die Sitte auf, daß Diejenigen, die nicht selbst eigene, meist in den Vorstädten gelegene „Häuschen" (casini) besaßen, um daselbst ohne den Zwang der Etikette ihre Bekannten zu versammeln, sich mit Freunden vereinigten, um mit ihnen gemeinsam ein derartiges „Häuschen" zu geselligen Zwecken zu miethen.

Wandern wir weiter am nördlichen Ufer abwärts, so finden wir zunächst dem Casino am Kai ein stattliches Haus, wo, wie uns die Inschrift über der Hausthür belehrt*),

*) Sie lautet: Vittorio Alfieri, principe della tragedia, per la gloria e la grandezza dell' Italia, qui con magnanimi sensi molti anni dettò, e qui morì.

Alfieri's Feuergeist seine größten Werke schuf, bis sein Körper, von der rast- und ruhelos arbeitenden Seele erschöpft und vernachlässigt, unter seiner Last zusammenbrach. Seine Asche ruht inmitten der großen Todten, welche das hehre Mausoleum von Santa Croce umschließt, unter dem reichen Marmordenkmal, das ihm seine englisch-deutsche Freundin, die Gräfin Albany, setzte und unter dem sie nun gemeinschaftlich ruht mit ihm, dem all ihr mächtiger Einfluß auf sein Gemüth und seine Schöpfungen im Leben nie Ruhe zu geben vermochte. Seine Werke sind noch heutzutage für die italienische Jugend weit weniger eine Quelle ästhetischen Genusses, als ein Born, aus dem sie ihre Begeisterung für Freiheit und Vaterland schöpft, wie es ja auch des Dichters Wunsch und Wille gewesen. Uebrigens theilt Alfieri in Florenz das Schicksal manches andern großen tragischen Dichters; obgleich nicht nur hoch verehrt, sondern sogar von seinen etwas exclusiven Landsleuten über alle dramatischen Dichter aller Völker und Zeiten gestellt, wird er doch im Allgemeinen wenig gelesen und die Darstellung seiner Stücke nur spärlich besucht. Während man sich in die Uebersetzungen Dumas'scher, Soulié'scher und ähnlicher Spektakelstücke drängte, so daß eine halbe Stunde vor dem Beginn kaum noch ein Stehplatz im Parterre zu erlangen war; während selbst des seligen Kotzebue seliges „Menschenhaß und Reue" (Misantropia e pentimento) noch ein großes Publikum fand: habe ich eine jetzt in Europa vielgefeierte Schauspielerin in der „Mirra" vor einem mehr als halbleeren Hause auftreten sehen. Freilich, der Name Adelaide Ristori's hatte von jeher einen guten Klang in Italien; aber sie als eine siegreiche Nebenbuhlerin der Rachel aufzustellen, war dem Auslande vorbehalten. Ja, die Akme ihres Ruhmes auf der Halbinsel war bereits längst überschritten, als sie zuerst nach Frankreich ging, und ihre eigenen Landsleute werden nicht wenig über die Lärmtrompete von der Seine verwundert gewesen sein, die plötzlich dem erstaunten Europa ihren Namen als den der größten

Schauspielerin der Gegenwart verkündete. Als im Jahre 1851 die Rachel in Florenz gastirte, wagte selbst der eingefleischteste italianissimo nicht, ihr die Ristori an die Seite zu stellen; ja der Name der Letzteren ward kaum genannt, während Alles für die Französin schwärmte. Nur hier und da in ihrer Lieblingsrolle als Maria Stuart, welches Stück ich übrigens auf den mittelmäßigsten Theatern Deutschlands besser geben sah, fiel ihr wohl ein Bouquet vor die Füße. Wenn sie jetzt ihren triumphirenden Einzug in die Blumenstadt am Arno hält, wird sie freilich Gefahr laufen, unter Kränzen und Riesensträußen zu ersticken.

Doch zurück zum Arno. Neben dem Wohnhause Alfieri's erhebt sich ein Palais, das lange der heimatliche Herd Kaiser Napoleons III. war, dessen Vater, der Exkönig Louis, es von der Patricierfamilie der Fabrini erstanden hatte. Nach seinem Tode wieder verkauft, befindet es sich jetzt schon in der dritten Hand.

Hier der weitläufige Palast im späteren Renaissancestyl, von gelblich gefärbtem Stein, dessen zwei hohe Flügel mit den flachen Dächern den weiten Hofraum einfassen, ist der Sitz des Ministers des Auswärtigen, des Herzogs von Casigliano, eines Sohnes des in Rom lebenden Fürsten Corsini. Die Corsini sind bekanntlich eine der reichsten und mächtigsten Familien Mittelitaliens. Die Verbindung des Sohnes des Herzogs mit einer Tochter der Königin Christine von Spanein sollte dem Glanze des Geschlechtes die Krone aufsetzen; aber das unerbittliche Schicksal zwang die unglücklichen Eltern, statt am Altar mit ihren Kindern für deren zeitliches Glück, am Fuße seines Katafalks für das Seelenheil des von einem Fieber plötzlich dahingerafften einzigen Sohnes zu beten.

Bei dem Ponte alla Carraja, den mit weniger Aufwand an Kunst und Geld derselbe Ammanati erbaute, endete bis zum Jahre 1855 der Kai, indem Häuser und Gärten wieder unmittelbar an den Fluß, der einige hundert Schritt weiter abwärts die Stadt verläßt, herantraten. Im folgenden Jahre

aber hat man nach einem schon 1848 entworfenen Plane die Uferstraße bis zu dem Anfang der Cascinen fortgesetzt, welche man sonst nur durch die oft von Wagen und Menschen unerträglich vollgepfropfte Via Ognissanti erreichen konnte. Ueberhaupt ist anzuerkennen, daß der Magistrat der toscanischen Hauptstadt das Seinige thut, um trotz der Ueberbürdung des Communalbudgets nicht hinter andern großen Städten in der Cultur zurückzubleiben: in Italien ein seltenes Verdienst. Es ist eine unleugbare Thatsache, wie sehr sie auch die leicht verletzbare Eitelkeit der Italiener kränken mag, daß die Institutionen des modernen Culturlebens sich langsam von Norden her auf der Halbinsel Bahn brechen. Piemont und österreichisch Italien (das letztere freilich exclusis excludendis) führen den Reigen; Toscana folgt nach Kräften; im Kirchenstaat führen die Mächte der Finsterniß noch die Gewaltherrschaft, zumal — im natürlichen Gegensatz zu den übrigen Staaten — in der Hauptstadt selbst; aber immerhin ist die Zeit vorüber, wo ein patriotischer Italiener mit Recht sagen konnte: wer die Staaten Europa's nach Maßgabe ihrer Civilisation mit helleren oder dunkleren Farben bezeichnen wollte, müßte die Stelle, wo Rom liegt, mit einem schwarzen Flecken andeuten. Eine Eisenbahn von Rom aus, wenn auch ihre Züge noch vor den Angriffen der „Malviventi" nicht sicher sind, — das lag für die Römer selbst noch vor wenigen Jahren im Reich der fabelhaften Träume. Neapel hat zwar schon längst einige kleine Eisenbahnen und die Gasbeleuchtung bewahrt vor der Gefahr, in den Hauptstraßen Abends Arme und Beine zu brechen, was in Rom gerade nichts Seltenes ist; aber diese Art von Cultur ist doch nur ein haardünner Ueberzug, der sich überdies auf die Hauptstadt und ihre unmittelbare Umgebung beschränkt, während das ganze übrige Land sich noch geradezu in halbbarbarischem Zustande befindet, der es uns in Calabrien und Sicilien manchmal zweifelhaft macht, ob wir uns wirklich noch diesseits des Mittelmeeres befinden.

Wie in allen großen Städten Europa's, zumal denen, die zugleich die Sammelpunkte für den von Jahr zu Jahr anschwellenden Strom des Reisepublikums sind, schießen auch in Florenz die Gasthöfe, Kaffee- und Speisehäuser wie Pilze aus der Erde. Das stattliche neue Hôtel de Ville, das sich auf der Stelle erhebt, wo früher das von dem preußischen Gesandten Grafen Schaafgotsche bewohnte Haus stand, hatte seine 130 Zimmer vollständig besetzt, noch ehe der letzte Hammerschlag darin geschehen war. Die Wohnungen in den freundlichen Häusern, die sich zur Rechten und Linken erheben, wurden von den Fremden, die den Winter 1856 bis 1857 hier zu verleben gedachten, gemiethet, noch ehe der Bau vollendet war. Denn die Südseite des Arnokai's hat einen ewigen Sommer. Wenn an der Nordseite der eisige Tramontano die heimatlichen Oefen schmerzlich vermissen läßt, heizt hier die Sonne des Südens besser, als die großen Kamine, die den armen Nordländer nur mit dem Scheine der Wärme äffen. In den Nachmittagsstunden sonniger December- und Januartage wimmelt der Kai von Spaziergängern, die den Shawl und Paletot auf dem Arme tragen. Aber wehe dem, der sich so leicht und luftig in eine der nach Norden führenden Querstraßen wagt! Er mag froh sein, wenn er mit einem derben Katarrh davon kommt und seine Unbesonnenheit nicht vielleicht mit einer tödtlichen miliare*) büßen muß. Der Verfasser hat es erlebt, daß der Temperaturunterschied zwischen dem vollkommen geschützten sonnebeschienenen Kai und den vom Winde durchpeitschten Straßen über zwanzig Grad Reaumur betrug.

Unterhalb der Kirche del Cestello oder von San Frediano, die am linken Ufer ihre Kuppel malerisch über die

---

*) Die miliare ist ein hitziges Fieber mit charakteristischem Frieselexanthem, das, in dieser Form wenigstens, einigen Gegenden Italiens eigenthümlich zu sein scheint. Ein deutscher, jetzt in Rom, früher in Florenz lebender Arzt, Dr. Taussig, hat eine Schrift darüber veröffentlicht.

umgebenden Häuser erhebt, verläßt der Arno die Stadt. Jenseits der hohen, zinnengekrönten Mauer beginnt links die Vorstadt von San Frediano, rechts die Alleen der Cascinen. Folgen wir den letzteren, bis wo sich wenige hundert Schritt jenseits des Thores die 1843 erbaute schöne Kettenbrücke über den Strom schwingt, um noch einen letzten Blick auf die vollbrachte Reise zu werfen, deren Länge, vom Eintritt des Flusses in die Stadt bis zu seinem Austritt, eine halbe Stunde beträgt.

Unter uns in dem Porto, dem Hafen, liegt eine ganze Flotille kleiner Arnoschiffe, auf das nächste Hochwasser wartend, um gen Pisa gleiten zu können. Aufwärts werden die leeren Kähne von Menschen gezogen, eine meines Wissens in Deutschland längst abgekommene Barbarei.

Die Brücke bietet eines jener herrlichen Panoramen, an denen Florenz so reich ist. Oestlich erscheint der Lauf des Flusses durch die ganze Länge der Stadt sammt den vier Steinbrücken, die ihn überdachen; links und rechts die zahlreichen Kuppeln und Thürme, Häuser und Paläste, alle überragend hier die majestätische Wölbung der Domkuppel, dort der viereckige Thurm, der seine säulengetragene Spitze über die düsteren Zinnen des Palazzo Vecchio emporstreckt. Westlich schwingt sich der Fluß in weitem Bogen durch die Landschaft, links begrenzt durch die vielreihigen Pappelalleen des Isolotto (Inselchen), rechts von den Laurustinusgebüschen, den Kirschlorbeerhecken und den dunkellaubigen Steineichen der Cascinen.

Rings um uns her breitet sich ein weites, lachendes Gefilde, ein Bild der üppigsten Fruchtbarkeit. Wechselnde Getreide- und Gemüsefelder, von Weinpflanzungen wie von lichten Waldungen überragt, von Gärten, Villen und Parks unterbrochen, bedecken die breite Thalfläche. Wie Perlenschnüre durchziehen sie, die Richtung der Landstraßen andeutend, nach allen Seiten hin weiße Häuserreihen. Fernher ragen die Thürme von Prato; noch weiter erscheinen in der

durchsichtigen Luft des frühen Morgens die Kuppeln der alten Republik Pistoja am äußersten Nordwestrande der Ebene. Aber über diese hinausschweifend, haftet der Blick südwärts auf mannigfach gestalteten, vom Fuß bis zum Gipfel mit Feldern und Olivenhainen, mit Landhäusern und Lustgärten bedeckten Hügeln. Hier dicht über uns erhebt sich scharf und eckig, wie ein Vorgebirge in das Thal einspringend, der Monte Olivelo, der Oelberg, mit dem düsteren Haine immergrüner Eichen, einem Eigenthum der reichen Familie der Strozzi, am steilen Abhang, gekrönt von den weißen Gebäuden und dem Cypressenkranze des Klosters, von wo aus das Arnothal dem entzückten Beschauer wie ein ungeheurer, lachender Garten erscheint. Weiter östlich erblicken wir den Hügel von Bello Sguardo mit dem Thurme der lieblichen Villa auf seiner Spitze, die den schönsten Blick auf die Hauptstadt selbst gewährt; dann die ernste Allee hundertjähriger Cypressen, die von dem römischen Thore nach Poggio imperiale, dem Lustschloß des Großherzogs, führt; endlich wieder die Marmorfaçade von San Miniato, in der Ferne überragt von der epheuumrankten Torre del Gallo und dem Thurme von Santa Margherita, der hoch über den lieblichen grünen Thalgrund der Ema aufsteigt.

Anders und von ernsterer Wirkung ist das Bild, das die terrassenförmig aufsteigenden Berge im Norden vor uns entfalten. Zwar sind auch hier die ersten, niederen Höhenzüge reich cultivirt und bewachsen; zwar winken auch hier Schlösser, Kirchen und Klöster von ihren Hängen und Gipfeln herab; aber hinter ihnen strecken die wilden und öden Vorberge des Apennins ihre nackten, verdorrten Rücken drohend hervor, nur hier und da von schmalen Streifen einer kärglichen Vegetation unterbrochen, überragt von dem tannenumgebenen Servitenkloster auf der hohen Spitze des Monte Senario und dem kahlen Doppelkegel des Monte Morello.

Im äußersten Osten und Westen bildet das Hochgebirge selbst den Hintergrund des Bildes. Dort die dunklen, wald-

und mattenbedeckten Massen des Pratomagno, hier die zackigen Marmorgipfel der apuanischen Alp, die wilden Höhen der Garfagnana und die alpinen Spitzen der modenesischen Gebirge, der Culminationspunkt des nördlichen Apennins.

So fehlt es auch hier, obwohl wir tief unten im Thale, vor den Thoren der prächtigen Hauptstadt Hetruriens, in der Mitte der üppigsten Lebensfülle stehen, nicht an jenem schneidenden Contraste, der einen der Hauptreize italienischer Landschaften bildet. Wo es auch sein mag, von den Ufern des Comer- und des langen See's, von Genua und Nizza bis Palermo und Catania hin, immer blickt eine wilde und trotzige Bergnatur finster hinein in das bunte, lustige Leben des Thales. Die tausendjährige Cultur hat den Gegensatz nur greller gemacht, denn sie hat die Berge ihres freundlichen Wälderschmuckes entkleidet, so daß jetzt selbst da, wo nicht, wie am Golf von Neapel oder an der Ostküste Siciliens, die Aschenkegel der Vulkane fremd und düster über die blühende Landschaft aufsteigen, doch überall nackte, sonnverbrannte Gipfel und Kämme drohend und unheimlich in die grünen Thäler herabschauen.

---

5. La Via della Morta.

I.

Es giebt seltsame Straßennamen in Florenz. Freilich haben die meisten, wie die Via de' Ginori, de' Tornabuoni, de' Tolommei u. a., den ihrigen dem größten Palast, den sie *enthalten*, oder, wie die Via de' Calzajuoli, de' Legnajuoli, degli Arazzieri &c., den darin hauptsächlich getriebenen Gewerben zu verdanken. Andere aber, wie z. B. die „Straße der verirrten Mägde" (Via delle serve smarrite), deuten auf gewisse Vorfälle hin, bei denen die zahlreichen Florentiner Chronisten uns selten mit einer Erklärung, wenn auch oft von ihrer eigenen Erfindung, im Stiche lassen.

Zu den bestbezeugten solcher sagenhaften Geschichten gehört diejenige, welche zu dem Namen der kleinen „Straße der Todten" (Via della Morta), die von der Südseite des Domplatzes in das Innere des ältesten Stadttheils führt, den Commentar liefert.

An einem regnichten Herbstnachmittage des Jahres 1400 drängte sich eine dichte Volksmenge in dem engen Raume zwischen der Südseite des Domes und den nächsten Häusern, die damals kaum halb so weit als jetzt von der Kathedrale entfernt standen. Ein doppelter Kreis von reich gekleideten und bewaffneten Dienern und von tief verhüllten Gliedern verschiedener frommer Bruderschaften, mit Wachsfackeln in den Händen, wehrte dem Andrange zu der Oeffnung des Grabgewölbes, in das eben die Bahre mit dem nach italiescher Sitte offen daliegenden Leichnam hinabgelassen ward. Vergebens versuchten einige der Kühnsten, den eng geschlossenen Ring zu durchbrechen, um die berühmte Schönheit noch einmal zu sehen, ehe sie auf ewig von der Erde verschwände: sie wurden mit rauhen Worten und unsanften Stößen zurückgewiesen. Der Deckel des Gewölbes, nach damaliger Sitte zugleich einen Quader des Pflasters bildend, sank in seine alte Fuge. Der Kreis löste, die Menge zerstreute sich. Nur einige Frauen verweilten noch am Grabe, eifrig bemüht, eine von ihnen zu trösten, die sich mit dem Ausdruck des heftigsten Schmerzes weinend und schluchzend auf das Steinpflaster niedergeworfen hatte. Endlich gelang es dem vereinten Zureden der Freundinnen, sie soweit zu beruhigen, daß sie sich von ihnen nach Hause führen ließ.

„Ist es denn wahr, was sich die Stadt erzählt, daß die Signora Ginevra an gebrochenem Herzen gestorben ist?" fragte eine der Gevatterinnen, die ihre Neugier nicht länger unterdrücken konnte. — „Ob es wahr ist? Es ist zehn-, es ist hundertmal wahr! Poverina, l'hanno bell' e ammazzata, i birboni (die Arme, die Schurken haben sie geradezu ermordet)! Kommt mit, ich will euch Alles erzählen; es ist nun

nicht mehr nöthig, es geheim zu halten. Ich, ihre Amme, die sie gepflegt und gekannt von Kindesbeinen an, muß es am besten wissen."

Im Hause der Amme angekommen, drängten sich die Zuhörerinnen dicht um den Tisch, auf dem die vierarmige Lucerna brannte, um kein Wort von der Erzählung zu verlieren.

„Du erinnerst Dich, Assunta," wandte sich die Amme an die ihr zunächst Sitzende, „wie Du mich vergangenes Jahr bei der Messe in Santa Maria Maggiore, wohin ich mit meinem Fräulein an allen hohen Festtagen zu gehen pflegte, auf den jungen schönen Cavalier aufmerksam machtest, dessen entzückte Blicke unverwandt auf der arglosen, betenden Ginevra hafteten. „Was für ein herrliches Paar die Beiden geben würden!" flüstertest Du mir zu, und ich nickte. Als wir aus der Kirche traten, stand der Cavalier wie wartend an der Thür, und da ich mich auf dem Heimwege umschaute, bemerkte ich, wie er uns bis zum Palast Amieri folgte.

„Seit jener Zeit begleitete er uns, wie unser Schatten, wo wir uns auch zeigen mochten. Endlich, als ich einst Abends allein aus unserem Hause trat, kam er auf mich zu und redete mich an. Er erzählte mir, sein Name sei Antonio Rondinelli; er gehöre einer Familie an, die sich zu den edelsten, wenn auch leider nicht zu den reichsten in Florenz zähle. Sein Herz sei so erfüllt von Liebe zu Ginevra Amieri, seit er sie zum erstenmal in Santa Maria Maggiore gesehen, daß er, obgleich wohl bekannt mit dem Geize und Geldstolze ihres Vaters, lieber sterben wolle, als der Bewerbung um ihre Hand entsagen. Wenn ich ihm behülflich sein wolle, so werde er mir ewig dankbar sein.

„Ich zögerte, denn ich wußte im Voraus, daß Odoardo Amieri seine Tochter keinem armen Cavalier geben würde, und wäre er ein so vollkommener Ritter, wie St. Georg selbst. Aber Antonio wußte so einschmeichelnd zu reden und seine Liebe mit so rührenden und ergreifenden Worten zu

schildern, daß ich endlich einwilligte, den Strauß, den er in der Hand hielt, Ginevra zu bringen und ihr von ihm zu erzählen. Was folgte, könnt Ihr Euch denken: in wenig Tagen waren sie einig und hatten gegenseitig ihre Treue verpfändet.

„Ein Verwandter und Freund Antonio's sollte um die Hand Ginevra's bei ihrem Vater anhalten. Wir sahen ihn in das Haus treten und erwarteten mit klopfendem Herzen den Ausgang. Nach einer Viertelstunde ängstlichen Harrens ward die Thür aufgerissen, und herein trat der alte Odoardo, das Gesicht glühend vor mühsam unterdrücktem Zorn.

„Ginevra, Du magst Dich bereit halten, binnen acht Tagen dem Marchese Camillo Amati, der um Deine Hand angehalten hat, zum Altar zu folgen!“ sagte er mit erkünstelt ruhigem Tone. Damit wandte er sich, das Zimmer zu verlassen. Aber Ginevra fiel ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie und flehte ihn schluchzend an, sie doch lieber in ein Kloster zu schicken, wenn er nicht in die Verbindung mit dem Geliebten ihres Herzens willigen wolle. Ich sage Euch, es war ein Anblick zum Erbarmen, das schöne Kind vor dem starren, zornigen Alten knien zu sehen, der sie rauh zurückstieß. Ich kniete neben ihr nieder und vereinigte meine Bitten mit den ihrigen. Hätte ich es doch nicht gethan! Wie freute er sich, für seine Wuth eine Ableitung und gleichsam eine Entschuldigung zu finden! „Du bist es, Schändliche,“ rief er, „die für schnöden Lohn mein Kind an diesen Bettler hat verkuppeln wollen! Fort, mir aus den Augen! Wenn Du Dich jemals wieder hier sehen läßt, so lasse ich Dich mit Hunden zur Thür hinaushetzen!“ — Kein Widerreden, kein Bitten half; ich mußte das Haus verlassen, während Ginevra ohnmächtig auf ihr Bett getragen wurde.

„Was seitdem geschah, weiß ich nur aus fremdem Munde. Der Starrsinn des alten Amieri war nicht zu beugen. Was lag ihm daran, daß sein Kind unglücklich wurde, wenn er dadurch der Schwiegervater des reichsten Mannes in Florenz

ward! Vergebens wandte sich die unglückliche Ginevra an Amati selbst, erkärte ihm, daß sie nie fähig sein würde, ihn zu lieben, und rief seinen Edelmuth an, ihrer Hand zu entsagen. Er war zu herzlos und seine Eitelkeit durch den Besitz des schönsten Mädchens der Stadt zu sehr geschmeichelt, um ihrer Bitten zu achten. Wenn sie nur erst vereinigt wären, würde die Liebe schon nachkommen, meinte er.

„Es sind heute gerade zwei Monate, da wurde, wie Ihr wißt, die Hochzeit mit großem Pompe im Dome gefeiert. Es war Ginevra's sechszehnter Geburtstag. Ich hatte mich möglichst nahe an den Altar gedrängt, wo die heilige Handlung vor sich gehen sollte. Als der Priester das Jawort forderte, fiel Ginevra ihrem Bräutigam ohnmächtig in die Arme. Kein Mensch, das will ich beschwören, hat das Jawort von ihr gehört. Aber es ward Alles vertuscht und die Unglückliche aus der Kirche in das Haus Amati's mehr getragen als geführt. Während die Gäste bei dem glänzenden Bankett jubelten, lag sie in Krämpfen auf ihrem Lager.

„Seit jenem Augenblick hat sie keinen gesunden Tag mehr gehabt. Die geschicktesten Aerzte von Florenz konnten keinen bestimmten Sitz ihres Leidens ausfindig machen, und alle ihre Mittel schlugen fehl. Krämpfe und Ohnmachten wiederholten sich täglich, und dabei zehrte sie ab wie ein Schatten.

„Acht Tage sind verflossen, da kam eine ihrer Frauen Abends zu mir mit der Botschaft, ihre Herrin wünsche dringend mich zu sehen. Sie hatte, wie sie mir sagte, nicht aufgehört, um meine Wiedereinsetzung in meine Stelle zu bitten; aber erst heute sei es ihr gelungen, den Widerwillen ihres Gemahls gegen mich soweit zu besiegen, daß er ihr gestattet hatte, mich zu sehen. Ich fand sie auf ihrem Ruhebett liegend, roth und frisch, aber mit fieberglühendem Auge.

„Der Arzt behauptet, ich sei nicht krank, ich solle mich nur zerstreuen und heiter sein," sagte sie; „aber ich fühle, daß ich bald dieser Welt nicht mehr angehören werde." — Dann befahl sie ihren Kammerfrauen, sich zu entfernen, und

verlangte, sobald wir allein waren, ich sollte ihr von ihrem Geliebten erzählen, ihr vor Allem sagen, ob er ihrer noch gedenke. Vergebens drang ich in sie, sich nicht unnütz aufzuregen. Was sollte ich thun? Wußte ich doch aus Rondinelli's eigenem Munde, wie groß seine Verzweiflung, wie unverändert heiß seine Liebe war. Hatte ich doch erst heute von seinem alten Diener gehört, wie sein Herr von Tag zu Tag tiefsinniger umhergehe, wie er Schlaf und Appetit verloren habe und Alles für ihn zu fürchten sei.

„Ein Lächeln überflog Ginevra's Antlitz, als ich ausgeredet hatte. „Es ist gut," sagte sie, „so wird unsere Trennung nicht lange mehr dauern. Wie Paolo nnd Francesca werden wir vereinigt sein im Jenseits, aber ohne ihre Schuld, im Himmel statt in der Hölle.

„Dieser Gedanke schien sie zu beleben. „Sage ihm," rief sie, als ich von ihr Abschied nahm, „daß mein Herz nie aufgehört hat, ihm anzugehören, und daß sein letzter Schlag ihm gelten wird; aber so lange ich auf Erden wandle, bin ich vor den Menschen eines Andern Eigenthum. Wenn ich auch — Gott ist mein Zeuge — nie eingewilligt habe, die Gattin Amati's zu werden, so erwarte ich doch von Antonio's Liebe und Achtung, daß er nie das Geringste thun werde, was einen Flecken auf die Ehre und den Ruf seiner Geliebten werfen könnte. Noch wenige Tage, und ich erwarte ihn dort oben, wo die Menschen uns nicht mehr trennen können." Damit reichte sie mir die fieberglühende Hand zum Abschied, die ich mit meinen Küssen und Thränen bedeckte. Ich habe sie erst im Sarge wiedergesehen."

Die Erzählerin schwieg, indem Thränen ihre Stimme erstickten. Auch nahm sie keinen weiteren Antheil an dem zungenfertigen Geplapper der Gevatterinnen, die nebst den Ausdrücken des Mitleids für die unglücklichen Liebenden den tyrannischen Vater und Gemahl mit einem Strome jener kräftigen, aber nicht eben wohlklingenden Beinamen überschütteten, an denen das Lexikon der liebenswürdigen Ciane der bella

Firenze nicht minder reichhaltig ist, als das der poissardes oder der dames de la halle in der Stadt am Seinestrande. — Die Campana dei defunti, die Todtenglocke, läutete die erste Stunde der Nacht vom nahen Domthurme, als sie den Freundinnen die Treppe hinableuchtete.

II.

Mitternacht war längst vorüber; die Straßen der Hauptstadt lagen still und verödet. Ein eisiger Tramontano, von dem schneebedeckten Apennin herab wehend, hatte die Regenwolken verjagt, die nur noch von Zeit zu Zeit als düstere Schatten in rascher Flucht vor der glänzenden Scheibe des Vollmondes vorüber zogen. Keines Menschen Fußtritt hallte von den hohen Marmorwänden der Kathedrale wieder, keine einsame Gestalt belebte den mondbeleuchteten Domplatz. Aber ein seltsames Geräusch, das gleichsam aus den Eingeweiden der Erde zu dringen schien, unterbrach schauerlich die tiefe Stille der Nacht. Erst war es wie ein tiefer Seufzer; ein dumpfer Schrei folgte, jetzt ein zweiter, lauter und schriller als zuvor; dann wieder ein Augenblick tiefer Stille, nur von dem regelmäßigen dumpfen Ticken der Domuhr unterbrochen. Plötzlich schien ein seltsames Leben in die Steinplatte zu kommen, welche die Todtengräber, dem folgenden Morgen die Sorge des Befestigens überlassend, nur lose auf Ginevra's Grab gelegt hatten. Sie bewegte sich hin und her, wie von einem Erdbeben geschüttelt; endlich schob sie sich ganz zur Seite, ein menschlicher Arm ward sichtbar, eine weißgekleidete Gestalt folgte — das Grab gab seine Todte wieder. Mühsam hob sie sich aus der Gruft empor und setzte sich einen Augenblick auf den Rand, den Kopf auf die Hand gestützt. Es war ein seltsamer Anblick; — in den langen weißen Gewändern, mit dem bleichen Antlitz und dem Kranz von weißen Rosen auf dem Haupt, hätte ein Vorüberwandelnder sie für den Schutzengel der Verstorbenen halten mögen, der klagend an dem vorzeitigen Grabe säße. Jetzt

richtete sie sich auf, warf noch einen Blick auf die leere Gruft, der sie entstiegen war, und flog mit einem Schrei des Entsetzens durch die enge Gasse nach dem kleinen Platze der heiligen Elisabeth zu, an dem ihres Vaters Haus sich erhob.

Der Ton des ehernen Löwenkopfes, der als Klopfer diente, erweckte den alten Diener, dessen Amt es war, die Thür zu bewachen. Aber kaum hatte er den Kopf durch das kleine Fenster gesteckt, das zu diesem Zwecke in der Dicke der Mauer angebracht war, als er mit dem hellen Aufschrei: Gesù Maria, lo spettro della Signorina (Jesus Maria, der Geist des Fräuleins)! zurückfuhr, das Fenster schloß und den Kopf wieder in die Kissen begrub.

Vergebens war alles fernere Klopfen und Rufen. Vom Frost durchschauert, eilte die Unglückliche zum nahen Hause des Gemahls; aber auch hier ward ihr kein Einlaß. Zwar weckte der Thürsteher in der Angst seines Herzens den Herrn; aber dieser wies ihn mit harten und strengen Worten zur Ruhe und war nicht zu bewegen, auch nur ans Fenster zu treten; denn er glaubte, es sei irgend eine lose Dirne, von einem seiner Feinde, vielleicht von seinem Nebenbuhler bestochen, eine Gespensterkomödie mit ihm zu spielen.

Erschöpft und halb erstarrt sank Ginevra verzweifelnd auf die Steinbank neben der Thür, den Tod zum zweiten Mal erwartend. Plötzlich aber schien ein neuer Gedanke sie zu beleben; sie raffte sich auf und eilte, so schnell es die wankenden Knie vermochten, über den Markt an der Kirche des heil. Gaetano vorüber in die Via de' Rondinelli zum Hause des Geliebten. Ein unbekannter Diener öffnete auf ihr Klopfen, und obgleich zurückfahrend und sich einmal über das andere bekreuzend bei dem Anblick der bleichen Gestalt im Leichengewande, fragte er mit zitternder Stimme nach ihrem Begehr. „Rufe Deinen Herrn und sage ihm, die, welche er schon bei den Todten gewähnt, sei gekommen, bei ihm eine Zuflucht zu suchen!“ war die Antwort.

Als Antonio Rondinelli wenige Augenblicke nachher, halb wahnsinnig vor Aufregung, an der Thür erschien, fand er die geliebte Gestalt auf der Hausflur zusammengesunken, scheinbar ohne Leben. Mit leidenschaftlichem Schmerz warf er sich über sie und bedeckte ihr kaltes Gesicht mit seinen Küssen, bis die Seinigen, von dem Diener geweckt, hinzukamen, ihn mit Gewalt hinwegrissen, die Ohnmächtige aufhoben und sie in die Gemächer der Mutter Antonio's trugen, wo sie unter der Pflege der Frauen bald wieder zu vollem Leben erwachte.

Am frühen Morgen des folgenden Tages verkündeten die entsetzten Todtengräber dem Gemahl Ginevra's, daß das Grab, dessen Stein zu befestigen sie gegangen waren, leer sei. Aber alle Nachforschungen, was aus der Auferstandenen geworden, blieben fruchtlos, bis in den späteren Morgenstunden Antonio Rondinelli selbst im Palast der Amieri erschien, berichtete, was geschehen, und erklärte, wie Ginevra bereit sei, zu dem Vater zurückzukehren, unter der Bedingung, daß er sie nie wieder an den verhaßten Amati überliefere.

Lange wollte der gebeugte Vater, dessen Liebe zu seinem einzigen Kinde seit dessen vermeintem Tode in aller Stärke wieder erwacht war, der Freudenbotschaft keinen Glauben schenken. Seit dem unglücklichen Ereigniß hatte er keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt: Vaterherz und Gewissen hatten endlich seinen harten Sinn gebeugt, und das quälende Bewußtsein, sein Theuerstes gefühllos seinem Eigensinn geopfert zu haben, wich im Schlaf und Wachen nicht mehr von ihm. So willigte er freudig und ohne Zaudern in die geforderte Bedingung, betrat zum ersten Mal in seinem Leben das Haus der Rondinelli und hielt die Wiedergeschenkte in seliger Umarmung umschlossen.

Und als nun Amati vor ihm erschien, um sein Eigenthum, wie er es nannte, wieder zu fordern, weigerte er es kurz und rund. „Es ist genug, daß ich mir meinen Schatz einmal von dir habe rauben lassen,“ sagte er; „zum zweiten Mal will ich ihn besser hüten.“ Es kam zu harten Worten;

wüthend verließ Amati unter Drohungen den Palast seines Schwiegervaters und eilte geradewegs zu dem Palast der Signoria, um seine Klage vor dem Gonfaloniere della giustizia, dem höchsten Richter der Republik, auf Vorenthaltung seines rechtmäßigen Eigenthums anzubringen.

Ein Proceß begann, wie er noch nie dagewesen. Die größten Gelehrten des canonischen und bürgerlichen Rechtes der Republik, ja die der berühmten Universität Bologna selbst gaben ihr Gutachten ab. Endlich aber entschied das competente Tribunal einstimmig: „daß durch den gerichtlich bescheinigten und in aller Form Rechtens vollzogenen Todesfall die eheliche Verbindung des Cavaliere Camillo Amati mit der Nobil Donzella Ginevra degli Amieri als vollständig erloschen zu betrachten und die Letztere frei sei, bei ihrem Vater zu verweilen oder irgend einen neuen Ehebund zu schließen". Der Erzbischof bestätigte seinerseits den Spruch.

Was folgte, läßt sich leicht ermessen. Wenige Wochen nachher ertheilte der alte Amieri Ginevra den väterlichen Segen zu ihrer Verbindung mit Antonio Rondinelli, unter der einzigen Bedingung, daß das junge Paar bis zu seinem Tode unter einem Dache mit ihm lebe. — Die Straße aber, durch welche Ginevra von ihrem Grabe zum Palast des Vaters eilte, heißt bis auf diesen Tag die Straße der Todten, und der Spruch des Gerichtshofes wird noch immer in den Archiven des Palazzo Vecchio aufbewahrt.

---

6. Straßenleben am Sonntag.

Es ist Sonntag Morgen; die frische kühle Märzluft weht mir von dem blauen Himmel herab entgegen, indem ich die Fenster meines Schlafzimmers öffne. Draußen in der Via San Gallo herrscht schon, trotz der frühen Stunde und des Feiertages, ein reges, lebendiges Treiben. Geputzte Bauern

und Bäuerinnen kommen vom Thore her, theils um ihre Gemüse und Früchte auf den Markt zu bringen, theils um die Kirchen der Stadt zu besuchen. Die Dienerschaft der vornehmen Familien, denen meist diese Stunde zum Gottesdienst angewiesen ist, eilt zu den verschiedenen Tempeln, um die Frühmesse zu hören. Junge Priester, meist selbst den Zügel führend, rasseln in ihren leichten Calessini herein und hinaus, um in den ihrer Obhut übergebenen Kapellen des heiligen Amtes zu warten, auch wohl, um in einer der großen Kirchen der Stadt eine ihnen bewilligte Messe für drei Paoli (13½ Groschen) zu lesen. Eine bekannte Stimme ruft mich aus der vorbeieilenden Menge an: es ist mein Blumenlieferant, der mit zahlreichen Kollegen beiderlei Geschlechts die duftigen Schätze des Landes in eigenthümlich gebogenen, flachen Körben zur Stadt bringt. Für einen Spottpreis schmücke ich mein ganzes Zimmer mit gefüllten Veilchen, vielfarbigen Nelken, Maiglöckchen, Reseda und Anemonen. Unter meinem Fenster und so weit rechts und links mein Auge reicht, ist man damit beschäftigt, kleine, luftige Buden zu errichten und mit Spielwaaren der allergröbsten und billigsten Art von Holz und Thon, mit Naschwerk und Heiligenbildern zu füllen. Denn es ist heute die fiera — der Markt — von San Gallo. Jeden Sonntag in den Fasten findet in einer der zu den verschiedenen Thoren führenden Straßen eine solche Fiera statt, ein Volks- und Kinderfest, dessen Lustbarkeiten sich jedoch auf ein Auf- und Niederwandeln im dichten Gedränge im möglichsten Putz und allenfalls auf den Genuß einiger unschuldiger Näschereien zu beschränken pflegen.

Es ist neun Uhr geworden; ich gehe, mein Frühstück in dem Café Doney, dem ersten Kaffeehause der Stadt, unweit der Säule von Santa Trinità, einzunehmen. Unterwegs begegne ich nur Kirchgängern, zumal Frauen und Kindern; denn das männliche Geschlecht gehört in Florenz, seiner großen Mehrzahl nach, zu den Indifferenten in religiösen Dingen.

Hielten nicht die Priester so scharfe Aufsicht, wäre nicht der österliche Beichtzettel und zöge nicht die Vernachlässigung religiöser Pflichten, zumal für die Beamten, die Gefahr empfindlicher materieller Nachtheile nach sich, so wäre zu fürchten, daß die Zahl der frommen Kirchgänger auf ein Minimum herabsinken würde.

An der Ecke des Domplatzes drängt sich das Volk um einen zweiräderigen Karren, auf dem eine große Tafel horizontal befestigt ist und den ein Mensch vor sich her schiebt. An Werktagen füllen diese baroccini dutzendweise alle Hauptstraßen, bald mit Tüchern, Bändern und allerhand kurzen Waaren, bald und am häufigsten mit Büchern und Kupferstichen bedeckt, die von den Führern mit einer Stentorstimme für fabelhaft billige Preise ausgeboten werden. Am Sonntag aber ist aller Handel verpönt, nur der mit Eßwaaren ausgenommen. Das hat sich irgend ein speculirender Kopf zu Nutze gemacht; auf der Tafel seines baroccino steht ein förmliches Gastmahl aufgetragen; nicht allein Fleisch und Gemüse, sondern ein vollständiges Diner mit allen Zuthaten bis aufs Kleinste herab, ja selbst die Kohlen, um das Essen zu bereiten, fehlen nicht. Dabei ist Alles so appetitlich arrangirt und mit Blumen aufgeputzt, daß den armen Leuten, die sich hungrig umherdrängen, das Wasser im Munde zusammenläuft. „Un magnifico pranzo per due crazie!“ (ein herrliches Mittagessen für einen Silbergroschen!) schreit der Schiebende. „Prendete, Signori, vincerete, mangerete!“ (Nehmt, ihr Herren, ihr werdet gewinnen, ihr werdet essen!) Dabei hält er ein Bündel Loose empor, und es dauert nicht lange, so hat er sie bis auf das letzte an den Mann gebracht; die Ausloosung findet auf der Stelle statt, und der glückliche, vielbeneidete Sieger trägt den erbeuteten Schatz in seine Wohnung.

Bei Doney wimmelt es von Frühstückenden; es sind zum Theil allerdings Fremde aus aller Herren Ländern, deren Hauptsammelplatz hier Morgens ist; doch finden sich auch

nicht wenige Einheimische; denn nur wenige frühstücken im eigenen Hause, im Gasthause Niemand. Kostet doch die große Tasse des besten Kaffee's mit Milch, Zucker, Weißbrod und Butter nur vier Crazien, etwa zwei Groschen unseres Geldes. Ich nehme an einem der kleinen Tischchen vor dem Hause Platz, neben einer Gruppe junger Franzosen, die mit der Fioraja, dem Blumenmädchen, in gebrochenem Italienisch scherzen und plaudern. Auch ich bekomme ein Sträußchen aus dem reich gefüllten Korbe, freilich keines von den besten, denn ich bin schon eingebürgert und gehöre nicht zu den freigebigsten Kunden. Die Fremden sind anfangs meist entzückt über diese „reizenden Priesterinnen der Flora", wie sie ein begeisterter Tourist nennt, mit dem großen winkenden Strohhut und dem schelmischen Auge, die ihnen die schönsten Sträußchen in den Schooß werfen oder in das Knopfloch stecken und von augenblicklicher Bezahlung nichts wissen wollen. Ich könnte Einiges erzählen, was die Begeisterung etwas herabstimmen würde; aber ich will den künftigen Besuchern der Blumenstadt am Arno die Freude nicht verderben. Dort fliegt eine dieser Nymphen im offenen Wagen in rasselnder Eile vorüber und wirft uns noch einen Regen von Nelken und Veilchen hernieder. Sie fährt auf den Livorneser Bahnhof, von dem eben ein Zug abgehen soll, um von ihren etwa abreisenden Kunden einen letzten zärtlichen Abschied zu nehmen.

An der nahen Ecke von Via de' Tornabuoni, wohin ich mich wende, um mich in dem bestassortirten Cigarrenladen der Stadt (auch diese sind nämlich, vermuthlich weil der Tabak ein Regieartikel ist, am Sonntag geöffnet) mit neuem Rauchstoff zu versehen, treffen fünf Straßen zusammen. Zu welcher Tages- und Jahreszeit man diesen Punkt auch passire, so ist es fast unmöglich, den Vetturinen und ihren Mezzani (Mäklern) zu entgehen, die ihn militärisch besetzt halten. „Signore, si va a Bologna domattina. — Signore, un posto per Roma. — Vuol vettura per Arezzo a mezzo prezzo?" — tönt es durcheinander. Freilich hat dieses Treiben durch

die „maledette strade ferrate“ sehr abgenommen und es wird ihm hoffentlich durch die projektirten Eisenbahnen nach Bologna und Arezzo bald völlig ein Ende gemacht werden.

Ich mache mich von ihnen los, um dem Arno zuzueilen, denn der protestantische (französisch-reformirte) Gottesdienst in der kleinen Kapelle unweit Ponte Carraja wird alsbald beginnen; aber ohne einigen Aufenthalt geht es nicht ab. Wer eine brennende Cigarre im Munde hat, muß sich mit Geduld rüsten. In Florenz raucht man in den Häusern sehr wenig, auf der Straße desto mehr. Feuerzeug ist wenig gebräuchlich; man wartet eben, bis man Vorübergehenden mit brennender Cigarre begegnet. Ueberall hört man das: „Di grazia, Signore, mi permette un momento?“ Der Florentiner ist außerordentlich gefällig und wird nicht müde, den Fremden zurechtzuweisen; dagegen muß man ihm auch, wie billig, auf alles Mögliche Rede stehen. Dieses viele Cigarrenanzünden, Fragen und Antworten bringt eine Modification in der auf- und abwogenden Bewegung der Straßen hervor, wie sie mir in dieser eigenthümlichen Weise sonst nirgends vorgekommen ist.

Auf der Brücke Alla Carraja sitzt ein blinder Bettler im Sonnenschein, mit stummer Geberde ein Almosen heischend. Man giebt es dem wenigstens scheinbar sehr Hülfsbedürftigen gern, wenn man auch weiß, daß einer dieser privilegirten Brückenbettler kürzlich mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens gestorben. Er hat wenigstens nicht, wie das sonst oft der Fall ist, einen starken jungen Mann bei sich, den er sich für einen bestimmten Lohn miethet, um für ihn die Vorübergehenden anzuhalten. Die Bettelei ist übrigens jetzt in Florenz, wenigstens im Vergleich mit dem übrigen Mittel- und zumal Unteritalien, sehr mäßig. Zur Revolutionszeit, 1848—49, war sie freilich auch hier unerträglich, und die Almosenfordernden von einer so unglaublichen Unverschämtheit, wie sie mir kaum in Messina, dem Paradiese der

Bettler, je vorgekommen ist. Aber die neue Gendarmerie hat hier treffliche Früchte getragen.

Der protestantische Gottesdienst ist zu Ende und mit ihm zugleich die Mittagsmesse der Katholiken. Aus allen Kirchen ergießt sich ein Strom geputzter Menschen, die elegant gebundenen, goldschimmernden Gebetbücher unter dem Arm. Nun beginnt der Mittagsspaziergang, la passeggiata della messa. Eine Stunde lang wandeln die Schönen die Hauptstraßen, zumal die Via Calzajuoli, Mercato nuovo und den Lung' Arno auf und ab, um ihre neuen Toiletten bewundern und beneiden zu lassen. Es ist dies die beste Gelegenheit, die Florentinerinnen der mittleren Stände ohne Vermischung mit den Fremden, die sonst leicht an öffentlichen Orten dominiren, zu sehen und kennen zu lernen. Wer Schönheitsideale unter ihnen sucht, wird sich freilich meist bitter enttäuscht finden. Zwar trifft man unter den Frauen und Töchtern der Handwerker, Kaufleute u. s. w. wohl weniger rohe und grobe Züge, weniger gemeine Physiognomien als im Norden, auch oft ausdrucksvollere Gesichter und zumal schönere Büsten; aber eine regelmäßig schöne Gesichtsbildung gehört zu den großen Seltenheiten; ja das Gegentheil ist sogar im Allgemeinen geradezu vorwaltend. Die Florentinerinnen können es in dieser Hinsicht nicht einmal mit den ländlichen Schönheiten der Umgegend, geschweige denn mit den Römerinnen oder den Landmädchen der Albaner und Sabiner Gebirge aufnehmen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags verliert sich das Gedränge allmählig; die Straßen werden stiller und sind gegen drei Uhr, zumal in den Sommermonaten, fast ganz verödet. Es ist das für den Florentiner Bürger und zumal für den größeren Theil der anwesenden Fremden die Zeit des Mittagsessens mit der daran geknüpften Siesta. Fast nur die höchsten Classen der Florentiner Gesellschaft diniren zwischen fünf und sieben Uhr Abends.

Von der vierten Nachmittagsstunde an beginnen zumal die nach den Thoren führenden Straßen sich wieder zu beleben. Wir folgen dem Hauptstrome, der sich dem schönen neuen Arnokai entlang der beliebten Promenade der Cascine zudrängt, und halten unsern Schritt nur einen Augenblick vor einem mitten auf der Straße aufgestellten Tische an, auf dem ein kleines, mit allerlei Flitterstaat bunt aufgeputztes Mädchen steht. Neben ihm befindet sich eine Urne mit Lottoloosen (cartelle del lotto) auf der einen, und eine Menge von Madonnenbildchen zu 1—2 Quattrini (Pfennigen) auf der andern Seite. Der Papa oder die Mama steht dabei, preist der umgebenden Volksmenge den glücklichen Griff des Kindes, „eines Lieblings der Madonna", und weiß alle Diejenigen, die, sich auf seine Hand verlassend, schon gewonnen haben, an den Fingern herzuzählen. Hunderte jeden Alters und Geschlechts bringen ihre Sparpfennige, oft auch den Preis ihres Abendessens oder den Erlös des letzten verpfändeten Hausrathes dar und erhalten nebst dem Loose von der freigebigen Kleinen noch ein Bildchen in den Kauf, bestimmt, gleichsam als Bürgschaft für den Gewinnst zu dienen.

Eine bunte Menge durchwogt die langen Ulmenalleen der Cascine. Aus wechselnden Baumgängen, saftigen Wiesen, Boskets und schattigen Hochwaldpartien bestehend, zieht sich der Park eine Stunde weit längs des Arno abwärts. In der Mitte liegt an einem großen freien Platze ein Landhaus des Großherzogs mit den herrschaftlichen Melkereien (cascine). Hier ist in den späteren Nachmittagsstunden, zumal an Festtagen, der Versammlungsort für die ganze schöne Welt der Residenz, die Einheimischen sowohl wie die Fremden. Auf dem Piazzale, dem großen Platze vor dem Palais, halten oft mehr als hundert elegante Equipagen. Die Herren sind ausgestiegen; die Damen, in geschmackvollen Toiletten, den unvermeidlichen großen Blumenstrauß neben sich, geben von ihren Plätzen aus ihren männlichen Bekannten und Verehrern Audienz. Man macht hier seine Besuche am Wagen

wie Abends in den Logen der Oper. Die Neuigkeiten des Tages, zumal die chronique scandaleuse des vorhergehenden Abends, machen mit Blitzesschnelle die Runde. Dabei giebt es oft seltsame Scenen. Ich erinnere mich, daß der Wagen einer Engländerin, die täglich mit ihrem vermeintlichen Ehegemahl und ihren erwachsenen flachshaarigen Töchtern in eleganter Equipage zu erscheinen pflegte, plötzlich von einem Manne angehalten wurde, der auf den Sitz des Herrn als den ihm selbst neben seiner Frau gebührenden Anspruch machte. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen den Männern, die Dame fiel in eine natürliche oder künstliche Ohnmacht, Gendarmen wurden herbeigerufen und der Angreifer mit Gewalt hinweggebracht. Später erfuhr man, daß derselbe wirklich der rechte Ehemann gewesen sei, der aber schon längst seine Familie um einen guten Preis an seinen Nachfolger abgetreten und jetzt diese Scene verursacht habe, weil sich der Andere weigerte, neue Forderungen zu bewilligen.

Aehnliche Auftritte gehören hier eben nicht zu den Seltenheiten. Florenz ist eine Art von Freihafen für die enfants perdus der großen Welt, für Leute beiderlei Geschlechts von zweifelhaftem Rufe, die hier ohne Schwierigkeit Aufnahme in die beste Gesellschaft finden. Der Florentiner ist gastfrei, liberal, von aller Prüderie möglichst entfernt, und seine sittlichen Grundsätze sind lax genug, um ihn keine großen Ansprüche an Andere machen zu lassen. Die Fremden, welche hier längere Zeit verweilen, selbst die prüden Söhne und Töchter Albions nicht ausgenommen, haben sich der hiesigen Denk- und Auffassungsweise bequemt, und es besteht gleichsam ein stillschweigendes Abkommen, Florenz als eine Art von terrain neutre zu betrachten, wo man selbst mit Denjenigen freundlich verkehrt, die man in London und Paris fliehen würde wie die Pest.

Schwärme von Kindern umspielen die Urne in der Mitte des großen runden Rasenplatzes, des Tondo, zwischen dem Schloßplatze und dem Arno, während die horchende Menge

der Fußgänger sich um die am Rande aufgestellte Regimentsmusik drängt. Ein ziemlich schmutziges Kaffeehaus in der Nähe bietet Eis und andere Erfrischungen; aber unter den sparsamen Gästen unter dem großen Zelte bemerkt man fast nur ausländische Physiognomien. An öffentliche Orte zu gehen, mit dem Neben= oder Hauptzweck materieller Genüsse, das ist dem Florentiner durchaus fremd. Das schlechte kleine Kaffeehaus der Cascine ist der einzige derartige Ort an einem öffentlichen Spaziergange, wo überhaupt Erfrischungen zu haben sind. Die Genügsamkeit des Italieners ist in dieser Hinsicht für einen Deutschen fast unbegreiflich. Er kann einen ganzen Sonntag=Nachmittag lang, seine Frau am Arm, die langen Alleen auf= und abwandeln, ohne an Bier oder Wein, Kaffee oder Thee zu denken. Nur Abends, wenn er in die Stadt zurückkehrt, führt er die Seinigen wohl in ein Kaffeehaus, wo in der größten Eile, nicht selten stehend, ein Glas Eis verzehrt oder ein erfrischendes Getränk genossen wird, um dann die ununterbrochene Wanderung oft noch stundenlang in den Straßen fortzusetzen. Daß dabei von deutscher „Gemüthlichkeit“ nicht viel zu finden ist, versteht sich von selbst. Nur Leute aus den untern Ständen sieht man öfters mit ihrem einfachen Mittags= oder Abendmahl, wobei der gewaltige schmutzige Fiasco natürlich die Hauptrolle spielt, hinausziehen, um es, auf dem Rasen der Cascine oder auch wohl an einem bloßen Raine oberhalb der staubigen Chaussee gelagert, zu verzehren. Am Morgen des Himmelfahrtstages wimmeln die Gebüsche der Cascine von kleinen Gesellschaften von Frühstückenden, während die Kinder sich an dem Zirpen der seltsamerweise an diesem und nur an diesem Tage zu tausenden in kleinen Holzkäfigen zum Verkauf ausgebotenen Heimchen ergötzen.

Fragt man die Florentiner — und ich kann sagen, die Italiener überhaupt — nach der Ursache des vollständigen Mangels an öffentlichen Vergnügungsorten, so antworten sie mit einer Philippika gegen die Deutschen, die überall sofort

ans Essen und Trinken dächten. Ist dieser Vorwurf vielleicht nicht ganz ungegründet, so könnten wir ihnen doch mit einem andern und vielleicht schwerer wiegenden antworten. Der Italiener, und insbesondere der Florentiner, hat weder Sinn für einen ruhigen und heiteren Austausch von Gedanken und Gefühlen, für eine gemüthliche Geselligkeit im höheren Sinne, noch für Naturgenuß. Deshalb hält er sich im Innern der Stadt an öffentliche Vergnügungen, an Theater, Schauspiele aller Art, Concerte, Bälle u. s. w., oder besucht seine lärmenden, schmutzigen, langweiligen Kaffeehäuser; deshalb fühlt er auch bei seinen Ausflügen ins Freie nicht das Bedürfniß eines geselligen Verkehrs, zu dem die materiellen Genüsse das Bindemittel und die Gelegenheit liefern. Ausflüge aber um des bloßen Naturgenusses willen gehören für die Florentiner zu den größten Seltenheiten. Man geht spazieren, theils aus diätetischen Rücksichten, theils weil es die Mode so will, auch aus Langeweile oder andern Gründen, die alle mit der Naturschönheit des Ortes gleich wenig zu thun haben. Der beste Beweis liegt darin, daß die herrlichen Spaziergänge und Aussichtspunkte, an denen die Umgegend von Florenz so reich ist, fast ausschließlich nur von Fremden besucht werden. Man geht Tag für Tag in die Cascine, höchstens einmal in den Garten Boboli (in der Stadt hinter dem Palast Pitti), den jedoch die Gouvernanten und Bonnen mit ihren Pflegebefohlenen ziemlich monopolisirt haben, oder nach dem kahlen und öden „Parterre“ vor der Porta San Gallo.

Der Verfasser führte einst einen ihm befreundeten Florentiner in den mittleren Jahren, der doch verhältnißmäßig weit mehr Sinn für dergleichen zeigte, als die große Masse seiner Landsleute, nach Monte Oliveto, dem Hügel mit dem Kapuzinerkloster, von dem aus man eine der prachtvollsten Aussichten über die Stadt, das Thal und die Gebirge genießt. Der Hügel liegt unmittelbar über der Stadt, der Weg dahin ist ohne alle Beschwerde und so hübsch wie irgend einer der Umgegend; dennoch war mein Freund noch

nie dort oben gewesen und hatte kaum je von diesem Spaziergang gehört. Die Florentiner leben eben nach einer Schablone, einer wie der andere; es ist unglaublich, wie wenig Originalität und Individualität in ihrer Lebensweise und ihren Sitten hervortritt, und welche Anstrengungen es ihnen kostet, nur ein weniges aus dem gewohnten Geleise herauszutreten. Deshalb ist auch hier das gesellschaftliche Leben im Allgemeinen so außerordentlich einförmig, und Frau von Staël hat vollkommen Recht, wenn sie sagt: „La vie qu'on mène à Florence, est singulièrement monotone: on va se promener tous les après-midi sur les bords de l'Arno, et le soir l'on se demande les uns aux autres si l'on y a été."

Der Abend dunkelt herein; eine Equipage nach der andern rollt an uns vorüber, der Stadt zu; die Töne der Musik sind verstummt. Vom Lung' Arno leuchtet die lange Reihe der Gaslampen. Alles drängt nach dem Centrum der Stadt zu; die großen Kaffeehäuser füllen sich mit einem von Minute zu Minute wachsenden Publikum; vor der eleganten Conditorei Castelmur in der Via Calzajuoli hält, wenigstens im Sommer, eine Reihe glänzender Carossen, deren Inhaber eine gewaltige Menge vielfarbigen Fruchteises, im Wagen sitzend, verzehren. Ueberall herrscht ein lustiges und bewegtes Leben, bis zwischen acht und neun Uhr Abends die verschiedenen Theater ihre Vorstellungen eröffnen und bald nachher die Abendgesellschaften ihren Anfang nehmen. Die Kaffeehäuser und Straßen leeren sich allmählig; was jetzt noch in den letzteren umherschweift und im Schatten der Paläste und Kirchen den vorübergehenden, leicht erkannten Fremden erwartet, verträgt selten eine nähere Prüfung und meidet gewöhnlich ängstlich die Nähe der lichtausstrahlenden Gasröhren.

Des langen Umhertreibens müde, verlasse ich die gasbeleuchtete innere Stadt und trete in die Straßen des Viertels von San Lorenzo, wo die sparsamen qualmenden Oellampen wie rothe Sterne durch die rings herrschende Dunkelheit flimmern. Da erhellt plötzlich ein rother Schein die

nächste Straßenecke; der näselnde unharmonische Gesang einer frommen Bruderschaft verkündet, daß sie die sterblichen Ueberreste eines Mitbruders zur Ruhe geleitet. Der Zug kommt an mir vorüber; der offene Sarg wird von acht in weiße Kutten gehüllten Männern getragen, während eine gleiche oder größere Anzahl eben so Gekleideter zum Theil mit brennenden Fackeln singend folgt. Unmittelbar hinter dem Sarge geht ein Priester. Das Ganze geht im Geschwindschritt vorwärts; aus den Bewegungen und Geberden aller Betheiligten spricht eine empörende Gleichgültigkeit oder Rohheit. Ist es ein Vornehmer, so ist der Sarg gewöhnlich verschlossen, die Decke desselben verziert, und zur Seite gehen einige Bediente in Livrée, mit Wachsfackeln in den Händen. Die Leiche wird dann meist nach einer Kirche gebracht, um dort ausgestellt zu werden, während die Priester die Seelenmessen lesen und die Freunde und Verwandten Paternoster und Ave Maria für das Heil des Verstorbenen beten. Die sterblichen Ueberreste der Armen aber werden nach dem Leichenhause von Santa Caterina, unweit des Platzes Maria Antonia, gebracht, um von hier in der Stille der Nacht auf einem Karren nach Trespiano gefahren zu werden. Es liegt in der Art der Todtenbestattung in Florenz etwas unbeschreiblich Rohes und unsere Gefühle Verletzendes. Ist es schon für uns ein schrecklicher Gedanke, daß in der Todesstunde regelmäßig alle zunächst Betheiligten den sterbenden Freund, Bruder, Vater oder Gemahl Fremden überlassen und das Sterbezimmer nicht eher wieder betreten, bis die Beerdigung vorüber ist; so ist der allein von bezahlten Lohndienern, ohne alle Theilnahme der Verwandten oder Freunde, in unanständiger Eile besorgte Transport der Leiche fast noch verletzender. Im Leichenhause selbst werden die Körper auf Stroh gelegt und gegen Mitternacht nackt auf einen Karren geladen, um auf dem ungeheuren, drei Miglien von Florenz entfernten Todtenhofe von Trespiano ohne Sarg wie ohne Sang und Klang eingescharrt zu werden. Mehr als einmal bin ich diesem Karren begeg-

net, wie er, von Einem Pferde gezogen, von einem schlaftrunkenen Kutscher geführt, im Trabe durch die nachtstillen Straßen rumpelte, während die Vorübergehenden, ein Kreuz schlagend, auswichen wie zur Pestzeit.

In den frühesten Zeiten waren die Begräbnisse außerhalb der Stadt, wurden jedoch durch die Vergrößerung der letzteren, wie die von Santa Felicità und San Giovanni, in den Umkreis der Mauern mit aufgenommen. Erst vom 9. Jahrhundert an begann die unglückliche Sitte des Begrabens in den Kirchen herrschend zu werden; nur in den Basiliken blieb es verboten, so daß es eines Senatsbeschlusses bedurfte, damit der „Vater des Vaterlandes", der ältere Cosmus, ein Grab unter den Hallen von San Lorenzo erhielt. Inzwischen begann die Ueberfüllung der Kirchen mit Leichen, in Miasmen und Seuchen ihre Früchte zu tragen, so daß endlich 1784 ein Gesetz erschien, das alle Leichname auf den neuen Gottesacker von Trespiano verwies. Doch gestattete Ferdinand III. den Privaten, sich einen Platz in einem Kloster außerhalb der Stadt zu kaufen, und bald fingen auch die Mönche der innerhalb der Mauern gelegenen Klöster wieder an, mit dem Verkauf von Begräbnißplätzen auf ihren Friedhöfen und in ihren Kreuzgängen einen lukrativen Handel zu treiben, so daß jetzt nur noch die Armen auf das große Leichenfeld von Trespiano wandern.

Zum letzten Mal beleben sich die Straßen, wenn, meist zwischen elf und zwölf Uhr, die Vorstellungen der Theater geschlossen werden. Nochmals füllen sich die Kaffeehäuser; denn der Florentiner liebt es, am späten Abend noch eine Tasse Caffè-latte, d. h. ein Getränk aus ¾ Milch und ¼ Kaffee bestehend, zu sich zu nehmen. Erst jetzt beginnen einige der fashionablesten Gesellschaften. In warmen Sommernächten schwärmt der Domplatz um Mitternacht von Kühlung suchenden Spaziergängern, während sich die zahlreichen grünen Bänke vor dem Kaffeehause des Bottegone zum letzten Mal füllen. Aber mit der ersten Morgenstunde ist Alles still.

Nur lichtscheues Volk treibt noch in den verödeten Straßen sein Wesen, dem der Heimkehrende sorgfältig ausweicht, wenn es auch zum Theil wohlthätigen Zwecken, wie der Reinigung und Bewachung der Stadt, dienen mag.

---

7. Santissima Annunziata.

Von dem Marcusplatze führt die kurze Via della Sapienza, die Weisheitsstraße, dem großherzoglichen Marstall vorüber auf einen der schönsten, wenn auch keineswegs der größten Plätze von Florenz. Er bildet ein regelmäßiges Quadrat und ist mit zwei bronzenen Brunnen und einer schönen Reiterstatue des Großherzogs Ferdinand I. von Giambologna geschmückt. Hohe Treppen führen zu den Säulenhallen, welche, ein beliebter Spaziergang der Umwohner bei Regenwetter, das obere Stockwerk der Gebäude an der Ost- und Westseite des Platzes tragen. Eine ganze Reihe prächtiger Kinderfiguren, Reliefbilder von glasirtem Thon in Luca della Robbia's bekannter Manier, schmückt die Front des einen derselben, des Findelhauses oder Spitals der Unschuldigen (Spedale degli Innocenti), wie es der Florentiner in seiner poetischen Sprache nennt. Nördlich schließt die schöne Façade der Kirche der Santissima Annunziata, mit der Inschrift: Alexander et Robertus Puccii reginae coeli auf dem Friese der ebenfalls auf Säulen ruhenden Vorhalle, den Platz, während sich südlich die schnurgerade Via de' Servi öffnet, an deren fernem Ende die bunten Marmorwände der Kathedrale die Perspective schließen.

An Sonn- und Festtagen wird der Platz nicht leer von Kirchgängern, denn die St. Annunziata ist bei weitem die beliebteste und zumal die fashionableste Kirche der Stadt. Die Equipagen des hohen Adels halten oft die ganze Front besetzt, während ihre Inhaber und zumal ihre schönen In-

haberinnen vor den Beichtstühlen und an den Altären der Kirche knien. Auch der Hof kommt mehrmals im Jahre, um hier seine Andacht zu verrichten. Ja, an einem Sonntage zu Anfang des Mai kann man einen großen Theil der Bevölkerung des umliegenden platten Landes hier festlich versammelt sehen. Processionen kommen zum Theil stundenweit her, der Himmelskönigin ihr Frühlingsopfer zu bringen. Fast die ganze Gemeinde nimmt Theil. Die Mädchen eröffnen den Zug, die jüngsten voran, alle in weißen Kleidern und mit dem oft fein gestickten und mit silbernen Nadeln an dem kohlschwarzen Haare befestigten Blondenschleier geschmückt. Ihnen folgen die Frauen, meist in dunkleren, nicht selten seidenen Kleidern. Den Mittelpunkt bildet ein kleines Kind, das in weißem, luftigem Gewande, mit vergoldeten Flügeln, einen Engel darstellend, auf einem Esel reitet, der zugleich das Fäßchen frisch gepreßten Olivenöls und andere Gaben trägt, die der heiligen Jungfrau dargebracht werden, damit sie auch heuer wieder ihre Fürbitte für eine gesegnete Ernte einlege. Die Männer, wieder von den Knaben beginnend, meist zu in Kutten und Kapuzen verhüllten Bruderschaften vereint, schließen den Zug unter wenig harmonischem Gesang.

Den Glanzpunkt aber für die St. Annunziata bildet die Mitternachtsmesse des Christfestes. Ein dichtes Gedränge durchwogt die hohen, trotz des Meeres flammender Kerzen nur dämmerig erhellten, von Weihrauchwolken erfüllten Räume des Tempels. Ein trefflich eingeübter Chor männlicher und weiblicher Stimmen ertönt aus den oberen Gallerien, mit den Tönen der Orgel und eines ebenfalls verborgenen Musikcorps, in der tiefen Stille der Mitternacht und bei der geheimnißvollen Beleuchtung nicht ohne große und erhebende Wirkung, zumal wenn um die zwölfte Stunde plötzlich nach langer Erwartung die Jubeltöne erschallen, welche die Geburt des Heilandes verkünden. Aber in dem Dunkel der zahlreichen Kapellen, die durch geöffnete Thüren mit einander in Verbindung stehend, rechts und links das Hauptschiff einfassen, sollen in-

zwischen oft seltsame Dinge vorgehen, die mit der Heiligkeit des Ortes und der Stunde nicht allzusehr harmoniren. Nicht genug, daß die Taschendiebe dort mit Erfolg ihrem Metier nachgehen, auch Herzen werden dort gestohlen; zu zahlreichen Rendezvous bietet sich die Gelegenheit, und mehr als Eine Verlobung soll hier ohne Beisein und Vorwissen der Eltern stattgefunden haben. Das ist nun freilich in ganz Italien nichts Ungewöhnliches. Die junge Damenwelt lebt unter so strenger, fast klösterlicher Ueberwachung von Seiten der Eltern, sie hat so wenig Gelegenheit, sich öffentlich zu zeigen oder nur ein Wort zu reden oder zu hören, das nicht auch das aufmerksame Ohr einer Mutter oder Gouvernante vernähme, daß die Kirche, der einzige Ort, zu dem man sie allein gehen läßt, deshalb oft genug zu fremden Zwecken mißbraucht wird. Wer die Zeichen- und zumal die Fächersprache versteht und sich auf das Beobachten legen will, der kann zwischen den knienden Schönen und ihren in der Nähe postirten Verehrern häufig genug einen Wechsel telegraphischer Depeschen beobachten, die mit den religiösen Uebungen, in die vertieft zu sein sie sich den Anschein geben, schwerlich im engsten Zusammenhange stehen. Am schlimmsten ist es zur Zeit der sogenannten Novena, der neuntägigen Vorbereitung zum Weihnachtsfeste, einem Gottesdienste, der vom 15. bis 23. December täglich in der Abenddämmerung stattfindet und zumal von jungen Leuten beiderlei Geschlechts in großen Schaaren besucht wird. Das weltliche Treiben herrscht dabei dermaßen unverblümt vor, daß der Florentiner Volkswitz diese Zeit den piccolo carnavale, den kleinen Fasching, genannt hat.

Das Innere der Kirche von St. Annunziata ist mehr reich als geschmackvoll decorirt; doch fehlt es nicht an Werken der bildenden Kunst von bedeutendem Interesse, unter denen Andrea del Sarto's berühmte Fresken in der Vorhalle den ersten Rang einnehmen. Ein Bild aber ist es vor allen, das, durch seine wunderbare Entstehung nicht minder als

durch seine wunderthätigen Wirkungen berühmt, die hülfsbedürftigen Gläubigen in die Kirche lockt, und dessen Umgebung nie leer wird von Flehenden, die rings um das vergoldete Gitter der Kapelle knien, welche ihm als Schrein dient. Es ist eine Verkündigung, dem Anschein nach aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, nicht ohne Talent al fresco gemalt, wenn auch durchaus kein Meisterwerk ersten Ranges. Einst, so erzählt die Sage, war der Maler, nach mannigfachen Versuchen an dem Gelingen seines Werkes verzweifelnd, über demselben eingeschlafen. Als er wieder erwachte, siehe, da war das Bild vollendet von Meisterhand, so daß er selbst anbetend davor niederfiel. Ein Engel, den die Gottesmutter selbst gesendet, hatte es mit unsterblichem Pinsel geschaffen. Von nah und fern strömten alsbald die Gläubigen hinzu, das Bild anzubeten, das seine himmlische Herkunft durch tausend Wunderthaten bekräftigte. Das Servitenkloster, dem die Kirche gehört, wurde durch die von allen Seiten her fließenden Spenden immer reicher und angesehener, so daß die Mönche endlich beschlossen, in dankbarer Verehrung für ihr größtes Heiligthum, dasselbe am Tage des Geburtsfestes der Madonna, am 8. September 1852, feierlich mit einer reichen goldenen Krone zu schmücken.

Schon seit Wochen waren großartige Vorbereitungen zu dem Feste getroffen. Mehrere der höchsten Würdenträger der Kirche hatten ihre Theilnahme verheißen; man sprach selbst davon, daß Pius IX. von Rom dazu herkommen würde. Am Tage vor der Krönung drängten sich dichte Massen von Bürgern und Landleuten durch die nahen Straßen, um das Bild und die prachtvoll geschmückte Kirche zu sehen. Leicht unterschied man die zahlreichen Provinzbewohner an ihren schwerfällig aufgedonnerten Anzügen, ihrem Arm-in-Armgehen, ihren verwunderten Blicken und lauten Exclamationen. Zwischen den eleganten Sommertoiletten der Residenzbewohner erschienen die radförmigen winkenden Strohhüte und die vielfach den braunen Hals umgebenden Perlenschnüre der

Contadine neben den schwarzen Sammetjacken und rothen Tuchwesten der Bauern. Innerhalb wie außerhalb der Kirche überwog das schöne Geschlecht bedeutend.

Die Vorhalle des Tempels war mit rothen Behängen geschmückt und die entstellenden Glaswände vor Andrea del Sarto's Fresken entfernt. Das Innere war mit verschwenderischer Pracht decorirt. Draperien in Gestalt von Festons von schwerem rothen Sammet mit breiten goldenen Säumen und Streifen, wechselnd mit schimmerndem Silber- und Goldbrocat, schwangen sich leicht und geschmackvoll von Säule zu Säule, die Eingänge der Kapellen bezeichnend. Zwischen und über ihnen hingen zahlreiche große Kronleuchter von geschliffenem Krystall. Der Hochaltar, auf dem ein ganzes Heer von Riesenkerzen brannte, hatte seine Hülle abgelegt und leuchtete im Glanze des reinsten gediegenen Silbers, mit Basreliefs von bedeutendem Kunstwerth geschmückt, die Abrahams Opfer und andere alttestamentliche Scenen darstellen. Die reichste Verzierung aber zeigte die hohe viereckige Kapelle des Madonnenbildes selbst, links vom Haupteingang der Kirche. Silberne Gefäße von allen Größen und Formen, mächtige Kandelaber von demselben Stoffe tragend, umgaben das goldschimmernde Gitterwerk; große, schön gearbeitete, silberne Weihrauchpfannen hingen, mit Ampeln wechselnd, von der Decke herab. An der Brust des Frescobildes leuchtete, künstlich befestigt, ein reicher Perlen- und Brillantenschmuck.

In der Kirche, auf dem Platze, in den Klosterhöfen und angrenzenden Straßen herrscht nun acht Tage lang das bunteste Leben. Alles wogt lachend und plaudernd in den besten Feierkleidern durcheinander; Speculanten schreien die Wunderthaten des Madonnenbildes per due sole crazie (für einen einzigen Silbergroschen) aus, die Festmedaille und einen geweihten Ring dazu gar für eine Crazie. Zahllose Festinschriften und Gedichte bedecken die Wände der Kirche in italienischer, lateinischer, griechischer und syrischer Sprache. Lateinische Distichen, zu Ehren der Madonna sind dutzendweise im

großen Klosterhofe zu lesen. Hier begegnen wir in den Säulengängen unter den schönen alten Fresken einer Unzahl scheußlicher Oelbilder, die Wunder der Madonna darstellend: bald einen seit 24 Stunden Gehängten, der wieder lebendig wird; bald ein todtgebornes Kind, das auf das Flehen der Eltern lange genug zum Leben erwacht, um die heilige Taufe zu empfangen, und dergleichen mehr. Eine Abtheilung Pompiers steht bereit, wenn je die Draperien Feuer fangen sollten; der Schlauch der Spritze ist durch ein Fenster in die Kirche geleitet. Detachements von Soldaten ziehen auf und ab, sich ablösend, um einige Ordnung in dem dichten Volksgewühl zu erhalten. Kinder spielen schreiend und jubelnd auf dem grünen Platze in der Mitte des großen Kreuzganges.

Am Morgen des Hauptfesttages selbst fand nach einem von dem Erzbischof von Theben in partibus unter Assistenz der Erzbischöfe von Florenz und Siena und des päpstlichen Nuntius gehaltenen Hochamt in Gegenwart der großherzoglichen Familie und des ganzen Hofes die feierliche Krönung statt. Die Krone, bestimmt, einem Wandbilde aufgesetzt zu werden, war natürlich flach, von Gold und mit Edelsteinen reich besetzt. Um sie über dem Bilde anzubringen, hatte man einen Haken in die Wand schlagen müssen. Als der Erzbischof sie daran befestigte, verkündeten 101 vom Castell donnernde Kanonenschüsse der Hauptstadt das große Ereigniß.

Gegen Abend durchzog eine ungeheure Procession die Straßen. Eine Copie des Wunderbildes wurde unter einem blausammetnen, mit silbernen Sternen bedeckten Thronhimmel im Triumph umhergetragen; alle Häuser, an denen der Zug vorüberkam, waren reich illuminirt, am reichsten die Kirche selbst, die mit zahllosen kleinen Lämpchen wie mit feurigen Streifen dicht bedeckt, gleich einem prachtvollen Meteor leuchtete. Bis zum Grauen der Morgendämmerung — denn der Florentiner wird des Schauens und Flanirens nie müde — durchwogte das Volksgedränge die Straßen.

An den folgenden Tagen besuchten endlose Processionen aller geistlichen und weltlichen Bruderschaften die Kirche; immer neue Ströme von Landleuten bevölkerten die Straßen, bis eine grandiose Illumination das Fest zum Abschluß brachte. Die Kosten desselben beliefen sich auf 60—70,000 Lire für die Mönche; aber die Mildthätigkeit der Gläubigen ließ sie im Opferstock reichlichen Ersatz finden.

III.

Villeggiatur zwischen Arno und Chiana.

(Bruchstück aus einer Erzählung.)

1. Von Florenz nach Arezzo.

Es war an einem der ersten Tage des October in dem verhängnißvollen Jahre 1848, als ich in dem Coupé der Diligence, die täglich von Florenz nach Arezzo fährt, durch die noch morgenstillen Straßen der toscanischen Hauptstadt rollte. Die ersten Strahlen der Frühsonne rötheten das weiße Marmorthürmchen, welches Brunelleschi's mächtige Kuppel krönt, während der weite Platz, an dem sich die alte Kreuzkirche, Toscana's Mausoleum, erhebt, noch dunkel und schweigend dalag. Freilich, auch wenn die höher steigende Sonne ihre Strahlen über die Dächer der umgebenden Häuser auf die Piazza di Santa Croce sendet, das rege Leben, das ehemals hier geherrscht, beleuchtet sie nicht wieder. Wo sind die Zeiten hingeschwunden, als die verloschenen Fresken an den Façaden der Paläste in hellem Farbenschimmer glänzten; als die bunten Teppiche aus den zahllosen Fenstern und von den Balconen herabhängend, schon fernhin die Festesfreude verkündeten, und dichte Volksmassen in tollem Fastnachtsjubel durcheinanderwogten? Oder als die jungen Patrizier der reichen Arnostadt hier ritterlich die Lanzen brachen, angefeuert von den schönen Augen und weißen Tüchern, die von den hohen Sitzen des Amphitheaters herab winkten?

Damals wandelten die hohen Geister, die jetzt unter den ernsten Marmordenkmälern der Kreuzkirche ruhen, noch unter den Lebenden; aber längst ist der Letzte von ihnen zu den Todten hinübergegangen, und Florenz, das alte herrliche, ist mit ihnen gestorben. Was noch lebt, ist die leere Hülle; der Geist ist gewichen: wie lange wird der Körper noch fortvegetiren?

Jeder Schritt in diesem Athen des Mittelalters ruft neue Erinnerungen alter Zeiten wach. Ueber die alte Brücke a Rubaconte oder alle Grazie rollten wir der Stelle vorüber, wo einst unten im Flußbett der berühmte Friede zwischen Guelfen und Ghibellinen in Gegenwart eines Papstes, eines Kaisers und eines Königs geschlossen wurde. Wieder war, wie damals, der Fluß trocken von der langen Dürre; aber statt gekrönter Monarchen und stolzer Republikaner knieten nur arme Weiber auf dem Kiesgrunde, die sparsame Wäsche in der klaren Welle abzuspülen. Die Nebel dampften noch im Thale und verhüllten die fernen Berge; nur die gewaltigen Massen der apuanischen Alp traten schwachleuchtend am westlichen Horizont hervor wie ein verschwimmendes Bild der Phantasie.

Am Thore herrschte ein buntes, wirres Treiben. Baroccini (Karren), die der Hauptstadt den täglichen Tribut des flachen Landes zubrachten; hochbepackte Reisewagen mit Fremden aus dem Norden, die über Perugia nach Rom und dem Süden eilten; Bettler, Douaniers, Polizeioffizianten und Wachtsoldaten: Alles rollte, schrie und fluchte durcheinander. Bis sich der Knäuel löste, hatte ich Zeit, meine beiden Reisegefährten im Coupé einigermaßen zu mustern. Es war, wie sich nachher ergab, ein Ehepaar, das, wie ich, seine Villegiatur in der Nähe von Arezzo zu halten gedachte. Denn die Monate October und November in der Stadt zuzubringen, geht dem echten Florentiner wider die Natur. Wer es nur irgend erschwingen kann, und selbst wer es nicht kann, hat sein kleines zierliches Landhaus in der Ebene des Arno-

thales, oder lieber noch an einen der sonnigen Hügel gelehnt, die sich terrassenförmig über die Stadt erheben. Welcher Fremde, der von Bologna aus die Apenninenkette überstieg, wo sich ihm die Thore von Mittelitalien öffnen, eine neue Welt und ein südlicherer Lufthauch ihn empfangen, hat nicht von der Höhe, wo die herrlichen Eichen des Parks von Pratolino die neidische Mauer überragen, das entzückte Auge über die zahllosen weißschimmernden Villen gleiten lassen, die Thal und Hügel weithin gleichsam wie zu einer Riesenstadt verbindend, dem Dichter des rasenden Roland die bewundernde Strophe dictirten:

A veder pien di tante ville i colli
Par che il terren ve le germogli, come
Vermene germogliar suole e rampolli.
Se dentro ad un mur sotto un medesmo nome
Fusser raccolti i tuoi palagi sparsi
Non ti sarian da pareggiar due Rome.

Die Zeit der Villeggiatur ist nur dem Vergnügen und der Erholung von der Last und Hitze des Sommers gewidmet. Das Landleben besteht hier nicht in einsamer, beschaulicher Zurückgezogenheit oder in einem idealen Naturgenuß à la Jean Jaques, wie sich vielleicht manche meiner sentimentalen Landsmänninen einbilden mag, wenn sie von einer italienischen Villa liest mit ihren Myrthenhainen, die nirgends vorhanden sind, und ihrem orangengekrönten Dach, das man auch erst in Neapel suchen muß. Das italienische Landleben ist vielmehr wesentlich ein geselliges. Alle benachbarten Villeggianti bilden während dieser Periode gleichsam eine große Familie; aus einem Hause zieht man ins andere; da wird täglich gemeinschaftlich musicirt, getanzt, gespielt, gegessen und getrunken, obgleich, der Wahrheit die Ehre zu geben, die beiden letzten Vergnügungen für uns materielle Barbaren etwas gar zu stiefmütterlich behandelt werden. Wer den Decamerone gelesen, eine Sünde, die ich, den padre dell' eloquenza italiana in Ehren, keiner meiner sittigen Leserinnen

zumuthen will, der hat ein im Wesentlichen treues Bild des florentinischen Landlebens auch in unsern Tagen, wenn auch die Ungenirtheit in That und Wort nicht mehr so weit geht, wie zur Zeit des schwarzen Todes, wo es anderswo auch eben nicht besser gewesen sein mag.

Der Fremde ist gewöhnlich sehr erstaunt, daß die Italiener gerade die heißesten Monate in der Stadt zubringen und erst, wenn die kühleren Lüfte des Herbstes zu wehen beginnen, hinausziehen in die freie Natur, wo sie dann nicht selten bis zum ceppo, dem Weihnachtsfeste, verweilen, trotzdem es im December auch südlich der Apenninen nicht an blauen Nasen und bereiften Feldern fehlt. Die Sache ist aber doch ganz natürlich; denn die Villen mit ihrer der Sonne ausgesetzten Lage und ihren schattenlosen Umgebungen sind im Sommer unerträglich heiß, während die engen Straßen der Stadt mit ihrer ewigen Zugluft, und die dickmauerigen Paläste mit ihren weiten, hohen Zimmern und kühlen Säulenhöfen auch unter dem Solleone (der Hundstagssonne) einen kühlen und behaglichen Aufenthalt bieten. Wer sich aber die toscanischen Villen von schattigen Parks und grünen Lorbeer-, Myrthen- oder ähnlichen Wäldern umgeben denken sollte, würde sich gewaltig irren: der Garten beschränkt sich meist auf eine oft steingepflasterte Terrasse, welche den Tag über die Sonnenstrahlen mit unerträglicher Gluth zurückstrahlt, und wo eine Anzahl Blumentöpfe, abwechselnd mit Orangen- und Citronenbäumen, die wie bei uns in Kästen stehen, die einzigen Vertreter der Pflanzenwelt sind. Im Uebrigen ist das Haus in der Regel ringsum von Feldern umgeben, den poderi, in denen der steifbeschnittene Maßholder, an dem die Rebe emporrankt, und der niedere Oelbaum mit seinen sparsamen, graugrünen, weidenartigen Blättern nur sehr dürftigen Schatten gewähren. Nur die Fremden, die sich seit langen Jahren in Menge in diesen glücklichen Gegenden niedergelassen, und einige Gutsbesitzer aus den höchsten Ständen, welche die fremde Mode vielleicht mehr

aus Nachahmungssucht als aus Vorliebe angenommen, haben ihre Landsitze mit Parks und Baumgruppen in englischem Geschmacke umgeben, wo der Lorbeer und die Mimose, der Sumach und die großblühende Magnolie, die Bignonie und der Kirschlorbeer mit der Ceder, der Cypresse, der italienischen Pinie und der chilensischen Araucaria abwechseln. Dazwischen leuchten die brennend rothen Blüthen des Granatapfels, und die rosigen Blumen des gefüllten Oleanders nicken über die hohen Mauern dem Wanderer einen Gruß auf die staubige Straße.

Rasch durchrollte unser gewaltiges Fuhrwerk das fruchtbare Thal, obwohl seine verschiedenen Räumlichkeiten nicht nur mit 19 Personen vollgestopft, sondern die Decke noch nach italienischer Sitte mit einem ungeheuerlichen Ueberbau von Waaren und Reiseeffecten beladen war, der einem über mir auf der Imperiale sitzenden Engländer einen Ausruf des Schreckens und der Verwunderung auspreßte. Den links hinziehenden Fluß verlassend, stieg die Straße jetzt in langsamen Windungen die Höhe von San Donato hinan, einem Ausläufer der weinberühmten Berge von Chianti, die hier über das schmale, schluchtartige Arnothal hinüber den Apenninen die Hand zu reichen scheinen. Von der Paßhöhe erblickt der Wanderer, der von Rom aus den Weg über Perugia einschlug, zum ersten Male die villenbesäete Campagna von Florenz und die Thürme und Kuppeln der toscanischen Metropole. Am jenseitigen Abhang liegt die Villa Rinuccini, ein mächtiges Steingebäu aus alter Zeit, in ernstem und imposantem Stile, gleichsam verächtlich auf alle die Zwergenhäuschen unter ihm herabblickend, wie ein Heldenkönig von seinem Throne auf das winzige Volk der Hofleute. Seine Besitzer waren unter den Mächtigen von Florenz von Alters her bis auf die neueste Zeit; aber vor wenigen Jahren raffte ein plötzlicher Tod den letzten trefflichen Stammhalter des edlen Geschlechts vor der Zeit dahin; das Wappen seiner Ahnen ward zerbrochen und der Name Rinuccini aus-

getilgt im goldenen Buche der Arnostadt. Wie viele Familien sind so schon ausgestorben, deren Namen, von gutem Klange in der Vorzeit, auf ewig in den Annalen der großen Geschichtschreiber der Republik der Nachwelt überliefert sind! Wohl viele Städterepubliken des Mittelalters haben tüchtige Charaktere und edle Bürger aufzuweisen, die wie Sterne erster Größe hervorleuchteten aus dem Gewimmel des Volkes; doch wo fanden sie einen Villani, einen Varchi, einen Macchiavelli, um sie der Vergessenheit zu entreißen? Aber noch ein anderes sinnreiches Mittel fand der florentinische Adel, um sich selbst in seinen Namen zu überleben. Kopfschüttelnd sah ich oft die Fremden, die Deutschen zumal, die, keine Gelegenheit versäumen wollen, das fremde Idiom sich zu eigen zu machen, vor den sonderbaren Namen stehen, die auf weißen Marmortafeln eingegraben, an den Eckhäusern der Hauptstadt die Straßen benennen. Es half Nichts, das allezeit bereite Taschenlexikon, Diamantausgabe, hervorzuziehen; denn die Namen, die sie lasen, waren die der alten, untergegangenen oder noch in den Nachkommen lebenden Patriziergeschlechter, deren stolze Paläste sich hier erhoben. Die Pietät der Nachkommen bewahrte den Namen, wenn auch sein letzter Inhaber längst unter den Marmorplatten des Klostergewölbes ruhte.

Oberhalb des Fleckens Incisa senkt sich der Blick wieder in das Arnothal. Der Fluß tritt hier plötzlich aus breiter Thalebene zwischen steile, eng umschließende Hügelketten. Tief unten liegt eine einsame Mühle, deren Rauschen bis zu uns heraufdringt, während die Schaumtropfen, die das wirbelnde Rad emporwirft, in den Strahlen der Morgensonne wie Feuerfunken schimmern. Ein schwanker, kunstloser Steg schwingt sich in leichten Bogen über den Fluß, dessen Gewässer unruhig tosen vor der Bergenge, wie ein Pferd vor dem Sprunge, zu dem eine höhere Kraft es treibt, wild sich hebend, ins Gebiß schäumt. Eine breitästige Kastanie und ein alter Feigenbaum beschatten, nachbarlich gesellt, die Mühle, —

es ist dort unten am Hügelabhang eines jener Plätzchen, wie sie so unwiderstehlich zum Ruhen und süßträumenden Nichtsthun einladen. Aber unser Conducteur und seine fünf mageren Gäule ließen sich nicht auf die Idylle ein; eine Krümmung der Straße entzog Fluß und Mühle meinen Blicken. Nun ging es in raschem Trabe durch die weite, blühende und fruchtbare, aber einförmige Ebene, die sich als Val d'Arno di sopra zwischen den Bergen des Chianti und den hohen Ketten des Pratomagno ausdehnt. Wir durchfuhren Incisa, wo der junge Petrarca unter den Augen seiner frommen Mutter die ersten Rudimente seiner Gelehrsamkeit erwarb, und wo nach italienischer Sitte noch ein Caffè del Petrarca, eine Trattoria del Petrarca u. dgl. den Ruhm von Incisa verkünden, ihrem inneren Werthe nach freilich wenig ihrem Patrone entsprechend; Figline, von wo die zierlichen Strohfläschchen kommen, die auf allen Tafeln in Florenz Eingang gefunden haben; San Giovanni mit seinem freundlichen, hallenumgebenen Marktplatz, wo uns der Wirth mit ausgelaugtem Sohlenleder unter dem Titel von Beefsteaks und schwarzem Kaffee in schmutzigen Gläsern regalirte; endlich Montevarchi, den Hauptort des Thales, in dessen Straßen von den westlichen Hügeln her das weiße cypressenumhegte Kloster hereinschaut. Links nach dem Gebirge hin erheben sich von Zeit zu Zeit seltsam geformte und zerrissene Lehmhügel, die Reste eines Hochlandes das, einst durch eine gewaltige Ueberschwemmung hinweggeführt wurde. Wenn ihre nackten schroffen Abhänge von den letzten Strahlen der Abendsonne hell beleuchtet sind und ihre Umrisse hell auf dem dunklen Hintergrunde des Himmels hervortreten, dann bedarf es keiner sehr lebhaften Einbildungskraft, um Städte und Festungen, gothische Ornamente und bizarre Schnörkel und Zierrathen von Menschenhand in ihnen zu sehen. Hier und da steigt ein altersgrauer Thurm, dicht mit üppigem Epheu umwunden, oben mit dem weit vorspringenden Zinnenkranze geschmückt, über den Abhang dieser Hügel, oder eine Villa schaut

freundlich mit ihren weißen Wänden und grünen Jalousien zwischen den grauen Olivenbäumen hervor. Fern an der Mitte des Gebirgshanges zeigte mir der ausgestreckte Finger meines Nachbars das uralte Kloster der Vallombrosa, wo sich einst der heilige Gualbert vor den Versuchungen dieser Welt in die wilde Bergeseinsamkeit zurückgezogen, nachdem er in wilder Jugendlust und im Sturme ungezügelter Leidenschaften den Kelch des Lebensgenusses bis auf die bittere Hefe geleert hatte.

Hinter Montevarchi werden die Lehmhügel häufiger, dichter und vereinigen sich allmählig zu langgestreckten, niedrigen Ketten, zwischen denen die gewundene Straße langsam hinschleicht. Lichte Kastanien- und Eichenwälder, von Ginstergestrüpp und Mäusedorn durchwachsen, bekleiden die rauhen Abhänge; nur selten blickt ein einsames Bauernhaus einen Augenblick zwischen den Bäumen hervor, um bei der nächsten Biegung wieder zu verschwinden. Dann und wann streckt ein Schäfer oder eine Schäferin, meist noch Kinder, den Kopf über den Abhang zwischen den weidenden Schafen hervor, um der fortrollenden Diligence nachzuschauen und den Glücklichen, die so auf fremder Beine Kosten stolz die Welt durchfliegen konnten, manchen Seufzer des Neides hinterher zu senden.

Die ganze Gegend hat einen sterilen, einförmigen Charakter, wie ihn denn die Apenninen mit wenigen Ausnahmen von dem hohen Kamme der Centralkette bis dahin zeigen, wo ihre letzten Ausläufer oft vorgebirgsartig in die Meeresebene oder in die breiten Flußthäler abfallen.

Noch vor zwanzig Jahren bedeckte der Hochwald in einem ununterbrochenen Zuge von mehreren Meilen Länge diese Hügel, unter dem Namen der Mala frasca (der böse Busch), weit herum im Lande übel berufen. Die Diligencen waren damals noch nicht von Frankreich herübergekommen, und die Vetturine, deren sich die Reisenden zu bedienen genöthigt waren, standen nicht selten mit den Räubern der Mala frasca im besten Vernehmen. Kein alter Bauer der Umgegend, der

nicht seine Geschichte von dem Walde und dessen geächteten Bewohnern zu erzählen hätte, in der umgestürzte und ausgeplünderte Wagen, an die Bäume gebundene Männer, ins Gebirge geschleppte und nur mit schwerem Lösegelde befreite Frauen die Hauptbestandtheile bilden.

Wo auf der Höhe der Hügel der Wald sich öffnet, fällt unser Blick über den freundlichen Flecken Laterina tief unten im Arnothale auf den mächtigen, sargförmigen Felsenberg der Vernia, der zwischen den Alpen von Catenaja und den letzten Ausläufern des Pratomagno sich hoch und dunkel von dem blauen Himmel abhebt. In seinen finsteren und furchtbaren Schluchten wohnte einst der Lieblingsheilige Mittelitaliens, der fromme Franz von Assisi. Dort steht noch, von mehr als 100 Mönchen bewohnt, das Kloster, das er gestiftet. Wer eine stille und hehre Einsamkeit sucht, um sich, fern von dem verwirrenden Durcheinandertreiben und der entgeistigenden Alltäglichkeit des gemeinen Lebens, zu sammeln, zu läutern und zu erheben, der pilgere zur Vernia: in der reinen, balsamischen Luft des Hochgebirges, in dem tiefen und ernsten Schatten der jahrhundertalten Riesenbäume, in einer erhabenen und jungfräulichen Natur, die inmitten der starrenden Oede des umgebenden Gebirges einsam und einzig dasteht, wird den gelähmten Schwingen seines Geistes bald die Kraft wieder zu neuem Fluge erwachen.

„Ecco Arezzo!“ rief der neben mir sitzende Florentiner, sich den Schlaf aus den Augen reibend, in dessen Armen er seit dem Frühstück gelegen. Gerade vor uns erhob sich die alte Stadt, in der Mitte einer kesselförmig nach allen Seiten hin von Bergen umgebenen Ebene, die wir jetzt nach Ueberschreitung der letzten Hügelkette in lustigem Trabe durchrollten. Nur schmale Oeffnungen führen in die Thäler des oberen und mittleren Arno und der Chiana, die hier einen Theil ihrer zwei Strömen zinsbaren Gewässer in den Arno entladet. Arezzo selbst lehnt sich an einen aus der Fläche aufsteigenden Hügel, von dessen Höhe der alte Dom weit umher

das flache Land beherrscht, bis tief in die engen Thäler hinein sichtbar. Mit der weitumfassenden Ringmauer und den zahlreichen Thürmen bietet die Stadt von außen einen stattlichen Anblick, dem jedoch das Innere wenig entspricht. Zwar besteht auch hier, wie in allen toscanischen Städten, das Pflaster aus mächtigen Quadern; aber der Schmutz und Unrath aller Art, der die Straßen bedeckt, erinnert einigermaßen an die Städte des Orients. Die engen und krummen Gassen, die hohen, dunklen Häuser, die vielleicht seit einem Jahrhundert mit dem Pinsel des Weißbinders in keine Berührung kamen; die verpestete Luft, die von der schmutzig feuchten Straße und den Träbern der Kelter aufstieg, machten einen widerwärtigen, beklemmenden Eindruck. Auch das Aussehen der Bewohner nimmt nicht sehr zu ihrem Vortheil ein: schlechte und nachlässige Kleidung, eine finstere Miene, häufig platte oder rohe Züge, ein singender, unschöner Dialect, — das war es, was mir zuerst an ihnen auffiel. Dagegen gewahrte ich weder früher noch später Etwas von den vielen schönen Aretinerinnen, von denen durchreisende Landsleute gern fabeln. Die Aretiner stehen in Toscana nicht in dem besten Rufe; man will behaupten, daß das Prädicat „kläffende Hunde“ (botoli ringhiosi), welches Vater Dante ihnen beilegt, noch immer wohl angebracht sei.

So mannigfach aber auch die Schattenseiten sind, die sich dem fremden Besucher Arezzo's beim ersten Blicke aufdrängen, und so sehr eine genauere Durchforschung des Innern die Zahl dieser parties honteuses noch vermehrt, so birgt die Stadt doch eine Menge von interessanten Kunstwerken und historischen Denkmälern, die mich später noch oft hierher gelockt und mir manche genußreiche Stunde verschafft haben. Nicht nur, daß man euch hier und da, wie in der Arena (dem Amphitheater), nicht unbedeutende Reste römischer und etruskischer Bauten zeigt; nicht nur, daß die zahlreichen und zum Theil merkwürdigen Kirchen eine reiche Auswahl von Werken der bildenden Kunst aus den älteren tosca-

nischen Schulen des 14. und 15. Jahrhunderts aufzuweisen haben, wie kaum eine andere Provinzialstadt: auch die Privathäuser der vornehmen Familien der ehemaligen Republik bergen in Verzierungen, Bildwerken und Hausgeräth Spuren einer reichen und großen Vergangenheit und Kunstschätze mancherlei Art. Obgleich jetzt eine heruntergekommene Provinzialstadt von kaum 12000 Einwohnern, war Arretium dereinst die wichtigste Stadt Mittelhetruriens und später eine unabhängige und stolze Republik, die, fast immer gut ghibellinisch gesinnt, den stolzen Guelfen von Florenz lange die Spitze bot, bis die unglückliche Schlacht von Campaldino ihre Macht daniederwarf und die Blüthe ihrer Bürger vernichtete. Darin aber liegt einer der Hauptreize für den Wanderer auf der Halbinsel: in der verkommenen und kleinlichen Gegenwart die Spuren ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu suchen und zu finden. Diese stummen Zeugen einer wechselreichen Geschichte reden nicht nur zu unserem Verstande und unserer Einbildungskraft, sondern auch zu unserem Gemüth, und so gewinnen die schmutzigen und verfallenden Straßen einer verarmten Provinzialstadt ein größeres Interesse für eine große Classe von Reisenden, als die glänzendsten und volkreichsten Emporien und Königssitze der Gegenwart.

---

2. Ankunft in Gragnone.

Auf dem kleinen Platze von San Francesco, wo unsere weitbauchige Arche sich ihrer Last entlud, hielt schon der elegante Phaethon der Gräfin P. mit ihren beiden herrlichen mecklenburgischen Apfelschimmeln, um mich nach ihrer noch 3 Miglien entfernten Villa zu führen. Die Gräfin saß selbst im Wagen und winkte mir mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit schon von fern einen Gruß zu. „Geschwind, geschwind!“ rief sie, als ich einstieg; „das Diner wartet unser!“

Damit rollten wir zur Porta Romana hinaus in die offene Campagna.

Die Gräfin P., eine stattliche Matrone mit den unverkennbaren Spuren früherer Schönheit, groß und stark, mit festen Zügen und noch schwarzem Haare, und mit einer selbst hier auffallenden Lebhaftigkeit in Wort und Geberde, war einem der ältesten Adelsgeschlechter der Republik entsprossen. Ihre Jugend war in die Zeit der französischen Occupation gefallen und sie selbst eine der gefeiertsten Schönheiten an dem ephemeren Hofe Elisa Bacciochi's, der Königin von Hetrurien, gewesen. So vereinigte sie französische Bildung und französischen Geschmack mit der gesellschaftlichen Nonchalance und der Leidenschaftlichkeit des Südens. Obwohl sie, wie die meisten ihrer Landsmänninnen und Standesgenossen, nur in der Gesellschaft lebend, ein eigenthümliches inneres Geistesleben so wenig wie das Familienleben kannte, hatte sie sich doch in ihrem ganzen Wesen und Gehaben eine Originalität bewahrt, wie sie in diesen Schichten der Gesellschaft fast unerhört ist. Ihrer schonungslosen Offenherzigkeit wegen, mit der sie Jedermann geradheraus zu sagen pflegte, was sie von ihm und den Seinigen hielt, war sie nicht wenig, zumal von den Diplomaten, gefürchtet. Ich erinnere mich, daß einst der päpstliche Geschäftsträger, Monsignor M., dem sie die Sünden der Regierung des Kirchenstaates in ziemlich starken Ausdrücken zu Gemüthe geführt hatte, ihr Haus ganz hors de combat verließ, um es nie wieder zu betreten. Dabei war sie leidenschaftlich, aufbrausend, energisch, auch in ihren Vorurtheilen; aber zugleich von einer Biederkeit des Sinnes und einer natürlichen Güte des Herzens, der gegenüber selbst ein funfzigjähriges Salonleben machtlos gewesen war. Vielen Fremden haben sich die Thore ihres schönen Palastes in Via San Gallo gastfrei geöffnet; die feenhaften „florentinischen Nächte“, die in den Räumen ihres prachtvoll beleuchteten Parks gefeiert wurden, haben in dem bekannten Feuilletonisten Jules Janin einen beredten Lobredner gefun-

den. Dem Verfasser dieser Blätter war sie viele Jahre lang in Nähe und Ferne eine treue, wohlwollende Freundin; — sei ihr die Erde leicht, die sie seit dem Frühling des vergangenen Jahres deckt!

Im Herbste jedes Jahres zog sich die Gräfin für einen Monat auf ihr einsam am Fuße der Apenninen, in der Nähe von Arezzo, gelegenes Landhaus zurück, theils um persönlich ihrem Gutsverwalter die Rechnung abzunehmen und die Klagen und Wünsche ihrer Colonen zu hören; besonders aber um sich nach dem bewegten Treiben der Hauptstadt eine Zeit lang in der tiefsten Stille des Landlebens zu erholen, weshalb sie denn auch, ganz der Sitte ihrer Landsleute zuwider, gar keinen Umgang mit den benachbarten Villeggianti oder den Aretinern unterhielt, sondern nur einen oder den andern ihrer männlichen Freunde von Florenz, zumal Fremde, zum Besuche einlud.

Während ich die Neugier der Gräfin, betreffs des Ergehens ihrer Bekannten und der chronique scandaleuse et politique der Hauptstadt, nach Kräften zu befriedigen suchte, veränderte sich die umgebende Landschaft. Der Wagen hatte die reichen Getreidefelder und Weinpflanzungen von Arezzo durcheilt; rechts und links vom Wege erhoben sich erst olivenbedeckte Hügel, dann immer steilere und höhere Berge; immer schmaler ward die ebene Fläche und verengte sich rasch zu einem jener schluchtartigen Thäler, wie wir sie in ähnlicher Form überall zwischen den letzten Ausläufern der Apenninenkette wiederfinden. Nur schlossen sich hier die Berge so plötzlich und steil zusammen, daß das Thal zu ihren Füßen, wie ein Hufeisen gestaltet, nur von einer Seite, von Arezzo her, zugänglich war. Ein schmaler krystallheller Wasserfaden zog sich durch das breite Bett des Baches; aber die gewaltigen Felsstücke, zwischen denen er, oft verschwindend, hinrieselte, verkündeten deutlich, mit welch furchtbarer Gewalt der wilde Bergstrom im Frühling und nach den hier oft entsetzlich heftigen Gewittern durch das Thal daherbrausen und

seine Bewohner in Schrecken setzen mochte. Zahlreiche Bauernhäuser, zumeist kunstlos aus Feldsteinen und Bachkieseln aufgemauert, lagen zerstreut an den Berghängen; auf dem Dache und in den offenen Gallerien des ersten Stockes die leuchtend orangegelben Maiskolben zum Trocknen aufgehängt, im Hofe der ragende Strohschober und der nie fehlende großblätterige Feigenbaum, das vorspringende Dach und der halboffene Viehstall nicht selten von zierlichen hölzernen oder auch steinernen Säulen getragen. Schon dunkelte der Abend, als wir durch die Eichenallee und über die steinerne Brücke auf den weiten Vorhof der Villa einbogen.

Fattore und Fattoressa, sowie die ganze männliche Einwohnerschaft des Gutes, waren schon vor der Hausthür versammelt, um die Signora illustrissima und ihren Gast zu empfangen. Denn hier auf dem Lande, auf einem Besitzthum, das seit Jahrhunderten in der Familie der Gräfin vom Vater auf den Sohn vererbt war, herrschte noch ein Verhältniß zwischen dem Besitzer und dem Bebauer des Bodens, das, in seinen Formen wenigstens, lebhaft an die feudalen Zeiten des Mittelalters erinnerte. Die Gräfin galt dort mehr, als der ferne Souverän, mit dem der Bauer ja Nichts zu thun hatte, da seine Padrona allein dem Staate die Abgaben vom Grundeigenthum zahlte. Ihr Schicksal lag in den Händen der Herrin, die ihnen von Augenblick zu Augenblick aufkündigen und sie auf die Straße setzen konnte, was übrigens höchst selten oder nie geschah. Trotz dieser vollständigen Abhängigkeit machte das Verhältniß und das daraus hervorgehende Benehmen der Landleute durchaus keinen unangenehmen Eindruck. Es herrschte in allen ihrem Thun und Reden eine gewisse unbefangene Vertraulichkeit, die keineswegs übel aufgenommen ward, weil sie eben auf dem deutlichen Bewußtsein des unendlichen Unterschiedes der beiderseitigen Stellung beruhte, die eine jede Idee des Gleichseinwollens von vornherein abschnitt. In unsern Tagen, wo die Stände sich einander so sehr genähert haben, ist die

gegenseitige Zurückhaltung und Förmlichkeit im Umgange größer als je, weil eben jeder höher Gestellte fürchtet, bei der geringsten Vertraulichkeit sein leicht in Frage gestelltes Uebergewicht zu verlieren; der Untergebene aber nur im Dienste und dessen strengen Formen subaltern sein will, im gesellschaftlichen Leben hingegen, so weit irgend möglich, auf einen gleich hohen Platz Anspruch zu machen entschlossen ist.

Die Villa war ein massives einstöckiges Gebäude, vorn, wie die meisten ähnlichen Bauwerke, mit einer einfachen, regelmäßigen Façade; nach hinten aber vieleckig und winkelig, größere und kleinere Innenhöfe einschließend und seltsam durcheinanderlaufende Gänge und Treppen, Gallerien und Zimmerreihen bildend. Die mächtigen, rauh behauenen Quadern ohne Bewurf oder verdeckende Farbe geben dem Ganzen ein imponirendes, aber düsteres Ansehen. Die innere Einrichtung verrieth, daß man zur Zeit des Baues die moderne Sparsamkeit mit dem Raume noch nicht gekannt hatte. Große Flügelthüren führten von der breiten, hochgewölbten Hausflur links in die Wohngemächer der Gräfin, rechts in den mächtigen Speisesaal, den die zahlreichen argentischen Lampen nur unvollkommen zu erleuchten vermochten. Steinerne Stufen führten zu den tiefen Fensternischen, die mit ihren weitvorspringenden Sitzen aus demselben Material hinter den schweren Damastvorhängen gleichsam ein kleines Zimmer für sich bildeten. In dem Kamin fanden 6 Personen bequem Platz um die lodernde Flamme, die wohl allerdings in kalten Winternächten kaum hinreichen mochte, das riesige Gemach einigermaßen zu erwärmen. Das Wappen der Familie P. an dem Marmormantel des Kamins und große chinesische Bilder mit wunderbaren buntfarbigen Vögeln, Blumen und Arabesken machten den einzigen Schmuck der kahlen Wände aus, und der florentinische Teppich bedeckte nur einen kleinen Theil der nackten Backsteine, die roh und uneben den Boden des Zimmers bildeten.

Das Mittagessen — der Stunde nach hätte es ein Abendessen heißen sollen — an dem noch ein Freund der Gräfin, der mit ihr aus der Stadt gekommen war, und der Gutspfarrer theilnahmen, ging, wie es zu jener Zeit einmal nicht anders sein konnte, unter politischen Gesprächen vorüber. Wir befanden uns damals in jener Periode der italienischen Revolution, als das Zünglein der Waage, nachdem es einige Zeit zwischen der gemäßigten und der radicalen Partei in Mittelitalien geschwankt hatte, sich entschieden auf die Seite der letzteren zu neigen begann, kurz vor dem Meuchelmorde Rossi's und nach dem Sturze des constitutionell-monarchischen Ministeriums Capponi in Florenz. Die Herrschaft der Mazzini und Guerrazzi zog wie ein Schreckgespenst für die Gemäßigten und Conservativen am Horizonte herauf, während die Exaltirten die neue republikanische Aera jauchzend begrüßten. Keine Gesellschaft, ja fast keine Familie, die damals nicht in hadernde Parteien zerspalten war. Herr ......, ein Hausfreund der Gräfin, verhehlte seine Freude über die Nachricht vom Sturze des Ministeriums Capponi, die ich von Florenz mitgebracht hatte, keineswegs, und verkündete den nahen Triumph der Freiheit in Europa, während der Pfarrer die Hülfe des Himmels gegen Die herbeirief, welche die Gesalbten des Herrn von ihren Stühlen werfen wollten und den Statthalter Christi täglich mit ihren giftigen Verläumdungen oder noch giftigeren Lobsprüchen überschütteten, — und die Gräfin unruhig auf ihrem Stuhle umherrückte, wie gewöhnlich, wenn sie etwas Unangenehmes hören mußte, ohne es doch von sich abwenden zu können. Auch benutzte sie die erste Pause, die im Gespräche eintrat, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, indem sie sich mit den Worten zu mir wandte:

„Nun, wie hat Ihnen unser kleines Friedensthal beim Hereinfahren gefallen? So wie ich Sie zu kennen glaube, muß es ganz nach Ihrem Geschmacke sein.“

„Die bereits eingebrochene Dämmerung verwehrte mir, mehr als die Umrisse der einschließenden Berge zu erkennen; doch gestehe ich, daß sie ein vielversprechendes Aussehn haben. Zumal ein mächtiger Gipfel, der wie ein Vorwächter des Hochgebirges weit in die Ebene hinausragt, zog mich an wie mit magnetischer Kraft. Irre ich nicht, so muß sich dort oben dem Blicke ein großartiges Panorama entfalten."

„Die Bergspitze ist unter dem Namen der Croce di Lignano in mehr als einer Hinsicht berühmt. Wenn Sie ein guter Fußgänger sind, wird sich mein alter Diener Maso, der für den Berg schwärmt und alle seine Mysterien auswendig weiß, eine Ehre daraus machen, Sie zu begleiten. — Uebrigens ist die Lage meiner Villa mehr im nordischen Geschmack, als in dem unseres heiteren und culturliebenden Volkes. Die hohen, waldigen Berge, die schäumenden Gießbäche, die hier und da hervorragenden nackten Felskuppen, die nur sparsam wie Schwalbennester an die steilen Hänge angeklebten Häuschen geben dem Ganzen einen Charakter wilder Oede, der Ihren romantischen Sympathien ganz und gar entsprechen muß."

„Ich gestehe," sagte Herr ......, „daß ich diese Vorliebe, die einigermaßen nach der Melancholie Ihrer trüben nordischen Nebelheimat schmeckt, nicht zu theilen vermag. Eine Villa am Abhange eines freundlichen, sonnigen Hügels, vor mir ein weites, reich angebautes Thal, ein Sitz des fröhlichen, geschäftigen Lebens, durchschnitten von mannigfaltig sich kreuzenden Straßen, von Flüssen, Canälen und Eisenbahnen, ist für mich das beau idéal eines Landhauses."

„Da hätten Sie in der Nähe von Florenz bleiben sollen," erwiederte ich, „wo es an dergleichen nicht mangelt. Ich ziehe Gragnone und seine wildschönen Partien vor und freue mich schon im Gedanken an die Ausflüge und Entdeckungen der nächsten Tage. Was übrigens die düstere Nebelheimat anbetrifft, von der Sie sprachen, so hat es etwas Komisches (verzeihen Sie mir den Ausdruck), daß Sie und

mit Ihnen die große Mehrzahl Ihrer Landsleute Deutschland noch immer durch die Brille von Cäsars Commentaren und Tacitus' Germania betrachten: ein Land, wo es im Grunde (ich rede nicht von den Menschen) nicht viel Anderes giebt, als kalte Nebel, ungeheure Sümpfe und undurchdringliche Wälder, nebst obligater Begleitung von wilden reißenden Thieren. Ich erinnere mich, daß ein päpstlicher Polizeibeamter, bei dem ich wegen eines mangelnden Visums in meinem Passe einen Tag lang in Lagoscuro zwischen Rovigo und Ferrara im Quartier liegen mußte, mich fragte, ob es bei uns auch Tage gäbe, wo die Sonne scheine."

„Das ist allerdings etwas stark," versetzte der Geistliche. „Allein es ist leider wahr, daß bei uns eine großartige Unwissenheit ganz besonders in Allem herrscht, was die Geographie und die Kenntniß fremder Völker und Länder betrifft. Es gründet sich das zum Theil auf eine gewisse nationale Eitelkeit, mit der wir uns selbst, vielleicht halb unbewußt, als die größte Nation der Erde, als das civilisirte Volk par excellence betrachten und unsere Bildung fast einzig in der Kenntniß unserer eigenen Vergangenheit suchen. Die allerdings große und hervorragende Rolle, die unser Volk unter so verschiedenen Gesichtspunkten in der Geschichte der Welt gespielt hat, läßt uns die Verdienste anderer Völker übersehen, und der Stolz, mit dem wir auf unsere Vergangenheit zurückblicken, macht uns blind gegen den Verfall, in den unsere Cultur seitdem weniger durch eine wirkliche Entartung des Volkscharakters, als durch äußere Umstände, durch eine große Einseitigkeit und Verblendung gegen das Gute außer uns, und nicht zum geringsten Theile durch die Schuld unserer Regierungen, gerathen ist."

„Es ist eine sonderbare Erscheinung," erwiederte ich, „daß wir in allen Journalen und ebenso häufig im mündlichen Gespräche von den Italienern selbst die heftigsten Tiraden gegen die Versunkenheit der Nation vernehmen, während man dennoch, sobald man ihnen ein fremdes Volk, wie

die Engländer, Deutschen und Franzosen, die sie in so vielen Dingen überholt haben, als Beispiel hinstellt für die eigene Regeneration, nur ein verächtliches Achselzucken zur Antwort erhält. „„Die Italiener,““ so sagte mir einst ein sonst tüchtig gebildeter Florentiner und kein verdienstloser Schriftsteller, „„haben nur von ihren großen Todten zu lernen, nicht von denen, die von ihnen erst selbst aus der Barbarei hervorgezogen worden sind.““ Und doch steht es zu bezweifeln, ob sie in Galilei's Schriften die neuesten Fortschritte der Astronomie, bei Volta, Torricelli oder Galvani den Dampf oder den Elektromagnetismus, oder ähnliche Entdeckungen und Erfindungen unsers Jahrhunderts kennen und anwenden lernen würden, — von den übrigen Wissenschaften zu geschweigen. Diese Zähigkeit, mit der man bei Ihnen am Alten hängt, ist besonders dem Jugendunterrichte verderblich: ich hätte nie geglaubt, wie es doch wahr ist, daß die Methoden des vergangenen Jahrhunderts, ja zum Theil geradezu noch die des Mittelalters bei Ihnen noch gäng und gebe sind. So bei den berühmten Schulen der padri Scolopj in Florenz, wo der Unterricht ein rein scholastischer und formeller ist und wo die Realwissenschaften noch eine wahrhaft mikroskopische Rolle spielen, ja zum Theil, wie gerade die Geographie, ganz bei Seite gelassen werden. — Aber inwiefern glauben Sie, daß die Regierungen an diesen Mängeln schuld seien?“

„Weil sie großentheils für den Primärunterricht nicht im geringsten, für den secundären nur sehr mangelhaft Sorge tragen. Hier in Toscana ist die Volksschule noch bis auf den heutigen Tag reines Privatunternehmen, und theils in den Händen von Privatlehrern, die sie zum Gegenstande der Speculation machen und entweder gar nicht oder auf eine höchst unverständige und einseitige Weise dabei controllirt werden; theils in den Händen der Diener der Kirche, die, ich muß es mit Betrübniß eingestehen, ihre Pflichten in dieser Rücksicht im Allgemeinen schlecht genug erfüllen. Die Folge davon ist, daß, wie Sie in Zuccagni-Orlandini's

unlängst erschienener Statistik lesen können, die nothdürftigste religiöse Unterweisung ausgenommen, von 100 Kindern in Toscana nur 6 irgend einen Unterricht empfangen. Dieser Unterricht beschränkt sich bei den Meisten wieder nur auf Lesen, Schreiben und etwas Rechnen, alles das nothdürftig genug, so daß man annehmen darf, daß nicht mehr als zwei Procent unserer Bevölkerung mit den nothwendigsten Rudimenten allgemeiner Bildung versehen sind. In Rom und Neapel ist es noch schlimmer, als hier; nur Piemont und Oesterreichisch-Italien machen eine ehrenvolle Ausnahme, wenngleich auch sie sich noch keineswegs mit den transalpinischen Ländern, zumal mit Norddeutschland, messen können. Um Ihnen ein Beispiel zu geben, wie weit die Vernachlässigung des Volksunterrichtes geht: Meine Gemeinde, bei der ich erst seit einigen Monaten als Seelenhirt fungire, besteht aus etwa 300 Seelen. Von diesen 300 ist kaum Einer, der je irgend welchen Schulunterricht genossen, die Katechismuslehre bei meinem Vorgänger ausgenommen, der leider die Jagd zu sehr liebte, um sich mit weiterem Unterrichte seiner Jugend abzugeben. Ich habe mir eine kleine Schule eingerichtet; aber theils weigern sich die Eltern, ihre Kinder hineinzuschicken, die sie, nach ihrer Behauptung, nützlicher beschäftigen können (von Schulzwang ist natürlich keine Rede); theils bin ich in Zeit und Mitteln so beschränkt, daß ich, zumal ich alle Ausgaben, selbst die für Lehrapparate, Schreibmaterialien u. dgl., selbst tragen muß, mich vielleicht auch genöthigt sehen werde, das Unternehmen wieder aufzugeben."

„Und es ist durchaus nicht nur Indifferenz," fiel Herr ...... ein, „seitens der Regierungen und Ihrer Herren Collegen, welche die Schuld trägt, daß der Volksunterricht so im Argen liegt. Die reactionäre Partei und die auf ihre unbedingte Autorität eifersüchtigen Priester betrachten die Volksaufklärung als eine Art Ketzerei, als eine Ausgeburt des Lutherthums und des Voltairianismus, die man dem Volke so fern als möglich halten solle. Viele Laien, die nicht eben

weiter zu sehen und zu denken gewohnt sind, als ihnen Andere den Weg zeigen, sprechen ihnen nach: Aufklärung, ja jede Art von Unterricht, selbst der rein formelle im Lesen, Schreiben und Rechnen nicht ausgenommen, würde das Volk nur unzufrieden mit seinem Schicksal und deshalb unglücklich machen; es würde erkennen, was ihm fehlte, ohne es doch erlangen zu können, und damit sich selbst zu Tantalusqualen verdammen; andererseits aber auch zu einer stets drohenden Gefahr für die von Gott gegründete gesellschaftliche Ordnung werden. So unglaublich flach nun diese Auffassung auch ist, so daß man sie wahrlich keiner ernsten Widerlegung werth achten sollte, so können Sie dieselbe doch täglich in den ersten Cirkeln der Hauptstadt aussprechen und beklatschen hören. Wie viele Gutsbesitzer giebt es, die, dem Beispiele des reichen Banquiers F. folgend, auf eigene Kosten Volksschulen auf ihren Gütern angelegt haben? Und doch hat mir F., so sehr er sonst an seinem Gelde hängt, selbst gestanden, daß er keine größere Befriedigung kenne, als das neue Leben zu beobachten, das seit Anlegung der Schule unter seine Gutsbauern gekommen sei.“

Das Gespräch hatte abermals eine Wendung genommen, die der Gräfin, die sich durch die letzte Anspielung etwas getroffen fühlen mochte, nicht behagte.

„Es ist sonderbar,“ sagte sie ablenkend, „daß wir, in andern Dingen so eigensinnig national, doch in Mode und Manieren die sklavischsten Nachahmer französischen Wesens geworden sind. Mehr oder weniger giebt Paris freilich für ganz Europa den Ton an; aber nirgends wohl in solchem Grade, als bei uns. Droht doch sogar unser schönes reiches Idiom, wenigstens was die Umgangssprache anlangt, durch den übermäßigen Gebrauch und Mißbrauch französischer, italienisch zugestutzter Wörter und Wendungen zu einem Bastarddialect herabzusinken. Anderswo begnügt man sich wenigstens, den Parisern nachzuäffen und ihre Fabrikate nachzumachen: bei uns muß aber die Sache und der Mann direct aus

Paris kommen, um auf einigen Werth Anspruch machen zu dürfen. Dafür ist es aber auch dem Dinge erlaubt, das häßlichste und unbrauchbarste, und dem Menschen, der unbedeutendste zu sein; Beide sind sicher, über alles Einheimische den Sieg davon zu tragen."

„Aber Sie werden müde sein und nach Ruhe verlangen," fügte sie hinzu, indem sie aufstand und sich zu mir wandte. „Denken Sie daran, daß Sie mir versprochen haben, auf meinen Wanderungen durch das Thal schon morgen mein Begleiter zu sein, und daß wir vor dem Frühstück wieder zurück sein müssen; die Hitze der Mittagstunden ist noch unerträglich. Maso, zeige dem Herrn sein Zimmer!"

Ich folgte dem voranschreitenden Diener die hohe steinerne Treppe hinauf über den Corridor, wo vor dem halbverloschenen Muttergottesbilde in der Mauernische die ewige Ampel brannte, in das mir bestimmte Gemach. Es war ein großer düsterer Saal mit sehr sparsamem Mobiliar und einigen von der Zeit geschwärzten Porträts an den kahlen Wänden. In der Mitte stand nach italienischer Sitte das riesige Himmelbett auf hoher Estrade, außer den blauen Vorhängen der Jahreszeit wegen mit der wohlthätigen zanzariera, dem Mückenvorhang, versehen.

Ich näherte mich mit dem Lichte den Bildern; es waren ihrer drei: einen älteren Mann in schwarzem Sammetkleide, einen Ritter in voller Rüstung und eine junge Frau in Nonnentracht darstellend.

„Sind es Bildnisse von Vorfahren der Gräfin?" frug ich meinen Begleiter.

„Zwei davon ja, das dritte nicht," antwortete er.

„Und wen stellt das dritte dar?"

Der Alte zögerte mit der Antwort. „Dazu gehört eine lange Geschichte," sagte er endlich, „ich kann Ihnen das nicht mit zwei Worten erklären."

„So erzählt sie, es ist noch früh."

Maso sah mich fast erschrocken an. „Nicht hier und nicht jetzt,“ sagte er; „aber die Padrona hat mir gesagt, ich solle Sie einen dieser Tage auf die Croce di Lignano führen; dort will ich sie Ihnen erzählen, denn erst dort werden sie dieselbe ganz verstehen.“

Mit diesen Worten eilte er aus dem Zimmer, wie um allen weiteren Fragen auszuweichen.

Meinen Gedanken zu entgehen, die unwillkürlich immer wieder zu den alles Interesse verschlingenden Ereignissen des Tages zurückkehrten, öffnete ich das Fenster und blickte in das Thal hinaus. Es war eine jener ruhigen und heiteren italienischen Herbstnächte, wo die Luft, obschon frisch, doch noch weich und milde und von einer in den übrigen Jahreszeiten unerhörten Durchsichtigkeit und Reinheit ist. Die Sterne leuchteten hell am dunkelblauen Firmament, aber mit milderem und ruhigerem Glanze als sonst, und schon erblichen die Plejaden vor dem hellen Schimmer, der als ein weißer Streifen über den östlichen Bergen den nahen Aufgang des Mondes verkündete. Schon schwammen einige leichte weiße Wölkchen, wie mit Silber gerandet, in dem erhellten Luftocean; die hohen Bergspitzen im Süden leuchteten in blassem geisterhaften Lichte, und die weitgeschwungene Linie der östlichen Hügel erschien schwarz und scharf gezeichnet auf dem stets heller und heller werdenden Hintergrunde. In der Thaltiefe vor mir aber lag Alles in die tiefen Schatten der Nacht begraben; nur schwach und undeutlich unterschied das ans Dunkel gewöhnte Auge die schattenhaften Umrisse der nächsten Bäume und Häuser. Tiefe Stille herrschte, kaum unterbrochen von dem fernen Rauschen eines Bergstromes in den Felsschluchten der südlichen Gebirge, von dem Rufe eines Käuzchens aus den hohen Steineichen am Bachufer, oder von dem fernen Bellen eines wachsamen Hundes. Es war ein Bild des Friedens und der Ruhe; nicht ein einziger Mißklang störte jene schöne Harmonie, die in der schlummernden Natur herrscht und die ihren beruhigenden Eindruck auch auf

das menschliche Gemüth nie verfehlt. Wenn der Himmel zu zu ruhen scheint wie die Erde, wenn der Wind schläft wie die Blume, wenn die Thiere des Feldes in ihren Höhlen liegen und die Vögel der Luft zwischen den dichtbelaubten Aesten der Bäume das Köpfchen unter den Flügel stecken, wenn das rege Treiben der Menschenwelt selbst stockt, so vollkommen stockt, wie es nur in tiefer Nacht auf dem Lande, fern von dem nimmer ruhenden naturfernen Treiben der großen Städte, möglich ist; wenn nur die Sterne wachen und ihren Frieden auf die Erde herabstrahlen, wenn der Bach gleichsam träumerisch murmelnd über die Kieseln hingleitet, — dann ebben nach und nach die rollenden Wogen des Schmerzes und der Leidenschaft auch in dem gequältesten Menschenherzen; es ist, als ob die Natur ihre milde kühlende Mutterhand auf die müden brennenden Augen ihres Kindes legte und es in ihrem Schooße mit süßem Wiegenliede in Schlaf sänge, wie einst vor langen Jahren Die gethan, deren Hülle jetzt der grüne Hügel deckt.

---

3. Das Thal von Gragnone und seine Bewohner.

Der helle Tag schien durch die rothen Damastvorhänge, als ich erwachend von meinem hohen Thorus aufsprang und an das Fenster eilte, um die frische Morgenluft einströmen zu lassen. Eben erhob sich gerade vor mir die Sonne glänzend über den Rand der östlichen Berge; die kahlen Gipfel zur Rechten waren glühend angehaucht, während über den mit dem reichlichen Thau des Herbstes bedeckten Thalgefilden noch ein dünner weißer Nebelschleier ruhte. Die Luft hatte jene balsamische Frische, die den October zu dem schönsten Monat in Mittelitalien macht.

„Nun, Sie Langschläfer, wissen Sie nicht, daß man auf dem Lande vor der Sonne aufsteht?“ ließ sich in diesem Augenblick die rauhe, fast männliche Stimme der Gräfin ver-

nehmen. „Geschwind, kommen Sie herab; Sie müssen mich auf meinem Morgenspaziergang begleiten!"

Ein Blick auf die alte Dame, die mir unbemerkt unter mein Fenster getreten war, belehrte mich, daß die Entschuldigung, noch keine vollständige Toilette gemacht zu haben, schwerlich von ihr genügend befunden wäre. Es war eine seltsame Erscheinung, wie sie dastand, die hohe, kräftige, vom Alter ungebeugte Gestalt, ein buntes Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen, einen großen schwarzen Seidenmantel übergeworfen, der doch das flanellene Unterkleid, unter dem die weißen Strümpfe und die derben Schuhe von ungeschwärztem Leder hervorsahen, nur halb verbarg, und einen gewaltigen Knotenstock in der Rechten, den sie jetzt drohend zu mir emporhob.

Ich hüllte mich in meinen Ueberzieher, denn es zog ein kühler Nordost durch das Thal von dem hohen Rücken des Apennins her, dessen Gipfel mit frischgefallenem Schnee bedeckt waren. Wir schritten über die Brücke, unter welcher im tiefen Kiesbett der Vingone seinen dürftigen Wasserstreifen mühsam zwischen aufgehäuftem Steingeröll hindurchwand. Da das Thal auf drei Seiten von hohen und steilen Bergen mit zahllosen Schluchten umgeben ist, der Boden selbst aber, meist Thonschiefer, das Wasser wenig aufnimmt, so bringt ein heftiger Gewitterregen hier oft unglaubliche Wirkungen hervor. Das vorher vollkommen trockene Bett des Flüßchens füllt sich durch die überall hereinströmenden Gießbäche in weniger als einer Stunde zum Ueberfließen; mit furchtbarer Gewalt große Felsblöcke und entwurzelte Bäume fortreißend, wälzt sich die Fluth dem Ausgange des Thales zu, rings Schrecken und Verwüstung verbreitend. Vierundzwanzig Stunden später, und wir können wieder trockenen Fußes das Bett des Flusses durchschreiten.

Drüben begegneten wir der bella mugnaja, der schönen Müllerin, wie sie im Thale hieß, einer jungen Frau mit von Sonne und Luft gebräunten Wangen, aber lebens-

vollen, strahlenden Augen und feinen, edelgeformten Zügen. Sie saß rittlings auf ihrem stattlichen Esel, vor sich den Mehlsack, in der Hand die nie ruhende Spindel, die Kinderschaar, die ihr halbnackt aus dem nahen Hause gefolgt war, mit Ruf und Geste zurücktreibend. Statt des kränklichen, bleichen Mannes, der dort auf dem Brückengeländer saß, mußte sie selbst das Mehl zu Markte und an die Kunden zur Stadt bringen.

Wir schritten an der Mühle vorüber thalaufwärts im Schatten der Stein- und Sommereichen, an deren Fuß zwischen den Steinen der Brustwehr die rosigen oder weißen Blüthen einer Art Alpenveilchen (cyclamen), das die Italiener mit einem weniger poetischen Namen Schweinsbrod (pan porcino) nennen, sich reichlich hervordrängten. Nach wenigen hundert Schritten erreichten wir die Hütten, welche sich am steilen Berghang um die kleine düstere Kirche von Bosi drängen. Es ist eine Beobachtung, die man jenseit der Alpen immer von Neuem zu machen Gelegenheit hat, daß die Bewohner nicht die bequemen, sondern die malerischen Punkte der Gegend zu ihren Wohnplätzen erwählt haben. Der Grund ist oft schwer zu errathen. Liebhaberei für das Pittoreske dürfte bei den Bauern schwerlich den Ausschlag gegeben haben; die Vertheidigung gegen plötzliche Angriffe konnte doch nur bei Städten und größeren Dorfgemeinden in Betracht kommen. Aber wie hier Bosi, so liegen zahllose Weiler und einzelne Häuser an den steilsten und unbequemsten Abhängen wenige Schritte über der offenen Niederung. Vielleicht geschah es aus Gesundheitsrücksichten, um die feuchte Luft und den raschen Temperaturwechsel der Thäler zu vermeiden; vielleicht in andern Fällen, um den in diesen Gebirgslandschaften ziemlich sparsamen fruchtbaren Boden nicht zu schmälern, zumal es fast nie die Bewohner, sondern die großen Gutsbesitzer waren, die jene Hütten und Weiler bauten.

Ganz Bosi enthält nur 6 Häuser, und doch sind sie zusammengedrängt und aneinandergeklebt, wie die Schwalben-

nester unter einem Dachvorsprung. Der Weg dazwischen, der ihnen als Straße dient, bildet im Winter und bei Regenwetter das Bett eines Gießbaches.

Die Wohnung des Pfarrers, den wir zu besuchen kamen, unterschied sich innerlich und äußerlich kaum von den andern. Ein großer Tisch von Tannenholz, ein halbes Dutzend ungepolsterter Stühle und ein Lehnsessel mit zerrissenem Kattunüberzuge, dessen ursprüngliche Farbe unkenntlich geworden war, machten das ganze Ameublement des niederen Stübchens aus. Was Wunder? hatte er doch ein baares Jahreseinkommen von kaum 100 Thalern und einige wenige Naturallieferungen und Stolgebühren von seiner kaum 250 Seelen zählenden Gemeinde. Die katholischen Landpfarrer in Italien sind in materieller Hinsicht sehr oft noch schlechter gestellt, als die protestantischen in Norddeutschland; aber freilich, zum größeren Theile den unteren Classen des Volkes entsprossen und durch ihre Erziehung und Bildung in keiner Hinsicht allzusehr über dieselben erhaben, empfinden sie die ihnen auferlegten Entbehrungen weit weniger als diese.

Der Pfarrer von Bosi war nicht daheim, sondern eben beschäftigt, die Messe zu lesen; wir traten in das enge dunkle Kirchlein, wo die Feuchtigkeit von den kahlen Wänden tropfte und der Fuß an dem schmutzbedeckten Boden klebte. Die Messe, an der kaum 20 Menschen, meist Frauen und Kinder, theilgenommen, war eben zu Ende. Alle küßten im Vorbeigehen der Gräfin die Hand mit einem ehrfurchtsvollen: „Felicissimo giorno, Illustrissima!“ Der Pfarrer trat aus der Sacristei, wo er eben das Altargewand mit der schwarzen Sammetjacke vertauscht hatte. Er war fast noch demüthiger gegen seine Patronin, auf deren Gute er ebenfalls geboren und von deren bon plaisir er zum guten Theile abhängig war, als selbst die Bauern. Der Besuch der Gräfin in Gragnone war eine goldene Zeit für ihn; außer dem Geschenk, das sie ihm aus der Hauptstadt mitzubringen pflegte, gab es da die Abendunterhaltungen mit dem Sette e mezzo

(7½, eine Art Hazardspiel), in dem der glückliche Spieler meist einige Crazien zu gewinnen pflegte, und vor Allem die Einladung zur gräflichen Tafel mit den köstlichen polpette di sogliola (Klößchen vom Fleische der Seezunge), über deren ambrosischen Geschmack der gute Curato in eine Art von dithyrambischem Raptus zu gerathen pflegte. Uebrigens war er für einen italienischen Landpfarrer nicht ganz ohne Bildung, wußte recht gut, daß es kein deutsches Kaiserthum mehr gab, und hatte von der neuen französischen Republik gehört, vor der er einen gründlichen Abscheu hatte. An Toleranz fehlte es ihm so wenig, wie den meisten seiner Landsleute; wir haben später manche Jagdexcursion miteinander gemacht und manches Glas von des Verwalters altem Vino santo miteinander ausgestochen, ohne daß er sich im Geringsten gescheut hätte, sich mit dem Ketzer öffentlich sehen zu lassen. Ueberhaupt findet man, wenigstens was die äußeren Lebensformen anlangt, in den meisten Gegenden Italiens durchschnittlich mehr Toleranz, als diesseit der Berge. Das beruht theilweise auf der natürlichen Höflichkeit des Italieners, auf dem ihm gleichsam angebornen Grundsatz von „leben und leben lassen"; theils auf dem Bewußtsein der Unentbehrlichkeit der alljährlich massenhafter, zumal aus protestantischen und schismatischen Ländern, herbeiströmenden Fremden, auf deren Ausbeutung ein starker Bruchtheil der Bevölkerung fast allein angewiesen ist; theils endlich auf der altbekannten feinen Politik der römischen Curie, die, ohne je ihr Ziel im Kleinen wie im Großen aus den Augen zu verlieren, weit lieber mit Sammethandschuhen anfaßt, als mit Keulen dreinschlägt, welches Letztere ja in unserer Zeit überhaupt nicht mehr gut angeht.

Der Curato hatte der Gräfin von dem Zustande seiner Heerde Bericht abgestattet und ihr von den beiden neuen Brautpaaren erzählt, die er am folgenden Morgen auf die Villa zu schicken beordert war, um dort die Ermahnungen der Gutsherrin für ihr eheliches Leben und zugleich eine

kleine Mitgift, die jede ihrer Colonentöchter bei der Verheirathung erhielt, in Empfang zu nehmen. Jetzt warf er seine Flinte und Jagdtasche über die Schulter und begleitete uns auf unserem weiten Ausfluge nach den Gehöften, die weiter aufwärts zwischen den Bäumen der Abhänge hervorsahen.

Das Thal von Gragnone ist eine jener Bildungen, wie wir ihnen am Westabhange des Centralapennins so häufig begegnen. Betrachtet man die kreisförmige, rings von Bergen eingeschlossene Ebene von Arezzo als ein Seebecken, so erscheint es als eine Bucht desselben, die ursprünglich ziemlich breit, sich gegen Südosten rasch und plötzlich schließt. Die uferbildenden Berge, obwohl weiter abwärts von zahlreichen Schluchten tief eingeschnitten, bilden oben einen fortlaufenden mauerartigen Kamm von ungleicher Höhe, mehr als die Hälfte eines Kreisbogens rings um das Thal beschreibend, am niedrigsten am nordöstlichen, am höchsten am nordwestlichen Ende, wo sie in der durch einen tieferen Einschnitt fast isolirt erscheinenden Croce di Lignano eine absolute Höhe von etwas über dritthalbtausend Fuß erreichen, während die Thalsohle etwa sieben- bis achthundert Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres liegen mag. Was aber das Thal von den meisten ähnlichen Bildungen des Mittelapennins unterscheidet, ist die reiche und mannigfaltige Bewaldung der ihm zugekehrten Berghänge. Freilich sind die der Nordostseite fast einzig mit terrassenförmig übereinander geordneten Reihen von Olivenbäumen, die in Toscana fast immer in ihrem natürlichen Wachsthum gehemmt, kurz und steif nach Art unserer Weiden beschnitten, wenig geeignet sind, eine Zierde der Landschaft zu bilden. Wenn aber hier die Einförmigkeit einer unschönen Cultur nur selten von kleineren Gruppen wildwachsender Sträucher und Waldbäume unterbrochen wird, so erstreckt sich an allen übrigen Seiten des Thales der Anbau kaum über den Fuß der Berge hinaus, während andererseits doch nur die höchsten Kämme und Gipfel der Bekleidung des Waldes entbehren. Dabei ist die Vege-

tation hier so mannigfaltig in Form und Größe, in Farbe und Charakter, wie sie das Auge des Landschafters oder des Naturfreundes nur wünschen mag. Ueber den Feldern des Thales, wo unter den mit reifen Trauben reich überhangenen und umschlungenen Maßholderbäumen die schweren Kolben des Mais, Hülsenfrüchte und Gemüsepflanzen aller Art die Stelle des frühgeernteten Weizens vertreten, erscheint zunächst an den südlichen Berghängen ein Streifen Buschland: verschiedene Arten der Haide (zumal Erica arborea) und des Pfriemenkrautes (Spartium scoparium und junceum) bilden hier mit Stechpalmen (Ilex aquifolium), Mäusedorn (Ruscus aculeatus), wilden Rosen, Brombeeren und anderem Dorngestrüpp oft dem menschlichen Fuße fast undurchdringliche Dichte. Weiter aufwärts, doch nicht über 1500 Fuß Meereshöhe hinausgehend, deutet die lebhaft grüne Farbe des Baumschlages die Region des hier in üppigster Fülle gedeihenden Erdbeerbaumes (Arbutus unedo) an, dieses lieblichsten unter den baumartigen Gewächsen Italiens. Nur an einer Stelle bezeichnet ein großer dunkelgrüner Fleck einen dichten und kräftigen Bestand von Rothtannen, die hier (in Mittelitalien fast ein exemplum sine exemplo) bis zu 1000 Fuß Meereshöhe herabsteigen. Dann folgt oberwärts ein breiter Streifen Kastanienwald, untermischt mit Steineichen (Quercus ilex), Sommereichen (Qu. pedunculata) und Kiefern, zwischen denen hier und da eine vereinzelte Pinie (Pinus pinea) oder Cypresse hervorragt. Noch höher hinauf, zumal am oberen Ende der Schluchten und um die moosigen Quellen der Bergbäche, bilden Hagebuchen, Cornelkirschen und die Zerreiche (Qu. cerris) mit dem tiefgeschlitzten Blatte, das schon durch seine seltsamen Schatten dem Wanderer kenntlich wird, dichte und dunkle Haine. Seltsam genug erscheinen in diesen hohen Regionen einzelne Häuschen, von kleinen Flecken Wiese und bebauten Landes umgeben, wie Oasen im ringsherwogenden Waldmeere: wie stille, freundliche Asyle, abgeschlossen und fern vom Getreibe der Welt, oft scheinbar

unerreichbar am steilen Hange des Gebirges, eingebettet zwischen Urwald und wildem Steingeklüft. Ich habe sie später mehrfach besucht, und stets umfing mich wieder derselbe Zauber, wenn ich nach stundenlangem mühsamen Klimmen durch wildverwachsenen Wald und über rauhen Fels oft ganz unerwartet eine dieser freundlichen Culturinseln betrat, zu denen kein Ton hinaufdringt, außer dem Brausen des Windes, dem Rauschen des Bergstromes, oder dem Schrei des Raubvogels und dem Girren der großen Holztaube, die in den alten Eichen nistet. Auf dem nackten Rücken der Berge endlich — denn nirgends erreicht der Wald den Kamm derselben — schweift das Auge ungehindert in die weitesten Fernen; östlich in das wilde Gewirr von Schluchten, Thälern und Bergen, die stets höher und höher ansteigen bis zu der mauerförmigen Centralkette, nordwestlich auf den Thalkessel von Arezzo, südlich auf das üppige Thal der Chiana mit seinen Städten und Seen, und auf die zahllosen Hügelketten und Berggruppen der Maremmen, die sich bis zum fernen Mittelmeere hinziehen.

Wir waren, dem Laufe des Bergstromes folgend, an das äußerste Ende des Thales gekommen, wo derselbe, über gewaltige Schieferplatten herabbrausend, plötzlich aus der Gebirgsschlucht hervorbricht. Von hohen waldigen Bergen rings umstarrt, von Felsblöcken, die Sturm und Gewitterregen von ihren Stirnen herabgeführt oder die Bergströme mit sich zu Thal gerissen, umgeben, lag hier eine alterthümliche graue Mühle mit kleinen Bogenfenstern, deren bleigefaßte Scheiben im Schein der Morgensonne glänzten. Sie war früher, wie der Pfarrer erzählte, ein Lieblingsschlupfwinkel der Banditen (malviventi, Uebellebende, wie die Italiener sie gewöhnlich nennen) gewesen, und manche schaurige Geschichte von den Unthaten, von denen das Mulino della Botta Zeuge gewesen, machen noch heutzutage am Kamine in den Winterabenden die Herzen der Hörer schaudern.

Zwischen den Bäumen des grasigen Hanges am Bachufer saß ein wunderhübsches, etwa achtjähriges Mädchen, ein kleines Kind auf dem Schooße, dem sie Kränze wand und Lieder sang und es wieder mit hellklingendem Freudenrufe herzte und küßte. Auf unsere Fragen, die sie ohne die geringste Scheu beantwortete, so neugierig und überrascht sie uns auch betrachtete, vernahmen wir, daß sie die Tochter des Müllers sei, daß ihre Mutter krank im Bette liege, der Vater aber, mit dem Mehl zur Stadt gefahren, wohl erst spät am Abend wiederkehren werde. Auf unsere Erkundigung, wer denn die Mutter pflege und des Haushalts warte, versetzte sie unbefangen, wenn auch nicht ohne Selbstgefühl: faccio tutto io — das thue ich Alles: sie warte der Kranken, mache dem Vater sein Essen und sorge für das Kind. Dabei lächelte sie voll kindlichen Stolzes, und als wir vorüber waren, klangen die hellen Töne ihres Liedes wie der Ruf einer Drossel im Frühlinge zu uns herüber. Die Gräfin, deren tournée hier zu Ende war, trat mit dem Pfarrer in das Haus, um die Kranke zu besuchen, während ich den steilen Pfad einschlug, der rechts in die Berge führte und mich, wie der Geistliche sagte, nach längerem Umwege durch den Wald wieder nach Gragnone bringen würde.

Der Weg war reich an den mannigfaltigsten Schönheiten: Seine ernsten und kühlen Schatten verliehen ihm einen Reiz, den nur Derjenige ganz zu würdigen versteht, der den ganzen Sommer hindurch in den glühenden Straßen und schattenarmen Umgebungen von Florenz zugebracht. Eine der schönsten Stellen wählte ich mir zum Ruheplatze. Eine tiefeinschneidende Schlucht spaltete die Bergwand. Sie war eng und düster, von einem Waldbache durchströmt, der tosend über mächtige Grauwackenblöcke und Schieferplatten hinwegrauschte. Ich saß am Fuße einer hohlen Kastanie, deren altersgrauer Stamm, von Epheu und Waldreben dicht umschlungen, dem Auge fast verjüngt erschien. Unter mir erhob ein wilder Feigenbaum von mächtigem Umfange seine

dunkellaubigen Zweige aus der Tiefe der Schlucht; eine wilde Rebe umschlang ihn wie mit Polypenarmen; mit ihren traubenlosen Ranken, die aus dem hohen Wipfel herabfielen, spielten die Wellen des Baches. Erdbeerbäume und große baumartige Stechpalmen mit den bewehrten leuchtend grünen Blättern und den glänzenden rothen Beeren neigten sich über den Rand der Schlucht; Goldregenbüsche (Cythisus laburnum) und wilde Rosen drängten sich aus den Spalten der Felsen; gewaltige Wedel des Adlerfarrnkrautes wuchsen tief unten im Grunde. Im fernen Hintergrunde erschien zwischen den Wänden der Schlucht und den Wipfeln der Bäume der ehrwürdige Dom von Arezzo und die hohen Massen der Alpi di Catenaja, einer Seitenkette des Apennins, leuchtend im hellen Sonnenglanze, während rings um mich her die tiefe Dämmerung der Waldnacht herrschte.

Freilich, den schwellenden elastischen Moosteppich unserer nordischen Wälder sucht man hier vergebens. Nur die Steine und Felsblöcke hoch oben im Gebirge sind von Bartmoosen überzogen, während Stern- und Haarmoose sich um die halbversumpften Quellen der Bergströme sammeln. Nirgends fand ich im Süden der Alpen und Apenninen diese dichte Decke mannigfaltiger Astmoose (Hypnum), die dem Boden unserer Tannenwälder selbst im Winter, so lange der Schnee sie nicht verdeckt, ein sommerliches Ansehn bewahren. Entweder ist der Waldboden nackt oder mit dichtem Gestrüpp starrästiger Stauden und Sträucher bedeckt, zwischen denen man oft stundenlang vergebens nach einem lockenden Ruheplätzchen sucht, oder — in selteneren Fällen — mit Gräsern und mannigfaltigen Blumen überkleidet.

An eine regelmäßige Forstcultur ist hier noch nicht zu denken. Tüchtige, wissenschaftlich gebildete Förster sind in Mittel- und Unteritalien fast unerhört. Die Wälder, fast sämmtlich im Besitze von Privaten, werden nach dem Gutdünken der Eigenthümer oder ihrer Verwalter ausgebeutet. Die Kastanie liefert ihre Früchte, die Eiche ihr Brennholz;

zum Bauen bedarf es nur wenig, da Mauern, Zwischenwände und Fußböden aller Häuser fast ausnahmslos von Stein gefertigt werden. Wo die steileren Hänge das Fällen und den Transport der Stämme erschweren, bedeckt zuweilen ein wahrer Urwald die Bergseiten. Nicht selten findet man von Alter und Stürmen zusammengebrochene Stämme, während andere unter der Axt fallen, ehe die Zeit ihrer Reife gekommen ist. Aber immer häufiger zeigen sich vollständig abgetriebene Bergseiten; immer höher rücken die kahlen Flächen an den Bergen empor; die dünne Humusdecke wird von den heftigen Herbstregen abgespült; verwüstend wälzen die Gebirgströme ihr Geröll in die Ebenen und Thäler; weiter und weiter wird die Cultur hinab- und zurückgetrieben. Man beginnt endlich auch jenseit der Alpen einzusehen, welches Verderben man sich selbst bereitet; aber noch wird nur selten an eine kräftige Abhülfe gedacht, die doch an sehr vielen Orten bereits zu spät kommen dürfte.

Die Mittagstunde war herangekommen, als ich, aus dem Walde tretend, das Herrenhaus von Gragnone dicht unter mir erblickte. Noch stand ich einen Augenblick im Schatten einer mächtigen Pinie, welche, die Hütten von Gragnon nero beschattend, einsam von der Hügelspitze aufstieg — in solcher Stellung die malerischeste aller Baumformen Italiens. Auf der reichen, lachenden Thalebene von Arezzo lagen die goldenen Duftschleier des Mittags; mir gegenüber winkten von dem Olivenhügel die epheuumrankten kyklopischen Mauertrümmer von San Cornelio aus uralt etruskischer Zeit, einst vielleicht ein Vorwerk der mächtigen Republik Arretium. Ernst stiegen zur Linken die dunklen Massen des arnoumflossenen Pratomagno in den blauen Himmel hinauf: der Spiegel des Flusses schimmerte zwischen dem Grün der Felder und Obsthaine hervor. So erschien auch hier wieder der ewig fesselnde Zauberreiz Hesperiens dem Auge: der Contrast zwischen der Fruchtbarkeit der Ebene, die als ein einziger Riesengarten erscheint, und dem wilden öden Gebirge mit seinen

kühngeschwungenen Linien; die wundervolle Himmelsbläue; endlich der goldige Duft, der sich verklärend wie ein Heiligenschein um die schroffen Kämme der Gebirge, um die hohen Kuppeln und Thürme der Städte, um die zackigen Trümmer des Alterthums lagert.

---

4. Das Kreuz von Lignano.

Es war in der Mitte des Octobers und einer der schönsten Tage, die wir seit langer Zeit gehabt hatten. Ein heftiger Tramontano (Nordwind), wie in diesen Gegenden gewöhnlich, durch den Schneefall im Gebirge vorherverkündet, hatte die düsteren Regenwolken verscheucht. Aber seit dem frühen Morgen hatte sich der Sturm gelegt; nur ein leises Lüftchen spielte noch in den Kronen der höheren Bäume. Der blaue Himmel schimmerte mit einer so blendenden Klarheit durch die zartgefiederten Blätter der Mimosen und Akazien, die unseren Weg beschatteten, wie er selbst in diesen glücklichen Gegenden nur an schönen Herbsttagen nach langem Regen sich zeigt. Schmetterlinge und Käfer durchschwärmten und belebten die sonnige Luft; die Bienen umsummten die mächtigen Sonnenblumen, die ihre leuchtenden Häupter über die hohen Hecken von Myrthen und Buchsbaum streckten, und die bräunlichen Wespen sogen eifrig an den reifen Beeren der Reben, die, nach nordischer Weise an Stöcken gezogen, zu unserer Rechten terrassenförmig am Abhange aufstiegen. Eine Pergola (Weinlaubengang) nahm uns auf; die Sonne schimmerte durch das grüne Gewölbe und vergoldete die reichen Trauben, die, unter ihrer eigenen Schwere sinkend, bis tief zu uns herabhingen, als wollten sie den Vorübergehenden selbst freundlich zum Genusse laden. Eine riesenhafte Trauerweide am Ende des Laubenganges, mit deren Zweigen die

klaren Wellen des unten fließenden Baches spielten, bezeichnete das Ende des Gartens.

Ich mahnte meinen Begleiter an sein Versprechen. „Oben," sagte er kopfschüttelnd; „meiner alten Brust würde das Sprechen während des Aufsteigens zu viel werden." „Ueberdies," fügte er fast geheimnißvoll hinzu, „werden Sie die Erzählung dort oben auf der luftigen Höhe mit andern Ohren vernehmen, als hier."

In der That wurde der Weg mit jedem Augenblicke steiler und beschwerlicher. Statt der Gärten und Felder umgaben uns Pflanzungen von Olivenbäumen, deren Reihen durch künstliche Mauern terrassenartig geschieden waren. Dann und wann erschien dazwischen eines jener einstöckigen, aus rauhen Feldsteinen aufgemauerten Bauernhäuser, mit dem ragenden Taubenschlage als Giebel, freundlich eingebettet zwischen rebendurchschlungenem Ahorn oder zwischen früchtebeladenen Pfirsich- und Feigenbäumen. Manch freundliches, wenn auch, dem großen runden Strohhut zum Trotz, sonnverbranntes Gesichtchen bot mir ein halb vertrauliches, halb ehrfurchtsvolles: „Felice giorno, Illustrissimo!" *) bis über die Stirn erröthend, wenn man stehen blieb, um mit ihr zu reden.

Bald hatten wir die bewohnten Berggelände hinter uns gelassen; dichter Buschwald nahm uns in seine unzureichenden Schatten. Zahllose Erdbeerbäume, diese lieblichen Gewächse des Südens, zugleich die leuchtend rothen Beeren, die mir später so oft auf meinen Wanderungen längs der wasserlosen Berghänge den Durst stillten, und die zierlichen weißen Blüthenglocken tragend, bildeten fast eine lebendige Mauer zu beiden Seiten des Weges, der sich in Schlangenwindungen an der steilen Bergseite hinaufzog. Einzelne dichtbelaubte Steineichen, deren dunkles, ins Graue spielendes Immergrün einen starken Contrast bildete mit den frischen Farben des Erdbeerbaumes, und einige majestätische Pinien mit dem hohen

*) Der Titel, den die Bauern ihrem Gutsherrn in Toscana geben.

schattenden Schirmdache ragten wie Riesen über das niedere Buschwerk hervor. Weiter aufwärts verschwand der Erdbeerbaum; ein dichtes Gestrüpp von Ginster, baumartiger Haide und Stechpalmen trat an ihre Stelle. Gruppen von alten Kastanienbäumen, dicht mit den stachlichten reifenden Früchten beladen, bildeten hier und da oasenartige Haine. Endlich hörten die Windungen des Weges auf; der Rücken des Berges war erreicht; vor uns öffnete sich die Aussicht.

„Dort liegt unser Ziel vor uns," sagte Maso, indem er sich mit einem stark verschossenen seidenen Taschentuche, wahrscheinlich einem Erbstück seines verstorbenen Herrn, den Schweiß von der Stirn wischte; „lassen Sie uns hier einen Augenblick ruhen, ehe wir die zweite und beschwerlichere Hälfte unserer Wallfahrt beginnen."

Wir standen auf einem kleinen baumlosen Plateau. Zu unserer Rechten senkte sich eine öde, tiefgerissene Schlucht, ein Werk der wilden Bergwasser, die im Frühlinge von den öden Kämmen herabbrausen, in ein enges kesselförmiges Thal hinab; links stiegen abgerundete Kuppen hoch über uns hinauf, doch verschwindend im Vergleich zu dem steilen und felsigen Grat, dessen übereinander gelagerte Kalkschichten von beiden Seiten gleichförmig ansteigend, in den abgeplatteten Gipfel verliefen, von dem herab ein Kreuz, seine Umrisse scharf in dunklen Linien auf dem blauen Aether zeichnend, schon von Weitem die Blicke des Wanderers auf sich lenkte. Schon auf meiner Herreise, lange ehe wir Arezzo erreichten, hatte die eigenthümliche Gestalt des Berges, seine kühnen, massigen und doch symmetrischen Formen, seine einsame Lage über der söhligen Ebene endlich meine Augen auf sich gezogen und mir durch jene magnetische Anziehungskraft, die weithinbeherrschende Höhen stets auf mich ausgeübt haben, das lebhafte Verlangen eingeflößt, seine luftige Spitze zu ersteigen.

„Was sind das für Häuser dicht vor uns?" frug ich ich meinen Führer, der sich auf den breiten, von Erde ent-

blößten Wurzeln einer alten hohlen Kastanie niedergelassen hatte. „Wer mag diese öde und kalte Höhe zum Aufenthalte gewählt haben?“

„Hier,“ versetzte der Alte, vielleicht mehr seinem eigenen Gedankengange folgend, als auf meine Frage antwortend, „hier an der Stelle, wo wir jetzt ruhen, grenzten einst die Güter der Herren von Gragnone und von Lignano zusammen. Es waren zwei stolze Geschlechter, immer in Fehde mit ihren Nachbarn, mit den Herren von Cortona, und der mächtigen Republik Arezzo lebend, bis zu der Katastrophe, die das Geschlecht von Lignano von dieser Erde vertilgte. Sie hatten es reichlich verdient durch ihre Gewaltthätigkeit gegen die Schwachen und Unschuldigen und durch die ungerechten Zehnten, die sie sich zahlen ließen von Denen, welche, ungefährdet von den Wegelagerern in ihrem Solde, die Straße ziehen wollten, die unter dem Berge herläuft. Wer sollte glauben, daß diese elenden Hütten vor uns ehemals ihr reicher Meierhof waren, von wo ihre Verwalter die zahlreichen Unterthanen regierten und plackten, und wo die Herren selber zu leben pflegten, wenn sie ihre Sicherheit oder ihre bösen Pläne nicht nöthigten, in dem Felsenneste dort oben eine Zuflucht zu suchen.“

„Wie,“ rief ich mit ungläubigem Lächeln, „Ihr wollt mir einreden, diese elenden Baracken seien einst ein reiches Herrenhaus gewesen?“

„Das Herrenhaus wurde mit Allem, was dazu gehörte, von Grund aus zerstört, — diese Hütten sind aus seinen Trümmern aufgebaut auf dem alten Platze, von dem sonst nichts mehr übrig ist, als der Name.“

„Und von wem und weshalb wurde es zerstört?“

„Sie werden das Alles vernehmen; es gehört zu unserer Geschichte,“ sagte mein Begleiter aufstehend; „jetzt ist es Zeit, daß wir unsern Weg fortsetzen; der Berg ist hoch, seine Geschichte ist lang, und die Sonne möchte untergehen, ehe wir Gragnone wieder erreichten.“

Wir schritten an den Hütten vorüber, die der niedere Glockenthurm einer kleinen, roh aufgemauerten Kapelle überragte; eine weibliche Gestalt, aus deren eingesunkenen Augen in dem bleichen und mageren Gesicht noch mehr als aus den Lumpen, die kaum ihre Blöße bedeckten, der Hunger und das Elend hervorsahen, lehnte, uns neugierig anstarrend, den Kopf aus einem der schießschartenartigen, scheibenlosen Löcher, die als Fenster dienten. Mochte doch die unerhörte Erscheinung eines Fremden in dieser Wildniß der Familie vielleicht tagelang Stoff zu ihren Unterhaltungen am Herde liefern.

Die schmale Hochebene, auf welcher die Hütten von Lignano liegen, war bald überschritten; eine kleine Wiese, von Buschwerk und wuchernder Haide eingefaßt, bildete die Grenze; in der Mitte sprudelte eine reiche Quelle krystallhellen Wassers aus einem Becken, dessen gemauertes Innere und steingefaßter Rand auf die Cultur vergangener Jahrhunderte deuteten. Von nun an ging es steil und pfadlos aufwärts in dem tiefgerissenen trockenen Bette eines Bergstromes, dessen loses Steingeröll das Auge zwang, dem unsicheren Fuße unabläßig zu Hülfe zu kommen. Am Abhange auf mächtigem Felsblock saß ein alter Ziegenhirt. In den rauhen Fellmantel gehüllt, in malerischer Stellung halb sitzend, halb liegend, den Kopf auf den Arm gestützt, maß er mit dem funkelnden schwarzen Auge die seltenen Gäste des Berges, ohne uns doch eines Grußes oder der geringsten Bewegung zu würdigen, als wir dicht bei ihm vorüberschritten. Wir folgten dem schmalen Pfade, den seine Thiere gebahnt hatten, oft genöthigt, mit den Händen die vorragenden Klippen zu fassen, um nicht ausgleitend in den bodenlosen Abgrund zu stürzen.

Der Weg hatte so alle unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, daß wir, seit wir die Hütten von Lignano verlassen, kein Wort mehr gewechselt hatten. Endlich war der letzte Felsabsatz erklommen, der letzte Vorsprung überwunden, der uns die Aussicht gen Süden und Westen ver-

sperrte. Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich hier vor mir aufthat. Wir befanden uns auf einer fast horizontalen Bergebene, groß genug, ein stattliches Schloß zu tragen. Sie war überall mit dichtem kurzen Grase bewachsen; am südlichen Ende erhob sich ein kleiner rundlicher Hügel, gekrönt von einem hölzernen Kreuze von roher Arbeit. Das kleine Plateau überragte alle die nahen Berge so hoch, daß das Auge frei und schrankenlos in die blaue Ferne schweifte. Nach Süden und Südwesten stürzte der Berg in schroffen Wänden und wilden Felsschluchten tief bis zur Ebene ab; kein Halm bekleidete die öden sonnverbrannten Flanken; kein Baum streckte belebend die Aeste aus den Gesteinmassen, welche der schmelzende Winterschnee und die Gebirgsstürme in den Gerinnen der Bergströme chaotisch durcheinandergeworfen. Aber tief, tief unten breitete sich eine weite fruchtbare Thalebene um den nackten Fuß des Berges, endlos gen Süden hinziehend, östlich von den schroffen Vorbergen des Mittelapennins, westlich von den letzten Ausläufern jenes unendlichen Gewimmels scheinbar ordnungslos durcheinandergeworfener Berg- und Hügelgruppen begränzt, die die weite Landschaft zwischen Arno und Chiana einerseits und dem Küstensaume des tyrrhenischen Meeres andererseits erfüllen. Grüne Baumgänge, Kanäle, Bäche und Straßen durchschneiden das blühende Gelände zu unseren Füßen; zahllose weiße Häuser blicken aus den Oliven- und Weingehegen, saftig-grüne Wiesen begleiten den schnurgeraden Lauf des Flusses: es ist das Val di Chiana, im Mittelalter ein verpesteter Sumpf, jetzt der Garten des Gartens von Italien, im hohen Alterthum aber der Sitz etruskischer Macht und etruskischen Kunstfleißes. Dort liegt in der nebelhaften Ferne Chiusi an seinem blauen See, das alte Clusium, von dem einst Porsenna ausgezogen, die junge römische Republik im Keime zu ersticken, und von wo aus Brennus' wilde Gallierschaaren zum zweiten Male die Tiberstadt an den Rand des Verderbens führten; da liegt Montepulciano, das toscanische

Johannisberg, dessen Wein in des Dichters Dithyrambus braus't, überragt von dem hohen und stolzen Kegelberge von Cetona; da liegt auf einem der Höhenzüge, die, von der Apenninenkette auslaufend, Vorgebirgen gleich vorspringen in die weite Thalfläche, Cortona, die Hauptstadt der etruskischen Dodekapolis, dessen riesenhafte kyklopische Mauern im Sonnenschein bis zu mir her glänzen. Weiterhin dehnen sich die wilden Schluchten aus, in denen einst Flaminius seine tollkühne Sorglosigkeit mit dem Heldentode büßte; da erscheint der Spiegel des Thrasymenus selbst, in den Hannibal die Fliehenden jagte, mit seinen dunkelblauen Fluthen und den freundlichen weißen Häusern auf der weit in den See hineinragenden Landzunge. Noch weiter zurück, wo der schweifende Blick endlich gebannt steht vor dem bläulich auftauchenden Hochgebirge, bezeichnen die Streifen des Morgennebels den schlängelnden Lauf des Tiberstroms. Westlich begleiten lange Hügelketten das Thal; Schloß an Schloß, Flecken an Flecken im Morgenglanze leuchtend, deuten auf den Sitz einer jahrtausendjährigen Cultur; darüberhin schimmert in weiter Ferne und doch scharf und deutlich die wunderbare, goldgleißende Marmorfaçade des Doms von Siena, von den Häusermassen der Stadt umgeben. Nördlich erscheint der kreisförmige Thalkessel von Arezzo; im Mittelpunkte die Thürme, Mauern und Häuser der alten Republik, von dem Dome auf der Hügelspitze überragt; der Silberspiegel des Arno, in weitem Bogen um die mächtigen, zerklüfteten Massen des Pratomagno schwingend, wendet, nach des Dichters malerischem Ausdruck *) den Aretinern verächtlich den Rücken und eilt, sich der Chiana zu vermählen, die ihm der fernen Tiber Grüße bringt. Im Osten aber thürmt sich endlos Berg über Berg; Kette nach Kette erscheint, höher und höher, ein wahres Meer von Gebirgen, öde, starr und schluchtig; drüberhin die Centralkette der Apenninen selbst, mit dem

---

*) Dante, Purgatorio XIV, 46—48.

zackigen weißglänzenden Kamme, wie eine Riesenwoge, versteinert in dem Augenblicke, wo sie ihre schäumenden Massen über die Halbinsel zu werfen drohte. Ja, die Form dieser Halbinsel selbst erscheint für den staunenden Blick angedeutet in dem Lauf der Gebirge — denn vom äußersten Westen, wo die kühnen Spitzen der carrarischen Marmorgebirge aus den blauen Fluthen des tyrrhenischen Meeres aufsteigen, durch den ganzen Norden hin bis in den fernsten Südosten, wo die hohen Gipfel der Abruzzen sich leicht und duftig auf dem Hintergrunde malen, erscheint in kolossalem Halbkreise eine gewaltige Bergmauer, rings den Horizont schließend, überragt von Kuppen, Spitzen, Zacken und Hörnern, Alles blitzend von dem frischgefallenen Schnee, der die Sonnenstrahlen blendend zurückwirft. Hier und da taucht ein einzelnes Berghaupt mächtig aus der Masse hervor, wie ein Feldherr auf hohem Roß aus der Mitte seiner Truppen, wie der hohe Dom von Florenz aus der Mitte der umgebenden Häuser; vor Allem aber erfüllen die gigantischen Formen des Monte Amiata, in einsamer Majestät aus den südwestlichen Hügeln und Ebenen aufsteigend und gleichsam über das irdische Reich in den reinen Aether ragend wie der mystische Berg des Dante, den staunenden Blick mit Ehrfurcht vor der erhabenen Größe einer schrankenlos wirkenden Natur.

„Ja, ja," sagte der Alte, der in meinen Zügen den Eindruck lesen mochte, den das außerordentliche Schauspiel auf mich gemacht hatte, „die Herren von Lignano hatten sich ein schönes Plätzchen ausgewählt für ihre Burg, wenn es ihnen auch dabei vielleicht nicht gerade um die schöne Aussicht allein zu thun war, die Sie jetzt bewundern. Sehen Sie den weißen Streif, der dort unten in weitem Bogen sich um den Fuß des Berges schmiegt? Das ist die Hauptstraße von Arezzo nach Perugia, die große Verbindungslinie zwischen Tiber- und Arnothal. Da zog ehemals Alles her, was von Rom, Orvieto und Perugia aus in die Romagna und nach Venezia hin- und herreiste: die reichen Handels-

herren der Lagunenstadt sandten von dort, was sie im fernen Orient geholt, in die Lande diesseit des Apennins. Keiner der reichen Waarenzüge konnte den Spähern hier oben entgehen: wehe denen, die sich weigerten, den geforderten Tribut für das sichere Geleit zu leisten! Dort unten aus den öden Schluchten, die damals dichter Wald bedeckte, wie die Chronik erzählt, brach plötzlich ein Haufe gewappneter Reiter, fiel über die Nichts Ahnenden her, machte Alles nieder, was irgend Widerstand zu leisten versuchte, und schleppte Waaren und Menschen mit sich auf das Felsennest, der Verfolger und der Rache spottend, und ......"

„Aber," unterbrach ich den Strom der Rede, der nicht so bald versiegen zu wollen drohte, „wo ist denn das Bergschloß, von dem Ihr redet, oder wo sind wenigstens seine Trümmer?"

„Die tiefen Grundfesten des Hauses," erwiderte der Alte ernst und fast feierlich, „liegen unter Ihren Füßen; aber vor dem furchtbaren Gericht des Herrn ist längst das letzte Trümmerstück verwittert oder in die Tiefe gerollt. Glauben Sie, dieser Rasen würde hier so üppig wuchern auf der nackten Stirn des Berges, wenn ihn nicht noch die alten Reichthümer düngten, die im Schooße der Erde verborgen liegen? Sie schütteln ungläubig den Kopf — kommen Sie mit mir, ich will Sie überzeugen! —"

Ich folgte dem voranschreitenden Alten zu der entgegengesetzten Seite des kleinen Plateau's. Das Ganze erschien allerdings wie durch Kunst geebnet; der fast senkrechte Absturz von 20—30 Fuß Höhe auf allen Seiten deutete auf einen alten Wall; die vorspringenden Ecken hätte man für die Spuren ehemaliger Bastionen nehmen können. Bald mehr, bald weniger tiefe Löcher, zum größeren Theile schon wieder mit Gras überwachsen, deuteten auf vielfach versuchte Nachgrabungen. Auch Maso grub mit seinem spitzen Stabe den Rasen auf; die schwarze Erde darunter erschien mit weißem Mörtel und gebrannten Ziegeln vermischt; bald kam auch eine

Menge von Kohlen und verkohltem Holze zum Vorschein. Der Alte grub weiter; endlich sich aus seiner knienden Stellung erhebend, zeigte er mir eine Handvoll verkohlter Weizenkörner.

„Sehen Sie,“ sagte er, „seit Menschengedenken findet man hier diese Reste im Schooße der Erde verborgen. Wenn uns auch die alten Chroniken Nichts von dem Herrn von Lignano und ihrem Schlosse erzählten, so würden sie doch hinreichend sein, uns zu beweisen, daß dieser Berggipfel nicht von jeher eine nackte und menschenleere Einöde gewesen sei.“

„Und erzählen diese alten Chroniken nicht auch, wie und weshalb das Schloß so bis auf seine Grundmauern zerstört wurde?“

„Sie erzählen,“ erwiderte der Alte lakonisch und schritt, mir winkend ihm zu folgen, voran, bis wo das rothe Kreuz von der höchsten Spitze des Berges aufragte. Hier ließ er sich auf den grünen Rasenhang nieder und lud mich ein, ein Gleiches zu thun.

„Ich sagte Ihnen vorher, Sie würden hier die Geschichte, die Sie neulich Abend zu hören wünschten, mit größerer Theilnahme vernehmen. Die Geschichte der Bilder in Ihrem Schlafzimmer und die des letzten Tages von Lignano ist nur Eine. Die Sonne steht noch hoch; bergabwärts führt uns ein näherer Weg zur Villa meiner Herrin zurück. Ich will mein Versprechen lösen; hören Sie mir zu!“

Am Fuße des Kreuzes gelagert, den Blick auf das herrliche Schauspiel rings um mich her geheftet, hörte ich anfangs nur mit halbem Ohre. Bald aber fesselte mich die tiefe, ernste Stimme, der immer lebendiger werdende Vortrag, der reiche, buntfarbige Inhalt, daß ich am Munde des Erzählers hing und der Stunden vergaß, wie sie eine nach der anderen vorüberflogen. Aber die Geschichte des alten Maso war zu lang, als daß wir unseren Lesern zumuthen könnten, ihm zuzuhören. Es war eine Sage, wie wir deren von ähnlichem

Inhalt auch innerhalb der Marken unseres Vaterlandes finden; nur bunter, mannigfaltiger, leidenschaftlicher, weniger verschwommen und träumerisch als der größere Theil der deutschen Volkssagen. Ihr Kern war folgender: Es habe hier oben ein festes Schloß gestanden, dem ritterlichen Geschlechte der Herren von Lignano als Warte und Zufluchtsort dienend. Zwischen ihnen und den Herren von Gragnone habe von Alters her Fehde und Feindschaft bestanden. Da habe der letzte Ritter von Lignano die leidenschaftlich geliebte Tochter seines Todfeindes, zum Kloster bestimmt und schon Novize, nicht ohne ihre Einwilligung bei nächtlicher Weile auf sein Schloß entführt, und als der Vater, den Raub zu verhindern, herbeigekommen, ihn im Zweikampf wider seinen Willen getödtet. Als er nun aber durch die Schrecken der Gewitternacht mit der halbohnmächtigen Braut vor dem Altar angelangt, an dem bereits der Priester ihrer harrte, sei ein Wetterstrahl, des Himmels Strafgericht verkündend, in die Kapelle gefahren, Braut und Bräutigam erschlagend und das Schloß in Flammen aufgehen lassend. Das sei das Ende von Lignano gewesen; das Schloß sei nie wieder aufgebaut, das erbenlose Besitzthum an den Lehnsherrn zurückgefallen. Die Bilder aber in meinem Schlafzimmer seien die Novize, ihr Vater und der Ritter von Lignano, dessen Porträt die Vorfahren der Gräfin an sich gebracht, um es zur Erinnerung an jene Schreckensnacht mit den beiden andern in dem Zimmer aufzubewahren, in dem die Tragödie ihren Anfang genommen habe. Der Berggipfel aber sei übel berufen seit jener Zeit; kaum ein Bewohner der Umgegend, der nicht unheimliche Gestalten dort oben wandeln gesehen. „Alljährlich am Himmelfahrtstage," schloß der Erzähler, „zieht von der kleinen Kirche, die Sie dort unter den Kastanien tief unten so freundlich hervorschimmern sehen, eine Procession hier herauf, den Priester an der Spitze, der hier oben, während der Zug den Gipfel langsam umwandelt, Seelenmessen liest für die Todten jener Nacht. Wenn aber Sturm

und Regen die Procession unmöglich machen, dann ziehen die Geister der Todten selbst klagend aus dem Innern des Berges und umwandeln dreimal die Stelle, wo das Schloß gestanden; denn noch sind sie nicht erlöst von ihren Qualen."

Als der Alte schwieg, berührte die Sonne mit ihrem Rande den Kamm der westlichen Hügel. Der Abendwind zog leise herauf von der Chiana, über deren Flächen die weißen Nebelschleier lagerten. Maso stand auf. „Es ist hohe Zeit, an den Heimweg zu denken, sagte er, meine Padrona liebt das Warten nicht." Damit schritt er voran, rüstig wie ein Jüngling, den steilen Berg hinab, den geradesten Weg auf Gragnone zu, in dessen Speisesaale wir glücklicherweise noch vor der Suppe eintrafen.

Ich habe später noch manchen frohen und genußreichen Tag in dem schönen Gragnone und seinen Umgebungen verlebt; nie aber werde ich jene Stunden vergessen, wo am Fuße des Kreuzes auf der hohen einsamen Bergesspitze der begeisterte Erzähler mit dem weißen im Luftzuge flatternden Haar die Gestalten der Vorzeit an mir vorüberziehen ließ, mit jener malerischen und poetischen Darstellung in Wort und Geberde, wie sie dem Italiener überhaupt, in seiner weichen und edlen Sprache, wie sie dem Toscaner insbesondere eigenthümlich ist: begeistert und erfüllt von seinem Stoffe, als schüfe er ihn eben erst aus seinem Innersten, und doch wieder mit dem Ernst des unwandelbarsten Glaubens an die Thatsachen, die er berichtete.

---

5. Abschied von Gragnone.

I.

So grüß' ich euch zum letzten Male,
Ihr dunkellaub'gen Bergeshöh'n,
Muß scheiden von dem trauten Thale
Auf Nimmer-Nimmerwiedersehn!

Nicht ruh'nd mehr, wo am blum'gen Hange
Im Morgenwind die Pinie wallt,
Soll lauschen ich dem Glockenklange,
Der durch die Sabbathstille hallt!

Ihr grünen, lauschig stillen Schluchten,
Mit eurem Teppich duftig weich,
Ihr hehren, schatt'gen Waldesbuchten,
Auf ewig soll ich fort von euch!

Das Schicksal ruft — ich kann nicht weilen,
Reißt auch so manches theure Band;
Muß aus dem Süden wieder eilen
Gen Nord, wo meine Wiege stand.

So sei's denn! Aber eh' zum Scheiden
Sich schwer und zögernd hebt mein Fuß,
Von Thal und Berg, von Wald und Weiden
Gönnt mir den letzten Abschiedsgruß!

Wo hoch auf grüner Bergesspitze
Das Kreuz zum blauen Himmel strebt,
Wo über meinem luft'gen Sitze
Der Falk im reinen Aether schwebt; —

Wo tief verborgen unter Steinen
Des alten Schlosses Trümmer ruhn,
Und Geister rings zu flüstern scheinen,
Verklung'ne Sagen kundzuthun; —

Wo ich so manchen Traum mocht' träumen
Von einer goldnen Zukunft Land,
Will nun zum letzten Mal ich säumen,
Bis spät die Abendsonne schwand.

Schon liegen hinter mir die Lauben,
Des Gartens bunter Blumenflor,
Des Erdbeerbaumes Blüthentrauben
Weiß schimmern aus dem Grün hervor.

Der Wind rauscht im Kastanienwipfel,
Der Hüll' entfällt die reife Frucht;
Schon hinter mir der Wald, — zum Gipfel
Führt mich die steile Felsenschlucht.

II.

Er ist erreicht, — und tief zu meinen Füßen
Liegt reich und blühend der Chiana Thal,
Des Thrasymenus Silberwellen grüßen
Mich, röthlich blitzend in dem Abendstrahl.

Hier steigen hoch die mächt'gen Mauertrümmer
Cortona's von dem dunklen Bergesrand,
Dort kündet fern des kleinen Seees Schimmer,
Wo einst Porsenna's mächt'ge Hauptstadt stand.

Von Westens gold'gem Horizonte winken
Seh' ich Siena's alten Marmordom
Und ob Aretiums grauen Thürmen blinken
Im engen Thal den jungen Arnostrom.

Vom Untergang zum Aufgang, kühn geschwungen,
Fern lagern, ein im Sturm erstarrtes Meer,
Wild, öd' und nackt, dem Chaos kaum entrungen,
Der Apenninen Gipfel um mich her.

Verkörpert schaut mein Aug' die alten Sagen
Von längst verscholl'ner Völker Herrlichkeit;
Die Erde nur, d'rin sie zu Grab getragen,
Glänzt ewig jung im reichen Blumenkleid.

Doch wenn im Spiegel ich der weiten Runde
Vergangenheit und Gegenwart geschaut,
Dann kehrt mein Blick zum engen Thalesgrunde,
Von hohen Bergen heimlich rings umbaut.

Dort liegt das Haus, vom Abendschein verkläret,
Wo mir so manche frohe Stunde schwand,
Wo ich den Becher freudig oft geleeret,
Gewechselt hab' manch biedern Druck der Hand!

Doch sieh', die Sonne sinkt, — im Purpur schimmern
Im fernen Osten Norcia's schnee'ge Höh'n;
Der Abendwind weht kühler, rosig flimmern
Die letzten Lichter auf den Silberseen.

Leb' wohl denn, trautes Thal! Des Himmels Segen
Auf deine Ernten; feurig reif' dein Wein
Und klar dein Oel! Der milde Frühlingsregen
Netz' deine Blumen, deinen Schattenhain!

Leb' wohl, du trautes Haus! Des Thores Schwelle
Sei für das Unglück ein gefeiter Bann!
Und leicht und schmerzlos spül' der Zeiten Welle,
Was dich bewohnt, zum letzten Ziel heran!

IV.

Die Klosterfahrt im Apennin.

---

1. Vallombrosa.

Der Regen goß in Strömen vom Himmel, als wir, zu drei Personen in den engen Sitz eines florentinischen Calessino gepackt, der Kutscher vor uns auf den Füßen kauernd, durch das alte Thor des heiligen Gallus die toscanische Hauptstadt verließen. Ein dichter grauer Schleier hing trostlos von dem niederen Himmelsgewölbe herab, aus den Bergen stiegen rauchsäulenartig die Nebel, oder verhüllten die Formen in ihre düsterflatternden Mäntel. Die ährenschweren Halme beugten sich vor der Gewalt der himmlischen Gewässer, die Blumen schlossen ihre Kelche und neigten das Haupt, von den Bäumen und Hecken tropfte es unaufhörlich, die Erde war aufgeweicht und schwammig, die Straße mit Kothlachen bedeckt, durch welche der magere Klepper sich mühsam seinen Weg bahnte, — kurz, es war das ganze Elend einer Landpartie an einem Regentage. Und doch waren wir fröhlich und guter Dinge; ging es doch hinaus aus den dumpfen Stadtmauern und den engen Gassen in die freie Welt der Wälder und Berge. Auch fürchtet man, im Hochsommer wenigstens, das Wetter in Centralitalien nicht wie in Deutschland; bleibt es auch heute wirklich schlecht, morgen muß es gut werden: das war unser Trost.

Die Straße nach Pontassieve schlängelt sich in unzähligen Windungen durch das Arnothal, den Fluß aufwärts, der hier in engem Bette die Hügelkette durchbricht, welche den hohen Gebirgsstock des Pratomagno und die Hauptkette der Apenninen selbst mit den westlich aufsteigenden Bergen des Chianti verbindet. Wein- und Olivenpflanzungen am Fuße, weiter oben Kastanien- und Eichenwaldung, mit niederem Gebüsch und mächtigen Stauden des Ginsters (Spartium) und der krautartigen Haide vermischt, Villen und freundliche weiße Bauernhäuser, die überall, oft von einem Kranze von Cypressen umgeben oder von einem kleinen Pinienwalde überragt, hervorschimmern, geben der Gegend jenen anmuthigen, parkartigen Charakter, den italienische Landschaften so oft von Weitem, ich möchte sagen von außen zeigen. Im Innern freilich, bei näherer Beschauung, entsprechen sie wenig dem ersten Eindruck. Die reihenweise Cultur der Rebe auf dem steifen beschnittenen Ahorn, ohne jene Gewinde von Baum zu Baum, die der lombardischen Ebene und den Thälern von Lucca ein so festliches Ansehen geben; die dürre kahle Erde oder das nackte Gestein, das aus den weiten Zwischenräumen der Oelbäume hervorblickt; diese Eichen und Kastanien ohne Kraft, ohne Schmuck, meist schon in der Jugend mit dürrem Wipfel, durch lange Strecken wilden Gestrüppes unterbrochen; endlich die steinigen, staubigen, mauergefaßten Wege, die sich in öder Einförmigkeit von Villa zu Villa hinziehen, — Alles das ruft in dem Besuchenden leicht eine bittere Enttäuschung hervor und erinnert ihn, ein nur allzu treffendes Bild, an den Charakter der Bewohner, der ebenso wenig geeignet ist, einer strengeren Prüfung Stich zu halten, so sehr er uns auch beim ersten Anblick bestechen mag. Für uns Deutsche wenigstens, die wir auch in der Cultur noch eine gewisse Naturwüchsigkeit verlangen und die wir vor allem Andern Kraft und Frische und Ursprünglichkeit fordern, enthält die italienische Natur nur den Reiz, nie die Befriedigung. Nur in den von den großen Mittelpunkten

uralter Menschenbildung entlegenen Gebirgsgegenden kann diese südliche Natur noch zeigen, was sie vermag, so lange sie freie Hand behält, zu schalten und zu walten, zu schaffen und zu zerstören auf ihre Weise. Deshalb eilten wir den fernen Bergeshäuptern zu, aus denen die toscanischen Gebirgsströme als krystallhelle Waldbäche hervorbrechen, und auf deren dunklen, waldbesäumten Rücken noch schwere und unheilverkündende Regenwolken lagerten.

Pontassieve, 10 Miglien von der Hauptstadt entfernt, ist ein freundlicher Marktflecken, der sich mit langer Häuserreihe längs der Bergseite bis zu dem Punkte hinzieht, wo die Flußthäler des Arno und der von den nördlichen Gebirgen herkommenden Sieve in Eins verschmelzen. Die frühe Tagesstunde und der unerschöpflich niederquillende Wolkensegen mochte wohl die hübschen Kinder, um derentwillen Pontassieve eines nicht unverdienten Rufes genießt, innerhalb ihrer vier Pfähle zurückgehalten haben; nur kothbespritzte Bauern mit kolossalen Regenschirmen von Wachsleinwand, und alte Weiber, die Eier und Hühner vom Lande hereingebracht, bevölkerten die Straßen, mit italienischer Zungenfertigkeit sich die Sonntagsmorgen-Neuigkeiten mittheilend. Wir hielten uns nur eben so lange auf, um unseren Unterhaltungsvehikeln, einer tyrolischen Schlagzither und Humboldt's „Ansichten der Natur", noch ein Spiel italienischer Karten hinzuzufügen, damit wir der Langenweile eines Regentages im Dorfwirthshause für den Nothfall gewachsen wären, — und schlugen dann die Straße ein, die sich, von dem Heerwege nach Arezzo und Rom abbiegend, die lange Höhe hinanzieht, um nachher über das Joch der Consuma in das Thal des Casentino hinabzusteigen. Aber bald lenkte unser Automedon in einen steinigen und höckerigen Seitenweg ein, der dem Dorfe Pelago zuführte. Wenige Häuserreihen, auf dem schmalen und scharfen Grat des Rückens wie aufgeleimt, bilden den alten, unbedeutenden Flecken. Unten in der Schlucht rauschte, von der Consuma herunterströmend, vom Morgen-

regen geschwellt, ein Gießbach schäumend über das nackte Kalkgeröll. Die Lage des Ortes ist malerisch und charakteristisch italienisch, nicht unähnlich den Dörfern der römischen Campagna und zumal der lucchesischen Gebirge, wo die aus dunkelfarbigen Steinen rauh aufgemauerten Häuser auf der Stirn und am Abhange der Felsen hangen, an Orten, wo man oft eher den Horst des Adlers, als eine Wohnung für Menschen suchen möchte. — Aber die Cultur beginnt auch diese abgelegenen Dörfer schon zu belecken. Wir fanden ein Hôtel de la Vallombreuse, das freilich vom Hôtel nur den Namen hatte, im Uebrigen aber den entschiedensten Charakter eines italienischen Dorfwirthshauses trug.

Ein tüchtiges Frühstück von frittata al presciutto (gebackene Eier mit Schinken, ein Lieblingsgericht der Toscaner) diente als passende Vorbereitung für den bevorstehenden Marsch; denn hier ist die Fahrstraße zu Ende. Der Regen hatte aufgehört; die schweren Wolken, die auf den Bergen gelagert hatten, zogen sich allmälig in die Höhe und löſten sich unter dem heißen Strahle der Julisonne. Von einem Schwarme von Betteljungen verfolgt (denn in Italien hat es die Cultur so weit gebracht, daß jedes Bauernkind aus dem Belagern der unglücklichen Reisenden gleichsam ein Gewerbe macht, gleichviel, ob die Eltern bedürftig sind oder nicht), stiegen wir in die Thalschlucht hinab und weiter zwischen Oel- und Weingärten, zwischen Lupinen- und Maisfeldern wieder aufwärts zu dem weitläufigen Kloster Paterno, einer Dependenz von Vallombrosa. Der kürzere Weg durchkreuzt hier die Gärten und Höfe des Monasteriums, während die größere Straße sich in weitem Bogen um die reichen und ausgedehnten Besitzungen schwingt. Aber das sonst offene Gitterthor war verschlossen und ein alter eisgrauer Bauer ertheilte uns auf unsere Anfrage den Bescheid, wir seien für den Bruder Pförtner zu früh gekommen. „I signori frati non s'alzano tanto presto" — „die Herren Mönche stehen nicht so zeitig auf" —, meinte er; „wir freilich, ihre armen Bauern, oder

besser Tagelöhner, müssen vor Tage heraus, um zu arbeiten, und doch gelingt es uns kaum, das Allerunentbehrlichste kümmerlich zu verdienen. Und dazu geben sie uns noch, statt des schönen Kornes, das wir hier bauen, das schlechte alte Getreide, das mit den Schiffen übers Meer herkommt."

Der Alte schien nicht wenig froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, um seinen Klagen gegen die reichen und faulen Mönche die Zügel schießen zu lassen. Mit der Geschwätzigkeit des Alters und dem Eifer und der Zungengeläufigkeit des Südländers gab er uns ein Bild von seinem einfachen Leben, unermüdlich hinter uns drein laufend, bis wir das Kloster längst aus den Augen verloren hatten und ihn endlich mühsam durch die Ueberredungskraft eines halben Paolstückes bewogen, unsere Ohren in Freiheit zu setzen. Solche Klagen hört man fast überall in den Besitzungen der reichen Klöster; wenn man dem Dinge aber auf den Grund geht, so findet man, daß höchst selten Aufklärung und eine richtige Würdigung des Klosterlebens, oder auch nur die Anwendung des Satzes: „einem Jeden nach seinen Werken", dahintersteckt, sondern der bloße Neid, nicht ein ebenso faules und bequemes Leben führen zu können, wie die glücklichen Frati. Von communistischen Ideen, wie sie im Norden unter dem Volke vorkommen, hat der italienische Bauer noch keine Ahnung, und er begreift die Annehmlichkeit des dolce far niente viel zu gut, um einen andern Einwurf gegen die Arbeitslosigkeit der Mönche zu machen, als daß er selbst nicht daran theilnehmen kann.

Jenseit Paterno führt die Straße sich windend um den westlichen Abhang der Berge in ein zweites Thal herab, oberhalb dessen der Hauptzug der Gebirgskette beginnt, die sich gleichsam inselförmig, nur durch einen schmalen, langgedehnten Rücken mit der Hauptkette der Apenninen verbunden, aus dem Centrum Toscana's bis zu einer Höhe von nahezu 5000 Fuß erhebt. Großblüthige Cistusstauden, rothe und weiße wilde Rosen, mächtige Büsche der rothen Waldplatterbse

(Lathyrus sylvestris) bekleideten den Boden zwischen den alten Kastanienbäumen, mit deren langen, sternförmig geordneten Blüthenkätzchen die Morgenluft spielte. Ein kleiner Junge, dessen Bekleidung in ihrer Einfachheit dem urelterlichen Feigenblatte wenig nachgab und der trotz der Vergeblichkeit seiner Bemühungen nicht müde wurde, eine Stunde lang wie ein Hund hinter uns her zu traben, belehrte uns, daß das Dorf Tosi, an dessen Häusern unser Weg jetzt aufwärts führte, ein ausschließliches Eigenthum der Mönche von Vallombrosa sei. „Und Dein Vater?" Er ist auch ein Pigionale (Miethsmann, Bewohner) der Mönche." — „Was thut er denn?" — „Nichts." — „Nichts? und warum nichts?" — „Weil ihm die Frati nichts zu thun geben." — „Warum arbeitet er denn nicht für Andere?"

Hier waren wir an einen Punkt gekommen, auf den die Fassungskraft eines italienischen Betteljungen keine Antwort mehr findet. Macht es, wie Ihr wollt, er versteht Euch nicht mehr. Arbeit suchen sollen, wenn man sie ihm nicht giebt; die freie Zeit benutzen, um mehr zu verdienen: das sind Dinge, die gänzlich über seinen Horizont hinausliegen. Durch verdoppelte Anstrengung, durch Entbehrung, durch unverdrossene Mühe sich allmählig emporzuringen aus dem Elend, dem Schicksal eine glückliche und sorgenfreie Existenz abzuzwingen: das sind Ideen, die den untersten Classen des italienischen Volkes ewig fern bleiben zu sollen scheinen. Ist es eingebürgerte oder durch das Klima hervorgerufene Abneigung gegen körperliche und geistige Anstrengung; ist es moralische Gesunkenheit, die den natürlichen Ehrgeiz des Mannes, an seinem eigenen Herde und auf seinem eigenen Erbe zu sitzen, in dem Volke der Halbinsel vernichtet hat; oder ist das, was wir Elend nennen, für ihn nicht als solches fühlbar? Sicher ist, daß die Scham, die den Darbenden im Norden oft an den Rand des Hungertodes kommen läßt, ehe er fremdes Mitgefühl anzusprechen wagt, im Süden der Alpen gar nicht zu existiren scheint. Wohlhabende Bauern-

familien, die an den großen Straßen wohnen, halten ihre Kinder geradezu dazu an, jeden Fremden mit einem: „Per la grazia di Dio, ci dia un quattrino — siamo povera gente, non ci abbandoni“*) u. s. w. anzufallen. Junge Bursche von 15 bis 20 Jahren, starke Kerle, denen man kaum Nein zu sagen wagt, verfolgen Euch mit offener Hand und Mütze. Zuweilen richtet auch wohl Einer, der sich, gemüthlich auf den Rücken ausgestreckt, von der Sonne braten läßt, eine derartige Bitte an Euch, wenn Ihr vorübergeht, ohne es jedoch für der Mühe werth zu halten, sich deshalb aus seiner bequemen Lage zu erheben; denn lieber will er noch eine Stunde hungern, als seine Bequemlichkeit daran geben.

Das Dorf Tosi liegt am Fuße jenes mächtigen Mittelgebirges, dessen ich oben erwähnt, und dessen Gipfel unter dem Namen des Pratomagno bekannt ist. Etwa ein Hundert elender Steinhütten lehnen sich, dicht zusammengedrängt, an die steile Bergwand, enge und schmutzige Straßen bildend, wie das Judenviertel einer alten deutschen Reichsstadt. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, daß die offenen Gallerien dieser Häuschen hier und da jene Verzierungen bieten, die der Etrusker seit 3000 Jahren kennt und liebt: die toscanische Säule; zierliche Pfeiler schmücken nicht selten das plumpe, rauchgeschwärzte Gebälk. Uebrigens geben das ärmliche, verfallene Aussehen des Dörfchens und die bleichen, zerlumpten Gestalten seiner Bewohner, lauter privilegirter Bettler, die ihr Handwerk sogar bis in ihre eigenen Wohnungen mit ebenso viel Kaltblütigkeit als Unverschämtheit und Zähigkeit betreiben, der Fürsorge der guten Patres von Vallombrosa für ihre Inquilinen kein sehr brillantes Zeugniß.

Von hier aus steigt der Weg ohne Zwischensenkung bis zum Kloster, das in etwa 2800 Fuß Höhe liegt, mählig anwärts. Schon ist der Wein verschwunden; nur wenige Ge-

*) Um Gotteswillen, geben Sie uns einen Pfennig; wir sind arme Leute, lassen Sie uns nicht im Stich!

müse- und Getreidefelder zeigen sich an den steilen steinigen Höhen. Jenseit des Gießbaches, der das schmale schluchtartige Thal in wilden Sprüngen durchrauscht, steigen kahle und öde Bergwände auf, die in langer Reihe allmälig zur Wasserscheide der Consuma hinziehen. Unter lichten Kastanienbäumen, zwischen denen hohes Haidekraut aufschoß und die gelben Blüthen des hohen Geisklees und die noch brennenderen des Ginsters leuchteten, stiegen wir auf steingepflastertem Schlangenwege langsam den Abhang hinan. Denn trotz der wärmebindenden Kraft des am Erdboden verdampfenden Wassers begann der Einfluß eines südlichen Sommermittags sich fühlbar zu machen. Bald indeß nahm uns ein hochstämmiger Tannenwald in seine frischen, duftigen Schatten; die steinernen Stationskreuze bezeichneten die Nähe unseres heutigen Reisezieles. Krystallhelle Quellen, eine seltene Erscheinung in den Apenninen, rauschten im Tannendickicht und boten unseren durstigen Lippen ihre kühlen Fluthen, die wir nach italienischer Sitte vermittelst eingetröpfelten Citronensaftes ungefährlich zu machen suchten. Mit jedem Schritte vorwärts wird die Vegetation reicher und üppiger, das Grün frischer und saftiger. Jetzt wendet sich plötzlich der Weg um einen reichbewachsenen blumigen Hügel, und vor uns, am Ende einer langen, schnurgeraden gepflasterten Auffahrt, liegt das berühmte Kloster der Vallombrosa.

Schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts ward Kloster und Orden der Vallombrosa von einem ernsten und innigen Schwärmer, dem heiligen Gualbert aus Florenz, gegründet. Er wollte, erzählt die Legende, die wildeste und unwirthbarste Gegend seines Vaterlandes zum Aufenthalte wählen, wo er und seine Begleiter und Nachfolger sicher wären vor den Reizen und Verlockungen der Welt. Nun, einem Manne, der seine Jugend in wilden Ausschweifungen in den Palästen und Gärten des lachenden, üppigen, wollustathmenden Florenz hingebracht hatte, mochten wohl die Abhänge des Pratomagno als öde, schreckende Wildniß erscheinen. Der Wanderer aus

dem Norden jedoch, der heutzutage die reichen dunklen Wälder, die smaragdenen frischen Wiesengründe, von den klarsten Bächen durchströmt, mit dem buntesten Blumenflor bedeckt, der endlich die herrliche Aussicht sieht, die über die Berge und Hügel des Vorgrundes hin in das Thal hinabsteigt, wo der Silberspiegel des Arno glänzt, — einer Aussicht, die dem Auge erlaubt, über die Riesenkuppel Brunelleschi's und die Zwillingsgipfel des Monte Morello hinweg nach den fernen wildaufsteigenden Hochgebirgen von Carrara und Seravezza zu schauen, in deren Schooß das köstlichste Material der bildenden Kunst verborgen liegt, ja bis zu dem fernen mattschimmernden Streifen, der jenseit der weitgedehnten Sumpfebene der Maremmen von Livorno am Horizont erscheint und auf dem das bewaffnete Auge Masten und Segel schwanken sieht, — dessen Blick endlich auf das Kloster selbst fällt, das so stattlich und großartig, und doch wieder so still verborgen in dem „Schattenthale" an die Bergwand sich lehnt, die 2000 Fuß hoch darüber hinausragt: — der möchte wohl das Opfer des heiligen Gualbert nicht einer sofortigen Heiligsprechung werth und überhaupt für keine so arge Kasteiung halten.

Nur die Grundmauern und ein Theil der hinteren Seite des weitläufigen Gebäudes zeigen noch Spuren des alten Baues, der im vergangenen Jahrhundert zum größten Theile ein Raub der Flammen wurde. Das neue Kloster ist sehr geräumig und stattlich, aber mit moderner Geschmacklosigkeit erbaut; weder die Kirche, noch die Kreuzgänge und Höfe enthalten irgend eines der zahlreichen Kunstwerke, die der reiche Orden einst durch die tüchtigsten Künstler der nahen Hauptstadt anfertigen ließ, oder mit denen fromme Verehrer des heiligen Gualbert sein Kloster geschmückt hatten. Auch wurden alle werthvollen Gemälde und die zumal an Handschriften reiche Bibliothek der Abtei durch die Franzosen schon 1808 fortgeschleppt und sind seitdem in alle Welt zerstreut. Die Kirche ist im wahren Roccocostyl gebaut und ausgeschmückt,

dabei, wie gewöhnlich diese Producte der Zopfzeit, mit Vergoldungen und Schnörkelverzierungen aller Art überladen.

Einer der vordern Flügel, die sogenannte Foresteria, ist ganz zur Aufnahme der zahlreichen Fremden eingerichtet, die an schönen Sommertagen von nah und fern herbeieilen. Viele kommen, die schöne Aussicht, Andere, die reine Luft zu genießen, die selbst, wenn der Solleone von dem glühenden weißen Pflaster der Hauptstadt blendend zurückstrahlt, die Besucher der Vallombrosa mit frischkühlendem Hauche umweht, — oder das Auge, ermüdet von dem Anblick der staubigen, menschenwimmelnden Straßen, an dem saftigen Grün der Wiesen, an dem bunten Schmelz der zahllosen Blumen und an der schattigen Einsamkeit der dunkeln Tannenwälder zu erquicken; Andere — die Bewohner der Umgegend — auch wohl gar, um die Gastfreiheit der Mönche zu ihrem Festtagsvergnügen zu benutzen, und der guten Klosterküche, sowie dem feurigen Klosterweine, Ehre anzuthun. Wie groß die Zahl derer sei, die ein frommes Bedürfniß die hohe Berglehne zum Kloster hinantreibt, wage ich nicht anzugeben; doch möchte ich wohl behaupten, daß sie nicht die überwiegende ist.

Der Padre forestierajo, d. h. der mit der Sorge für die fremden Besucher betraute Mönch, führte uns in den fast mit modernem Luxus ausgestatteten Speisesaal; und obgleich er erklärte, daß die Stunde des Mittagsessens bereits vorüber sei, so dampfte doch bald ein reichlicher Vorrath von Schüsseln lieblich in unsere Nase und bestand auch wacker die Probe vor dem materielleren Sinn des Geschmackes. Diese Mönche leben gut; sogar von den Markthallen von Florenz wandert manch erlesenes Stück in die Kochtöpfe der Vallombrosa, und das Diner, das der Abt (der Bischofsrang hat und die Mitra trägt) alljährlich am Tage des heiligen Gualbert Hunderten von geladenen und ungeladenen Gästen giebt, würde einem fürstlichen Haushalt Ehre machen. „Che vuole, Signore, è il solo piacere che ci resta“ — antwortete mir

einst höchst naiv ein Carmelitermönch auf die Frage, wie sich diese feine Küche mit ihrem Gelübde vertrüge. —

Nach dem Essen schritten wir über die mit zahllosen Vergißmeinnicht und hohen Stauden der prächtigen Affodil-lilie bedeckten Wiesen, längs sonniger Abhänge, wo wir zuerst wieder die heimische Buche, noch mit Bohnenbäumen, Stein- und Zerreichen, Kastanien und platanenartigem Ahorn vermischt, begrüßten, dem Paradisino zu. Eine dichte und kräftige Vegetation wuchert überall aus dem reich bewässerten Boden; riesenhafte Huflattig- und Farrnkrautblätter in den schattigen Schluchten erinnern zugleich an den Pflanzenwuchs des Nordens und die Ueppigkeit südlicher Formen; eine Menge aromatischer Kränter erfüllen die Luft mit ihrem belebenden Hauche. Das kleine Haus auf dem senkrecht abstürzenden Kalkfelsen, der, aus der Masse des Gebirgsabhanges hervortretend, einen reizenden Blick, sowohl in die blaue Ferne, als auf das nahe, mehrere hundert Fuß tiefer liegende Kloster mit seinem Wiesen- und Wälderkranze bietet, trägt nicht mit Unrecht seinen vielverheißenden Namen (il Paradisino, das kleine Paradies). Das verschlossene Thor und das ringsherum dicht und hoch aufsprießende Gras schien zu beweisen, daß auch hier, an dieser Stätte weltferner Frömmigkeit, schon seit lange Niemand mehr würdig befunden war, das Paradies zu bewohnen. Ohne mit dem feurigen Schwert des bewachenden Engels in Conflict zu kommen, erzwangen wir mit Gewalt den Eingang in das verbotene Gebiet, und eilten weiter den steilen Hang hinab, wo sich tiefer unten ein zweiter Felsblock isolirt erhebt. In dem Innern einer kleinen Kapelle auf seiner Spitze verkündigt ein schauerlich handgreifliches Bild, dem für die Unkundigen noch eine marmorne Inschrift zu Hülfe kommt, daß er hier die Ehre habe, den Felsensitz seiner höllischen Majestät zu betreten (il masso del diavolo), von wo Allerhöchstdieselben dereinst geruht, einen jungen und thörichten Novizen zu dem kühnen Versuche zu persuadiren, den er laut Sanct Matthäus

schon einmal, aber vergebens, in Vorschlag gebracht hatte, nämlich von dem etwa hundert Fuß hohen Felsen herabzuspringen, ihm versichernd, daß er mit gesunden Gliedern unten ankommen solle; wie aber derselbe junge Wagehals Hals und Beine gebrochen, und wie alsdann besagte höllische Majestät unter obligatem Hohngelächter ihrer Trabanten die Seele des unglücklichen Novizen zwischen den allerhöchsten Klauen auf- und davongetragen habe, nicht ohne ein erkleckliches Quantum des classischen Schwefelaroms für die guten Mönche zum beliebigen Gebrauche zurückzulassen.

Wir versäumten nicht, ein Jeder einen gebührenden Antheil Moral von dieser höchst wahrhaftigen Geschichte zu künftigem Nutzen einzustecken, und eilten dann, den hier liegenden Fallstricken Beelzebubs höflich aus dem Wege gehend, dem Kloster vorüber, dem lockenden Schatten der südlichen Tannenwälder zu, in deren dämmernden, von kräftigem Harzgeruch durchwürzten Räumen nur das weitschallende Hacken des Spechtes oder der heisere Ruf des Hähers und das leise Rascheln der leeren Fruchtschuppen, die das schwarze Eichhörnchen aus den hohen Wipfeln herabwirft, die lautlose Stille unterbricht. Da, wo der Wald plötzlich abbricht, öffnet sich von der nackten, nur mit Heidekraut und Erdbeeren bewachsenen Berglehne ein reizender Blick in das nahe Arnothal, dessen zahlreiche Städtchen und Villen im Strahl der Abendsonne glänzen und dessen reicher Anbau wunderbar mit den dazwischengeworfenen, sterilen und in allerlei seltsam wunderlichen Formen aufsteigenden Lehmhügeln contrastirt.

Wo ein gewaltiger, oben abgeflachter Felsblock, il Saldino genannt und weithin den von Arezzo nach Florenz Reisenden sichtbar, von einem hölzernen Kreuze überragt, wagrecht aus der steilabfallenden Bergwand heraustritt, lagerten wir uns in die duftigen Kräuter, und während meine Gefährten die Skizzenbücher hervorzogen, um ein sichtbares Andenken dieses schönen Fleckchens heimzubringen, starrte ich in die rothfunkelnde Abendsonne, die sich tief auf die Mar-

morkelsen des Monte altissimo herabneigte. Meine Gedanken aber, statt ihr nachzufliegen über die Wogen des Oceans zur fernen Atlantis, weilten hoch im Norden in den grünen Buchenwäldern der Heimath, bis die kühlere Luft, die vom Thale heraufzog, uns zum Aufbruch mahnte, um das Ave Maria nicht zu versäumen, nach dessen Läuten sich das Klosterthor keinem Fremden mehr öffnet.

---

2. Pratomagno und das Casentino.

Unser Vertrauen in das italienische Sommerwetter hatte uns nicht getäuscht. Golden blitzten die Sonnenstrahlen durch das dichte Gezweig der hohen Tannen, als wir in der Frühe des folgenden Morgens kräftigen Schrittes unserem Führer den Gebirgskamm, an dessen Abhang sich die Gebäude von Vallombrosa lehnen, aufwärts folgten. Schäumend brach sich zu unserer Linken der von den Regengüssen des vorhergehenden Tages angeschwollene Waldbach seinen mühsamen Weg durch die felsige Schlucht. Eine würzige Frische durchwehte den schweigenden Wald; drunten riefen die helltönenden Klosterglocken zur Messe, und es überkam mich wieder, wie da ich in alten Zeiten an sonnigen Sonntagsmorgen im Frühling durch die neubegrünten Wälder meiner Heimath schritt und fernher die Kirchenglocken luden zur Andacht, und mir dann die ganze hehre Natur in ihrem Feierkleide vorkam wie in stiller und doch begeisterter Sabbathfeier vor ihrem Schöpfer niedergesunken, also daß ich unwillkürlich auf die Kniee fiel, damit auch mein Gebet in die Harmonie des gewaltigen Hymnus hineinklänge, der zu Allvaters Throne hinanstieg.

Etwa eine Stunde lang führte der Weg durch dichtschattenden Tannenwald; dann hörte das Nadelholz auf, und Buchen, erst buschig, dann als Bäume, immer aber von

plumpem, ungleichem Wuchse, traten an seine Stelle.*) So wie hier, fand ich auf dem toscanischen Apennin überall Olivencultur bis 1000, höchstens 1200 Fuß Meereshöhe; Wein bis 1500, selten bis 2000; Kastanienwald und Weizenfeld bis 2500, ausnahmsweise bis 3000; Tannenwald fast ausschließlich von 2500—3500, Buchen erst von 2800 oder 3500 bis 4500; in einzelnen Fällen bis 5400 Fuß, häufig in den höheren Partien stark mit Bergahorn (Acer pseudoplatanus) gemischt, nicht selten die Bekleidung des Kammes bildend, während die einzelnen Gipfel entweder kahl und öde, oder mit kurzem, feinem Grase bedeckt, darüber hinausragen. Sonderbarerweise geht die Sommereiche (Qu. pedunculata) nicht weiter als die Kastanie, während die Zerr- oder Burgundereiche (Qu. cerris) in einzelnen Gegenden höher hinansteigt, die immergrüne Steineiche (Qu. ilex) stets noch tiefer zurückbleibt. An den Vorbergen tritt der Erdbeerbaum gesellschaftlich auf, im Verein mit Pfriemenkraut- und Heide von bedeutender Höhe, mit Straucheichen (Qu. pubescens), Mäuse- und Stechdorn (Ruscus aculeatus und Paliurus aculeatus), seltener mit Kermeseichen und zwergartigen Myrthenbüschen. Im Allgemeinen ist die Flora der Holzgewächse weder reich an Arten, noch an schönen und kräftigen Exemplaren. Nur wo ein Wildbach die enge Schlucht durchbraus't, und die steilen Abhänge mit seinem Schaum befeuchtet, da sprießt oft eine reiche und mannigfaltige Vegetation, den Wanderer überraschend, der um den Rand des sterilen, sonnverbrannten Hügels biegend, sich plötzlich inmitten dieser kühlungduftenden Pflanzenfülle findet, in der Süd und Nord sich gleichsam die Hände zu reichen scheinen.

Die Schatten wurden lichter; der Wald öffnete sich. Links ziehen sich grünende Weiden die hohe Bergspitze hinan,

*) Das Folgende gilt nur von dem eigentlichen Apennin und seinen Vorbergen. Im Subapennin, in dem Hügellande der Maremmen, an den warmen, meernahen Abhängen, ist die Vegetation weit reicher und mannigfaltiger. Siehe unten.

rechts erstreckt sich das Buchengehölz weiter, bis wir den Paß überschritten und nun unterhalb des Kammes auf vielgewundenem, aber fast horizontalem Pfade alle Krümmen der Gebirgskette verfolgten. Wilde, öde Hänge, schmale Sättel mit tiefgerissenen Schluchten, die in doppelter Gliederung zu beiden Seiten vom Hauptkamme auslaufen, sind auch hier der Charakter des Gebirgsstockes, der so eigenthümlich nur durch den schmalen und niederen Rücken der Consuma mit der Hauptkette der Apenninen zusammenhängt. Fast in gleicher Linie erscheinen die zahlreichen Gipfelköpfe vom ersten bis zum letzten in nordsüdlicher Richtung einer hinter dem andern, so daß die Erhebung des höchsten über den niedrigsten 500 Fuß nicht übersteigt. Sie bilden abgerundete Kuppen, ohne nackten Fels in größeren Massen, meist mit kurzem, wie künstlich geschorenem Grase ebenmäßig bekleidet. Steiler und großartiger erscheinen die Abhänge der Seitenkämme; hier und da stürzen senkrechte Felswände mehrere hundert Fuß in die wilde Tiefe ab. Feinkörnige Grauwacke (macigno) bildet die Hauptmasse des Gesteins, hier und da mit Grauwacken- oder jüngerem Thonschiefer wechselnd. Die Vegetation ist ärmlich und einförmig, die vielgenannten Wiesen des Pratomagno *) sind nur weitgedehnte kurzgrasige Weideflächen, die keinen Vergleich aushalten mit den schönen blumenreichen Alpmatten des Prato fiorito unweit der Bäder von Lucca, des Corno alle Scale und des Sacro Eremo oberhalb Camaldoli. Einzelne Büsche weißer und gelber Immortellen (Gnaphalium- und Helichrysum-Arten) und kümmerliche Exemplare einer dunkelblauen Gentiana unterbrechen allein die Monotonie der weiten Grasflur. Uebrigens trägt weder die Fauna, noch die Flora einen auch nur s u b a l p i n e n Charakter. Die Insekten sind die des mitteldeutschen Hügellandes, selbst bis zu der höchsten Spitze,

---

*) Prato magno, große Wiese.

4850 Fuß über dem Mittelmeere, wo wir nach vierstündigem anhaltenden Marsche ankamen.

Ermüdet warfen wir uns im Schatten einiger dichtverwachsenen windzerzausten Buchenbüsche nieder, aus denen bei unserer Annäherung ein Trupp halbwilder Pferde dichtgedrängt hervorbrach und in raschen kurzen Sätzen den Berghang hinabeilte. Unser Führer, ein junger stämmiger Montanaro, von der Sonne verbrannt wie ein Beduine der Dattelwüste, schaute ihnen wohlgefällig nach. „Das ist meine Heerde,“ sagte er; „das heißt,“ verbesserte er sich, „sie gehört den Herren Mönchen von Vallombrosa; ich bin nur der Aufseher.“ Er erzählte uns, daß diese Pferde, über 100 an der Zahl, den Sommer durch im Gebirge blieben, um im Herbst oft nicht ohne Mühe und Kampf eingefangen zu werden. Sie allein benutzten die Weiden. Auf unsere Frage, warum nicht auch Rinder und andere Hausthiere sich auf dieser weiten Grasfläche nährten, wußte er Nichts zu antworten, als, die Frati hätten keine solche Heerden und ihnen gehörten die Berge.

Die Aussicht von der hohen Spitze war umfassend genug; doch bot sie nicht, wie wir gehofft hatten, ein nach allen Seiten freies Panorama. Nördlich und südlich beschränkten fast gleich hohe Gipfel den Blick. Oestlich erschien das Casentino, im Nordosten von dem hohen Gipfel der Falterona abgeschlossen und gleichsam ummauert von der im Halbkreise sich umherschwingenden Centralkette der Apenninen, aus denen der sargähnliche Felsenberg der Vernia mit seinem dunkelwaldigen Rücken malerisch vorspringt. Westlich senkte sich das Gebirge in zahllosen, meilenlangen, durch scharfe und schmale Sättel geschiedenen Schluchten dem mittleren Arnothal (Val d'Arno di sopra) zu. Der hellblaue Rauch der glimmenden Kohlenmeiler stieg aus den Wäldern der Abhänge; hier und da erschien ein einzelner lodernder Buchenstamm, den der Muthwille der Köhlerbuben in Brand gesteckt. Nächtlich sieht der Vorüberreisende oft aus weiter Ferne diese

Feuerzeichen des Gebirges. Denn die Köhler verwenden nur die leichter zu transportirenden Aeste und das dünne Unterholz, während zahlreiche Stämme nackt und beraubt in die Luft starren, bis ein Stoß des Sturmwindes die halbverwes'ten niederwirft, oder das muthwillig in dem hohlen Stamme angelegte Feuer sie allmälig in Asche verwandelt. Und doch wäre es leicht, fahrbare Wege hier anzulegen; auch ist das Holz bereits theuer und selten genug in Toscana. Aber daran denkt Niemand, so wenig wie an eine kunstgerechte und vernünftige Bewirthschaftung dieser Wälder, die, wie so viele andere in Italien, ihrer unvermeidlichen Ausrottung entgegengehen.

Zu unseren Füßen, jenseit dieser Wälder und Schluchten, reiht sich im fruchtbaren Arnothal Haus an Haus, Städtchen an Städtchen. Zur Rechten drängt sich der Fluß, in scharfer Wendung von Nord nach West, zwischen den Hügeln von Pontassieve durch; wo seine Silberlinie dem Auge wiedererscheint, ragt inselförmig der gigantische Bau der Domkuppel aus dem fernen Häusermeere von Florenz. Aber noch weithin im Westen blitzt der schmale Flußspiegel im Sonnenschein, dort, wo sich die weite Ebene von Pisa und Livorno zur söhligen Fläche ausdehnt, an deren Rande der blaugraue horizontale Streifen den gewölbten Busen des Mittelmeeres verkündet, dessen Wellenschläge die Sonnennebel des Hochmittags unseren Blicken verbergen. So verfolgt das Auge mit kurzer Unterbrechung den Fluß in seinem wunderbar gewundenen Laufe, bis wo er seine trüben Wellen mit den grünen Wogen des Meeres mischt. Denn das Pratomagno erstreckt sich wie eine große Halbinsel von der Apenninenkette ins Land hinein, auf drei Seiten vom Arno umflossen.

Ueber die Thürme von Florenz ragen die zackigen Häupter der Marmorberge von Carrara, und mächtig steigen im fernsten Nordwesten das Libro Aperto, das Corno alle Scale und, alle seine Nachbarn weit und breit überragend, der

Monte Cimone, der höchste der nordapenninischen Berge (6600 Fuß) über die scheinbar ins Thal zurückgesunkenen Gipfel des Monte Morello auf.

Nachdem wir die Aussicht sattsam bewundert und den minder poetischen, aber reelleren Genüssen der Vorräthe von Salami, Schinken und Schafskäse, die uns der wohlthätige Padre forestierajo aus der Speisekammer des Klosters mitgegeben hatte, gefröhnt, auch einen kräftigen Zug des feurigen Klosterweins (vino santo, wie ihn der Italiener bezeichnend nennt, der französische vin de paille) gethan hatten, gaben wir uns noch für eine kurze Zeit der unnennbaren Wollust hin, auf dem Rücken ausgestreckt in die blaue Aethertiefe zu starren und den leichten Wölkchen nachzuschauen, die der blonden Panatelascigarre entsteigend, mit dem schmeichelnden Lüftchen spielen, das unsere Wangen kühlt und den würzigen Duft der Tannenwälder zu uns heraufträgt. Es liegt in diesem Zustande absoluter Ruhe unter der blauen Himmelsdecke, zumal nach starker körperlicher Anstrengung, etwas Traumhaftes, Berauschendes; es ist, als ob die Seele frei über dem Körper schwebte, mit den Wolken segelte und mit dem Winde spielte und sich immer tiefer und tiefer versenkte in den Aether, während von unserer physischen Existenz Nichts mehr übrig bleibt, als die Empfindung des reinsten Wohlbehagens. Aber nur an warmen Sommermittagen auf hohen Bergspitzen, wo weder rechts noch links irgend ein irdischer Gegenstand die Gleichförmigkeit des unendlichen Himmelsgewölbes unterbricht, das einzig „die Segler der Lüfte" beleben, und wo der stärkende Hauch einer leichten und dunstfreien Luft uns umweht, kann uns dieser Zustand passiver Ekstase überkommen. Es ist der alte geheimnißvolle Verkehr zwischen Natur und Mensch, von dem Humboldt, dieser große Kenner der Natur und des Menschengeistes, redet; das Menschengemüth fühlt sich in vollkommenster Harmonie mit der umgebenden Welt der Sichtbarkeit; der alte ewige Streit zwischen Geist und Natur scheint geschlichtet;

die Stimmung der einen spiegelt sich in der des andern, und wo Harmonie, da ist, wie immer, das Gefühl der höchsten Befriedigung.

Schon fielen die kurzen Schatten des Hochsommertages ostwärts, als wir uns entschlossen, unseren Ruheplatz zu verlassen, um in gleicher Richtung dem tief unter uns liegenden Casentino zuzuwandern. Es ging steil bergabwärts, die Schlucht entlang, wo der wilde Bergstrom Solano, dicht unter dem Kamme entspringend, ungestüm über die Felsmassen rauscht, die er zur Frühlingszeit, wenn die Maisonne allmälig den Schnee des Hochgebirges schmilzt, wie Kiesel vor sich hinabrollt. Chaotische Steintrümmer liegen in dem engen Kessel so hoch übereinandergethürmt, daß der Fluß, streckenlang verschwindend, sein Bett trocken läßt, indem er sich mühsam eine Bahn zwischen und unter dem Geschiebe hindurch bricht.

Bald verwandeln sich die grünen Matten der Gipfel in wüste Steinhalden, auf denen nur gelbe und rothe Disteln und fettblättrige Sedumarten zwischen den Spalten der Thonschieferschichten kümmerlich hervorsprießen. Weitgedehnte, künstlichen Pflanzungen ähnliche Fluren von Adlerfarrn (Pteris aquilina) bezeichnen tiefer unten den Wiederbeginn einer kräftigeren Vegetation. Lichte Kastanienwälder, am oberen Rande noch mit Buchen untermischt, folgen; einzelne Roggenfelder*) verkünden die Nähe cultivirter Gegenden. Endlich, nach anderthalbstündigem Abwärtssteigen, erreichen wir die zerstreuten Häuser, welche, echte Gebirgswohnungen mit dicken niederen Steinmauern und flachen grauen Dächern, kaum von dem umgebenden Gestein sich abhebend, um die uralte Kirche von Cetica herumliegen. Die Menschen in diesen Gebirgsdörfern tragen einen von den Bewohnern der Thäler und Ebenen

*) Der Roggen wird in Toscana sehr sparsam und nur in Gebirgsgegenden angebaut. Nur die ärmsten Leute essen Roggenbrod, das meist noch mit Weizenkleie, Erbsen und Wicken vermischt wird.

auffallend verschiedenen Charakter in ihrem Aeußern: es sind häßliche, kleine Gestalten mit platten ausdruckslosen Zügen. Aehnliches fand ich in noch höherem Grade in den einzelnen Weilern, die sparsam in der Centralkette der Apenninen zerstreut, sich in den engen Schluchten verbergen.

Unterhalb Cetica öffnete sich die enge Schlucht des Solano allmälig zum Thalgrunde, die Gegend ward freundlich, und immer reicher und mannigfaltiger der Anbau; die umschließenden Berge nahmen sanftere Linien an, während die Rebe, nach deutscher und französischer Sitte an Stöcken gezogen, mit Maulbeer-, Pfirsich- und Feigenbäumen vermischt, ihren Fuß bedeckt, bekleidet dichter Eichen- und Kastanienwald die rundlichen Gipfel. Dorf folgt auf Dorf, der kaum sichtbare Bergpfad wird zur wohlgeebneten Fahrstraße, von Fruchtbäumen und Trauerweiden begränzt; hübsche Bäuerinnen wandern im Sonntagsputz, den winkenden Strohhut mit buntfarbigen, oft noch (ein Andenken des Jahres 1848) patriotisch dreifarbigen Bändern geschmückt, zu der Festicciuola, der Kirchweih, über die hohe hölzerne Brücke; Schaaren junger Männer in aufgestreiften, aber blendendweißen Hemdärmeln, vergnügen sich unter lebhaften Gesticulationen zu beiden Seiten der Straße mit der boccia, dem Kugelschieben, dem Leibspiel der Toscaner; mit schreiender Stimme preisen die Verkäufer an den Ecken ihre brigidini und amaretti *) den Vorübergehenden an — kurz, es ist ganz das lustige bunte Leben eines schönen Sommerfeiertages auf dem Lande, das uns nach der wilden Gebirgseinsamkeit einen um so wohlthuenderen Eindruck macht.

Lechzend vor Durst in dem gewaltigen Sonnenbrande betraten wir den freundlichen Flecken San Niccolò. Dem Fremden fallen in diesen kleinen, von jeder Heerstraße weit entfernten Orten die mächtigen Quadern des Straßenpflasters auf. So fand ich mit Erstaunen die einzige öde Straße des

---

*) zwei Arten leichten Zuckergebäckes mit Gewürz.

elenden Dörfchens, welches auf der Spitze des felsigen Vorgebirges die kyklopischen Trümmer der etruskischen Populonia hütet,*) mit den herrlichsten, musivisch in einander gefügten Quadersteinen gepflastert, die kein Volksgewühl abnutzt und wo nie ein rollender Wagen seine Spuren zurückläßt.

Ein buntes, bewegtes Leben herrschte auf dem geräumigen, hallenumgebenen Marktplatz von San Niccolò; bei dem schönen Wetter leidet es Niemanden in seinen vier Pfählen; man arbeitet, schwatzt, ißt und trinkt, und thut noch manches Andere auf der Straße, was sich der Beschreibung mehr als den Sinnen entzieht. Der Caffeliere und Droghiere, stolz darauf, drei fernherkommende Fremde — di quei forestieri veri, von den echten Fremden, wie er sich ausdrückte — zu bewirthen, wie deren seit der Erbauung des Fleckens vielleicht noch nie die Straßen von San Niccolò durchwandert hatten, setzte uns seinen besten Kaffee vor und temperirte die gefährlichen Wirkungen des kalten Wassers bald mit rinfresco di Modena, bald mit fumello, bald mit dem feurigen Geiste des Zuckerrohrs. Wir bezahlten ihn großmüthig mit einem Paolo**) und wanderten, den zahllosen Fliegen seines Schenkzimmer-Ladens entfliehend, dem Ausgange des Thales zu. Das alte Kastell von San Niccolò winkt malerisch mit den verwitterten epheuumschlungenen Thürmen vom nahen Kastanienhügel und schaut weit in das Casentino hinein, das sich jetzt vor uns öffnet. Neben uns mündet der Solano in den Arno. Auf einer Holzbrücke, deren Länge und Höhe andeutet, wie mächtig der Fluß, der jetzt als ein schmaler seichter Bach unter ihr durchläuft, oft sein weites, nun mit trockenem Kiesgeröll bedecktes Bett erfüllen mag, überschritten wir den „königlichen Strom," wie Vater Dante ihn nennt. Auf dem Hügel vor uns liegt der Flecken Borgo alle Strade; wir aber wenden uns rechts, wo

*) S. unten Seite 209.

**) Toscanische Münze, etwa 4½ Silbergroschen an Werth.

die breitere Straße nach Poppi, dem Hauptort des Casentino, führt. An der alten Kirche von Campaldino vorüber, die einst (1298) Zeugin der mörderischen Schlacht war, wo Dante mit seinen Landsleuten die Macht Arezzo's und der toscanischen Ghibellinen brach, führte uns die staubige Straße an den Fuß des Hügels, dessen Spitze der alte zinnengekrönte Palast des Prätoriums von Poppi überragt.

Es war nicht leicht, in dem einzigen Gasthof des Städtchens ein Unterkommen zu erhalten; denn Alles war mit Gästen zu der am folgenden Tage abzuhaltenden großen fiera (Jahrmarkt) vollgepfropft. Nur durch die Gefälligkeit eines jungen Unteroffiziers der Gensd'armen, der uns mit echt toscanischer Höflichkeit sein Zimmer anbot, entgingen wir dem Schicksal, unsere ermüdeten Körper einer Strohschütte in der Wirthsstube anvertrauen zu müssen. Ich führe dies an als Beispiel, wie hier im Lande natürlicher Sittenmilde sogar die Agenten der öffentlichen Gewalt freundlich und zuvorkommend sind: Eigenschaften, an die uns die löbliche transalpine Polizei nicht sehr gewöhnt hatte.

Wirth und Wirthin eilten, das Beste aus ihrem Haushalt aufzutischen; weil sie uns aber vielleicht ansahen, daß wir Deutsche waren, schöpften sie aus dem ungeheueren Suppenkessel, der über dem Feuer brodelte, nur das reine Fett heraus und wunderten sich sehr, daß wir die Vortrefflichkeit einer solchen Delicatesse nicht zu würdigen verstanden. Denn die Deutschen gelten hier für exclusive Fettesser: man behauptet, im Jahre 1814 hätten die Oesterreicher durch diese Liebhaberei die Talglichte ins Unglaubige vertheuert, und Mangiasevo (Talgesser) ist noch heutzutage im Munde des toscanischen Pöbels ein beliebter Spitzname für die Tedeschi.

Nach diesem fetten Schmause wurde noch eine abendliche Recognoscirung durch das Städtchen vorgenommen. Obwohl der Hauptort des ganzen Thales, besteht Poppi doch nur aus wenigen hundert auf dem Gipfel eines ziemlich hoch

über dem Arno aufsteigenden Hügels eng zusammengebauten Häusern. Selten erkennt man so deutlich wie hier, wie sich die Hütten der Bauern, die Häuschen der Handwerker und allmälig die ganze Gemeine um das Castell des gebietenden und schützenden Grundherrn versammelten. Das Schloß von Poppi, noch vollständig erhalten, in großartigem halb romanischem, halb gothischem Stile gebaut, wurde im Jahr 1260 von Guido Novello und Simone, Grafen Guidi, den mächtigsten Herren in Casentino, errichtet. Bald unabhängig, bald den Aretinern, endlich den Florentinern unterworfen, ist es jetzt der Sitz des Pretore, des höchsten Regierungsbeamten des Bezirks.

Eine weiche, duftige Sommernacht lag über dem mondbeschienenen Thale. Ueber dem jungen Arno, dessen leises Rauschen durch die tiefe Stille bis zu uns heraufdrang, webte ein silberner, halbdurchsichtiger Nebelschleier, die Umrisse verhüllend, während die hohen Bergeshäupter der Apenninen scharf und hell aus dem dunkeln Hintergrunde des Nachthimmels hervortraten. Trotz der Ermüdung von einer 12stündigen Gebirgswanderung wurde es uns schwer, unser heißes, dumpfiges Nachtquartier aufzusuchen. O ihr lauen lieblichen Sommernächte des Südens, wann werde ich es lernen, eurer zauberischen Schönheit ohne Sehnsucht zu gedenken?

Früh am folgenden Morgen erweckte uns das Getümmel der Fiera. Solch ein Jahrmarkt in einem toscanischen Landstädtchen ist übrigens in jeder Hinsicht weit nüchterner, als unsere deutschen „Kirmsen" und Märkte. Die Verkäufer von Kleidungsstücken und Putz verdienen weit mehr, als Garköche und Schankwirthe. Von Betrunkenen ist keine Rede; auch getanzt wird wenig dabei. Der Contadino und Handwerksmann begnügen sich, ihren Schönen ein Angebinde zu kaufen, sich mit anerkennenswerther Geduld von der geschäftig drängenden Menge stundenlang straßauf straßab schieben zu lassen, bloß „per divertirsi" und endlich, wenn es hoch

kommt, die heiße, staubgefüllte Kehle im nächsten Kaffeehause mit einem Glase Limonade oder Mandelmilch anzufrischen.

Die Frauen des Casentino sind meist schöne, schlanke Gestalten von feinem Wuchs und wohlgebildeten Zügen, die größtentheils einen weit noblern Charakter tragen, als man ihn bei uns im Norden unter den Schönen vom Lande zu finden gewohnt ist. Plumpe und vierschrötige oder eckige und kantige Formen sind eine seltene Ausnahme. Eine toscanische Bäuerin brauchte meist nur die Kleider zu wechseln, um in Aller Augen als eine echte Edeldame zu erscheinen. Von einer Nationaltracht ist ihnen Nichts geblieben, als der große radförmige Strohhut, der coquett vorn zurückgeschlagen, mit flatternden Bändern in den grellsten Farben geschmückt, nur eben auf der Haarflechte festsitzt. Das Häßlichste an den Toscanerinnen, hoch wie niedrig, ist in der Regel ihre Stimme: sie haben mich oft unwillkürlich an die Fabel vom Pfau erinnert. Hier, wie in manchen anderen Dingen, stehen sie den Venetianerinnen, mehr noch den Römerinnen, entschieden nach. Dazu kommt die entsetzliche florentinische Aspiration der Consonanten, für den Nichttoscaner eine wahre Ohrenqual, wenn gleich manche gelehrte Leute in Florenz behaupten wollen, darin liege eben die Quintessenz aller eleganten Aussprache, die alle Härten abzuschleifen bemüht sein müsse.

Ein freundlicher Weg führt von Poppi aufwärts, bald an Wiesen und rebenbepflanzten Getreidefeldern, bald an mit Unterholz und Buschwerk bewachsenen Hügeln vorüber, nach dem wenige Miglien entfernten Pratovecchio, einem offenen Flecken von einigen hundert Häusern, dessen Bauart so wie die engen und schmutzigen meist von hölzernen Pfeilern gestützten Hallen zu beiden Seiten der Hauptstraße für sein hohes Alter zeugen. Kleine Städtchen, von einer ackerbauenden Bevölkerung bewohnt, gleichen sich im Wesentlichen überall, mögen sie nun unter dem 43., oder dem 53. Breitengrade gelegen sein. Schmutzige Straßen, alte unscheinbare Häuser,

eine seit Jahrhunderten stationäre Bevölkerung, wenig Reichthum, aber auch wenig Proletariat, Leute, die, wie man bei uns sagt, weder Kellerstufen essen, noch Ofenschrauben abbeißen, sondern, ihrer geistigen und weltlichen Obrigkeit gehorsam, zwar über Alles räsonniren, aber im Grunde doch Alles beim Alten lassen wollen: das sind charakteristische Merkmale, die man ebensowohl in Pratovecchio wie in einem hannoverschen oder westphälischen Landstädtchen wiederfindet. Mit den letzteren kommt das Casentino noch in einem ferneren Merkmale überein, in den trefflichen Schinken nämlich. Die Landschaft hat freilich desto weniger mit den erwähnten Provinzen des nördlichen Deutschlands gemein. Denn das Casentino (d. h. das oberste Arnothal von Stia bis Arezzo) ist ein echtes Hochgebirgsthal, ein tiefer Einschnitt zwischen den fast parallelen Gebirgszügen des Pratomagno und der Hauptkette, das der junge Arno als ein silberheller Bach durcheilt, um weit im Südosten durch ein schmales Thor zwischen den Bergen in die Ebene von Arezzo zu entfliehen. Reißende Wildwasser stürzen aus den engen Schluchten, überschwemmen im Frühjahr und im Herbst das Thal und bedecken weite Strecken mit Kies und Geröll. Der Oelbaum ist verschwunden; denn die eisigen Winde, die von den 6 Monate im Jahre mit Schnee bedeckten Scheiteln der Berge herabwehen, verhindern die Cultur zarter Gewächse des Südens.

So viel übrigens auch an Pratovecchio auszusetzen sein mag, so wird mir das alte Städtchen mit seinen einsturzdrohenden Häusern und seiner einfachen, aber lebenslustigen Bevölkerung doch stets in gutem Andenken bleiben. Mit einer Empfehlung von einem Mönche der Vallombrosa versehen, wurden wir auf das Freundlichste empfangen; unsere Wirthe räumten uns das ganze Erdgeschoß des größten und bestmöblirten Hauses in Pratovecchio, die leerstehende „palazzina“ einer in Florenz lebenden adligen Familie ein, schafften das Beste herbei, was sich irgend auftreiben ließ, und schienen

während unseres ganzen Aufenthaltes keinen anderen Gedanken zu haben, als jeden unserer Wünsche und Winke zu erfüllen. Lange wird mir das freundliche Bild nicht entschwinden, wie wir Abends unter den blüthen- und früchtebedeckten Citronenbäumen des kleinen Gärtchens saßen, von der ganzen Familie unserer Wirthe umgeben, die uns in alle die kleinen Geheimnisse ihres Hauswesens und ihrer Sippschaft einweihten, und wie der alte Vater uns mit geschwätziger und doch ungelenker Zunge seine Feldzüge unter Eugen Beauharnais und die Geschichte des Ueberfalls von Villach, oder Villakke, wie er es nannte, erzählte, während die blühende Tochter des Hauses uns den schönsten und frischesten Strauß ins Knopfloch steckte. Der eine Sohn war Mönch in Vallombrosa, die älteste Tochter Nonne in Florenz, der andere Sohn beabsichtigte demnächst, dem guten Beispiele seines Bruders zu folgen; nur die hübsche Maria schien mir wenig Lust zu haben, ihre Jugendblüthe zwischen Klostermauern verwelken zu lassen, obwohl die Mutter das als eine treffliche Versorgung betrachtete. Die Cultur, „die alle Welt beleckt," war hier noch wenig hingedrungen; es herrschte bei allen Menschen, mit denen wir zusammenkamen, neben allerdings oft großer Unwissenheit und mannigfachen Vorurtheilen, eine Offenheit, Unbefangenheit und herzliche Gastfreundschaft und dabei, neben aller Freiheit im Umgang, ein natürliches Zartgefühl, das mich den toscanischen Nationalcharakter in einem ganz neuen Lichte betrachten ließ. Seit Dante's Zeiten muß sich hier Viel verändert haben, oder der „große Ghibelline" hat sich von der Leidenschaft zu einer argen Verläumdung gegen seine Landsleute im Casentino hinreißen lassen.

Der Theil des italienischen Volkes, den die Fremden gewöhnlich allein zu sehen bekommen, ist durch die große Anzahl der Besucher, durch den Umgang mit dem Ausländer und durch den leichten Gewinn, den seine Ausbeutung verheißt, dermaßen verdorben und entartet, daß ein allgemeines Urtheil, welches sich allein auf eine noch dazu meist sehr

flüchtige und oberflächliche Bekanntschaft mit demselben stützt, nicht anders als schief und einseitig ausfallen kann. Die sprichwörtlich gewordene Betrügerei und Sucht zu übervortheilen, die servile Kriecherei vor dem Geldsack, die Charakterlosigkeit, die Speichelleckerei, die Faulheit, die Leidenschaft für Spiel und Putz, die ganze moralische Versunkenheit, von der die Schriften der Touristen aller Völker über Italien so viel zu erzählen wissen, sind freilich nicht aus der Luft gegriffen, sondern der Ausdruck dessen, was dem Besucher überall auf der großen Heerstraße, in den Seehäfen, den Straßen und Kaffeehäusern und selbst den Kirchen der Hauptstädte, so wie in denjenigen gesellschaftlichen Kreisen entgegentritt, mit denen der Fremde meist allein in Berührung kommt. Wer aber Gelegenheit hat, das Volksleben in den mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft in Gegenden kennen zu lernen, die der Ansteckung fern liegen, dem erscheint der Nationalcharakter in einem neuen nnd ungleich günstigeren Lichte. An Leichtsinn uud Oberflächlichkeit fehlt es freilich auch hier nicht; aber mit dem feinen natürlichen Takt und dem angeborenen Sinne des Italieners für das Schöne in Kunst und Leben, mit seiner erstaunlichen Leichtigkeit der Auffassung und seiner großen Bildungsfähigkeit, finden wir hier Offenheit und Redlichkeit, freundliche Gutmüthigkeit und einfache Genügsamkeit des Lebens verbunden, wie man diese Eigenschaften nicht oft in der Welt wieder so vereinigt antrifft. Aber der große Zug der Fremden dringt mehr und mehr in das Innere des Landes und wirkt je länger je mehr demoralisirend auf das Volk, wie wir ja das Gleiche in der Schweiz beobachten, und wie es sich auch in den deutschen Rheingegenden schon längst fühlbar zu machen beginnt.

3. Camaldoli.

Länger als es unsere Absicht gewesen, hatten wir uns durch das Zureden unserer freundlichen Wirthe in Pratovecchio aufhalten lassen, hatten von hier aus das nahe freundliche Stia und die weitläufigen Trümmer des Schlosses Romena besucht, und wanderten endlich am dritten Morgen nach unserer Ankunft, unter der Führung eines jungen Casentinesen, ostwärts dem Hochgebirge zu, in dem sich die altehrwürdigen Klöster von Camaldoli und Alvernia, das eine in tiefversteckter Bergschlucht, das andere auf hochragendem Felsrücken, erheben.

Durch das steinige Bett eines Wildbaches, dessen im Winter oft verwüstende Gewässer unter der Gluth des regenlosen Sommers längst bis auf den letzten Tropfen verdunstet waren, führte unser Weg den nahen Bergen zu. Weingärten und Bauernhäuser, mit Kastanienwald und grasigen Abhängen wechselnd, bedecken ihren Fuß. Eine dürre, nur spärlich mit halbverdorrten Bäumen besetzte Hochebene bezeichnet die erste Terrasse des durch Quer- und Längenthäler mannigfach durchschnittenen Gebirges. Ein Blick nordwärts zeigt uns die Thürme von Romena auf ihrem steil aus dem Flußspiegel emporsteigenden buschbewachsenen Hügel, die den Deutschen unwillkürlich an so manche ähnliche Ruinen im Vaterlande gemahnen. Weithin beherrschen sie das grüne Thalgelände mit seinen Städtchen, Burgen und weißen Bauernhäusern, zwischen denen der schmale Gürtel des Flusses in vielfachen Windungen aufblitzt. Ganz verschieden ist der Anblick, den die Landschaft vor uns, gegen Osten, darbietet. Wilde und öde Abhänge ohne die mindeste Spur von Vegetation, steil und steinig, mit seltsam gestalteten Felskuppen und wüsten Trümmerhalden, von eintönig gelbgrauer Farbe, von tiefen, spaltenartigen Schluchten durchschnitten, senken sich in chaotischer Verwirrung in ein enges, schluchtartiges Thal hinab,

aus dem das Rauschen eines Bergstroms heraufdringt, den die enge Rinne und die hohen Ufer unserem Blicke entziehen. Tief unten liegt ein Dörfchen, grau und farblos wie der Felsen selbst, an den es sich lehnt, kein Baum, kein grünes Wiesenfleckchen weit und breit, nichts als die kahlen wilden Halden zu beiden Seiten. Nicht ohne Mühe und Gefahr folgten wir dem steilen Pfade abwärts, überschritten auf schmalem Stege den rauschenden Bach und betraten die engen Gassen von Moggiona; so hieß das Dörfchen.

Wer in einem Dorfe der Apenninen die Reinlichkeit und die schmucken, zierlichen Holzhäuser unserer Alpen wiederzufinden erwartet, wird sich arg getäuscht finden. Die engen, schmutzigen Gassen, häufig nicht einmal breit genug, um einen Wagen durchzulassen — da Saumthiere hier diesen unbekannten Luxusartikel vertreten — sind dicht mit kleinen, oft in Klumpen zusammengebauten Häusern besetzt. Aus den unbehauenen Kalksteinen der Gebirge und den Kieseln der Flüsse kunstlos aufgemauert, oft sogar scheinbar ohne das sichernde Band des Mörtels, gleichen sie mehr alternden Ruinen der Vorzeit, als den Wohnsitzen lebender Menschen. Die kleinen, sparsamen Fensteröffnungen zeigen nur selten den modernen Luxus der Glasscheiben, und der Rauch, der sich hie und da durch die schlechtgefügten Ziegel des Daches drängt, scheint zu beweisen, daß der Gebrauch des Feuers hier hinreichend selten ist, daß der Erbauer eines gemauerten Weges für den Dampf entrathen zu können glaubte. Vor den Hausthüren, auf der Höhe der Treppe, deren Stufen meistentheils aus einigen mächtigen übereinandergelegten Feldsteinen bestehen, sitzen die Frauen und Kinder unter einem kleinen Vordach, arbeitend und plaudernd. Die Unterhaltung klingt dem Vorübergehenden oft seltsam genug, indem sie nicht selten aus weiter Entfernung durch kurze, in halb singendem, halb schreiendem Tone ausgestoßene Sätze geführt wird, deren Inhalt die Conversirenden mehr durch die Inflexion der Stimme und den Accent zu errathen, als wirklich

wörtlich zu verstehen scheinen; wenigstens bleibt dem auch der Sprache und des Dialektes kundigen Fremden Wort und Sinn meist ein Räthsel.

Der zweistündige nüchterne Marsch und die Anpreisungen unseres hoffnungsvollen Führers bewogen uns, unsere Schritte der einzigen Osterie des Dorfes zuzuwenden, obgleich das schmutzige Ansehen des Hauses und der Blick, den wir durch die offene Thür in das dunkle und dumpfige Innere werfen konnten, wenig Einladendes bot. Die Wirthin, eine muntere rasche Frau von jenen übervollen Formen, wie wir sie im Süden so häufig der ersten Jugendblüthe folgen sehen, empfing uns mit dienstfertiger Neugier: es mochte vielleicht das erste Mal sein, daß die fremde barbarische Sprache unter ihrem Dache ertönte. Brod und frischer Schafkäse, dazu ein Fiasco tintenartigen Weins, scheinbar mehr ein Produkt des Schlehdorns als der Rebe, wurden draußen auf der Freitreppe aufgetischt. Bald kamen auch die Nachbarinnen mit ihren Kindern herbei, neugierig die blonden Bärte und blauen Augen betrachtend und den unbekannten Tönen lauschend. Die Kleinen, oft wahre Engelsköpfchen, mit großen, dunklen, sprechenden Augen, nur das natürliche Weiß und Roth der Wangen mit einer Lage accessorischer Straßentinten überdeckt, wurden bald vertraulich, näherten sich mit etwas Herzklopfen, ein dargebotenes Stück Brod in Empfang zu nehmen, oder gar sich mit den uns umlagernden Hunden, Katzen, Tauben und Hühnern um die Brosamen zu zanken, die zur Erde fielen, und sprangen nach errungenem Siege triumphirend mit ihrer Beute davon.

Die Mittagssonne eines italienischen Hochsommertages brannte mit afrikanischer Gluth auf unsere Scheitel, als wir eine Stunde jenseit des Dörfchens das hölzerne Kreuz erreichten, welches die letzte Höhe vor dem Kloster bezeichnet. Plötzlich, wie durch Zaubermacht, erscheint hier die ganze Landschaft verwandelt. Statt der öden, sterilen Schlucht von Moggiona liegt ein schmales, freundliches Wiesenthal, von

waldigen Bergen umgeben, zu unsern Füßen. Dichte Nadelholzwälder, an ihrem unteren Rande mit Kastanien und Eichen vermischt, erstrecken sich hoch an dem jenseitigen Bergabhange hinauf, bis wo von den Gipfeln des Hochgebirges die grünen Alpenmatten winken. Selbst der Berg, an dessen nackten, verbrannten Flanken wir hinaufgeklommen waren, senkte sich als freundliches Wiesen- und Waldgelände jenseits hinab, wo das Rauschen des Waldbaches, eines der Quellenbäche des Archiano, che nasce sopra l'Ermo in Apennino, (der über der Einsiedelei entspringt im Apennin. Dante, Fegfeuer V.) aus der Thaltiefe heraufscholl. An einer kleinen Kapelle vorüber, wo einst der heilige Romuald die Versuchungen des bösen Feindes wunderbar zu Schanden gemacht haben soll, führt der Weg in das enge, schluchtartige Thal hinab, wo weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung, von mächtigen Bergeshäuptern rings umstarrt, in tiefer Waldeinsamkeit die weitläufigen, altersgrauen Gebäude der Abtei Camaldoli vor uns aufstiegen.

Am Thore empfing uns der Bruder Pförtner mit schlecht verhehlter Neugier und gastlichem Eifer. Es mochten wohl lange keine Fremde aus dem fernen Norden mehr hier gewesen sein; denn Camaldoli liegt nicht wie Vallombrosa nahe an der großen Straße der Touristen; nur selten verirrt sich ein spleenbehafteter Engländer oder ein romantischer Deutscher in diese einsamen, wildschönen Gegenden. Der Pförtner überwies uns dem Padre foreslierajo, der uns mit ausgezeichneter Artigkeit bewillkommte und uns in einen weiten Saal führte, wahrscheinlich das alte Audienzgemach, wo der mächtige Abt von Camaldoli seine Freunde und Untergebenen empfing, oder der einst vielleicht vornehmen Büßern, welche die Last ihrer Sünden in dieser weltfernen und gottnahen Einsamkeit abzuschütteln kamen, eingeräumt werden mochte.

Ein riesiger Tisch aus massivem Eichenholz nahm die Mitte des Saales ein; hohe Lehnstühle, deren altfränkische, schwerfällige Formen noch mehr als ihre verblichenen Polster

auf längst vergangene Jahrhunderte deuteten, standen längs den Wänden gereiht; steinerne Stufen führten zu den hohen und geräumigen Fensterblenden, durch deren kleine, in Blei gefaßte Scheiben nur Himmel und Gebirge sichtbar waren, gleich als habe man selbst in dieser tiefen Einsamkeit den Blick zur Erde für zu verlockend und gefährlich für das Herz der Jünger des Himmels gehalten. Steinerne Sitze, die innerhalb der Nischen aus der Mauer hervorsprangen, gestatteten hinter den schweren Damastvorhängen, ungesehen zu beobachten, was unten im Zimmer vorging. Rings an den Wänden hingen die Bilder der Aebte von Camaldoli, von der Zeit geschwärzt, meist ernste, harte Greisengesichter, von denen mehr als eines der rothe Cardinalshut überschattete.

Nachdem wir der gastfreien Bewirthung der Mönche und der trefflichen Klosterküche die erforderliche Ehre angethan, zogen wir auf gut Glück aus, in dieser terra incognita Entdeckungen zu machen. Aber nicht weit drangen wir in dieser herrlichen Wildniß vor, und schwerlich dürften unsere Kreuz- und Querzüge neues Licht über die Geographie und Naturgeschichte verbreiten. Das Thal schloß sich rasch zur engen, unzugänglichen Schlucht; die mächtigen Tannen reichten sich gleichsam die Hände über den schäumenden Bach; ein gewaltiger Felsblock, wohl in unvordenklicher Zeit von der Höhe der Bergwand durch eines jener Naturereignisse, deren riesige Handschrift das Auge der Jetztwelt mit Schrecken und Ehrfurcht anstaunt, in die Tiefe herabgerissen, sperrte den Weg mit seiner senkrechten, epheuumschlungenen Wand, und zwang das unwillig tosende Gewässer, sich in tiefgehöhlter Felsrinne den schmalen Ausweg zu suchen. Ein elastischer Teppich von weichem Laubmoose (eine seltene Erscheinung in einem italienischen Walde) und duftenden Waldkräutern, die schattigen Hänge bedeckend, bot ein lockend üppiges Lager, und während einer meiner Gefährten, der Maler R. aus Mecklenburg, nach kühnem Sprunge über den Bachrand sich auf die flache Felsinsel zum Mittagsschlaf niederstreckte, der

andere Skizzenbuch und Blei aus der Tasche zog, breitete ich ein riesenhaftes Huflattigblatt über den Stein, der mir zum Kopfkissen diente, und starrte, auf dem Rücken liegend, in die unendliche Tiefe des blauen Himmels, der so wunderlieblich durch das dunkle Grün der Tannenzweige zu mir herunterlächelte. Die reine Luft des Hochgebirges, der dichte Schatten, in dem ich lagerte, und der verdunstende Schaum des murmelnden Baches zu meinen Füßen, milderten die glühende Hitze des Julimittags. Ein tiefer Frieden schien über die ganze Natur ausgegossen, kein Windhauch regte sich in den sonnbestrahlten Zweigen, keines Vogels Stimme ließ ein Liebes- oder Heimathslied ertönen, selbst jenes dumpfe Geräusch, das tausende die Luft durchsummender Insekten verworren zu unseren Ohren tragen, war verstummt; nur das leise Rauschen des Baches unterbrach eintönig die tiefe Stille. War es doch, als ob die ganze Natur Siesta halte und alle ihre Kinder nach den Mühen und der raschen Thätigkeit arbeitvoller Morgenstunden zur Mittagsruhe ermahne; mir schien es gar, als ob die Blumen selbst allmälig ihre Kelche schlössen und, die goldglänzenden Käfer in ihrem Schooße verhüllend, die Köpfe zum Schlummer neigten, als ob der Weih, der hoch oben in der blauen Luft schwebte, mitten im Fluge eingeschlafen sei, und der Bach nur noch im Traume allerlei unverständliches Zeug durcheinander schwatze. Fast wußte ich selbst nicht mehr, ob ich schlafe oder wache. H., der vor mir zeichnend auf dem Steine saß, ward seltsamerweise immer größer und länger, und sein krauser Bart wuchs immer tiefer und tiefer herab, bis die Wellen des Baches mit ihm spielten, und es däuchte mir beinahe, als wäre es der alte Apennin selber, der von seiner luftigen Höhe herabgestiegen sei, um mit väterlicher Sorgfalt Wache zu halten über seine schlafenden Kinder. Und endlich schwatzte der Bach gar nicht mehr, sondern sang ein altes, längst verklungenes Wiegenlied, und alle die Blumen und Gräser und Blätter umher summten im Schlafe den

Refrain dazu, und der riesige Tannenstamm vor mir dehnte und reckte sich, und brummte mit in tiefem Baß, und wischte sich mit den langen grünen Armen die harzigen Thränen der Rührung aus seinem rauhen Gesicht.

Alles schlief, nur die kleinen runden Sonnenfleckchen tanzten einen seltsamen Contretanz auf dem grünen Rasenteppich und sprangen den Blumen und mir selbst wohl gar neckisch über das Gesicht hinüber und herüber. Zuletzt aber sank der alte Apennin selber, vom Schlafe überwältigt, zwischen dem grünen Gezweige und Gestände auf den Rücken, also daß nur noch sein langer Bart herausragte und seltsam hin- und herwackelte wie ein Elsterschwanz. Ich selber schloß die Augen, aber es half nichts; ich sah dennoch, wie all die grünen und bunten Kinder wiedererwachten und sich neugierig über mich herbeugten, dem ungewohnten Fremdling halb lachend, halb erstaunt ins Gesicht schauten und unter einander kicherten und spotteten, und wie jedes etwas auszusetzen fand, als wäre es eine deutsche Mädchengesellschaft beim Theekessel, also daß ich ärgerlich aufstand und wegging, geschwinde, geschwinde, geschwinde, über alle die Berge wegschreitend, als wären es eben Maulwurfshügel, hinaus in die Heimath, wo ich mich unter den Bäumen und Blumen, die die lieben und trauten Gespielen meiner Kindheit waren, hinlagern wollte und gar nichts mehr wissen von diesem höhnischen, falschen wälschen Blumenvolk. Und als ich eben den spitzen Kirchthurm der Vaterstadt über die Bäume herausragen sah, der mir von Weitem schon einen Gruß zunickte, da stand plötzlich der alte Apennin wieder vor mir, der mir nachgelaufen war, als sei ich ein Deserteur, und — „es ist Zeit, daß wir aufbrechen, wenn wir heute noch nach dem Sacro Eremo wollen," rief mir H. ins Ohr.

Ein gewundener Weg, bald steingepflastert, bald von den Tannenwurzeln in allerlei seltsamen Verschlingungen überzogen, führt fast eine Stunde lang den steilen Berghang aufwärts. Je höher hinauf, um so dichter und düsterer wird

der Wald, um so mächtiger die uralten Stämme; die umgebenden Berge, die hie und da durch die kleinen Lichtungen sichtbar werden, erscheinen raubthierähnlich wie mit einem rauhen, starrenden Pelz von Nadelbäumen bedeckt Die Glocken des Klosters hallten, zur Vesper ladend, feierlich durch die Stille, und leicht gekräuselt stieg der Rauch aus den zahlreichen kleinen Schornsteinen „der heiligen Einöde," den vereinigten Einsiedeleien des Sacro Eremo, die auf hervortretender Terrasse am Fuße einer langgestreckten Halde und wenige hundert Fuß unter dem Kamme des Hochgebirges liegen. Eine hohe Ringmauer umgibt in länglichem Viereck zwei Reihen kleiner, niederer Häuschen, aus deren Mitte sich die gemeinsame Kirche erhebt. Auf dem Vorplatz, durch eine Mauer getrennt, liegen die Wohnungen der Laienbrüder und einige Wirthschaftsgebäude. Eine Inschrift am Thor verkündet, daß dieses Heiligthum im Jahr 1046 von dem heil. Romuald, dem Stifter des Camaldulenserordens, gegründet und, später verfallen, im siebzehnten Jahrhundert unter den Auspicien eines beliebigen Großherzogs wieder hergestellt wurde.

Der padre forestierajo, der uns am Thor empfing und umherführte, war ein schöner, noch junger Mann, mit einem Ausdruck von Güte und Wohlwollen in seinem Gesicht und Wesen, gepaart mit dem Gepräge ächter Religiosität und Gottseligkeit, wie ich es in solchem Maße fast nie, weder bei Mönchen, noch bei Weltkindern wieder gefunden habe. In anspruchsloser Weise erzählte er uns auf unsere Bitte manches aus seinem einfachen, entbehrungsvollen Leben. Der Sacro Eremo dient besonders den jüngeren Camaldulensermönchen zum Aufenthalt, die hier eine Prüfungszeit strenger Zucht durchmachen müssen. Fast gänzliche Scheidung von einander, strenges Verbot aller und jeder Fleischspeisen, gehäufte Gebete und Fasten — das sind die Mittel, durch die man das Andenken an die Welt und ihre Lockungen aus den jungen Herzen hinaustreiben will. Er erzählte uns, wie sie

im Winter oft Monate hindurch von allen Menschen und sogar von Camaldoli durch den viele Ellen hohen Schnee abgeschnitten seien, und welche Ueberwindung es anfangs koste, wenn um ein Uhr Morgens die Glocke zur Matutina läute, durch die schneestürmende und sturmheulende Winternacht den Weg zur Kirche zu suchen und in der Glut der Andacht der eisigen Kälte Meister zu werden. Dann zeigte er uns seine Einsiedelei. Sie bestand, gleich denen seiner Gefährten, aus einem kleinen Garten, den er selbst pflegte, aus einem „Empfangsaal," einer Schlafkammer, einem kleinen Studirzimmer und einer Kapelle. Alles war so zu sagen in Miniatur und höchst einfach, aber doch wohnlich und zumal so warm als möglich eingerichtet. Eine kleine Drechselbank dient im Winter zur Körperübung; Bücher und Schriften füllten das „Studio;" über dem Altar der kleinen Kapelle hing die Copie eines Raphael'schen Muttergottesbildes, eine kleine Hausapotheke füllte ein Bücherbrett; in dem weiten Kamin brannten zwei mächtige Buchenscheiter, denn selbst in dieser heißesten Zeit des Jahres dürfen die Bewohner ihr Feuer nicht erlöschen lassen.

Die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt ist ein Werk des siebzehnten Jahrhunderts, im geschmacklosesten Zopfstyl, ohne Schwung und Anmuth, ohne Größe und Zierlichkeit, und mit Bildern gefüllt, wie ich sie schon in der Vorrathskammer meiner seligen Großmama mitten zwischen ihren Pochen und Reifröcken angestaunt hatte, aber mit bedeutend mehr Ehrfurcht damals als jetzt. Die Zelle des heil. Romuald, ein kleines, düsteres und feuchtes Gewölbe, war freilich noch in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten, und von der Macht des Glaubens und der religiösen Begeisterung, von bewundernswerthen Verirrungen und weltbesiegendem Fanatismus, von erhebener Selbstverleugnung, und wie nahe sich oft die höchste Wahrheit und der tiefste Irrthum berühren — von alle dem hätte uns die kleine Zelle wohl viel Lehrreiches

erzählen können, wären wir nur mehr zum Nachdenken, als zum Sehen und Genießen gestimmt gewesen.

In einer Sakristei zeigte uns unser Führer ein schönes altes Bild, nur von der Zeit und Feuchtigkeit gedunkelt und wie mit Rauch überzogen, mit Figuren, aus deren Haltung und Ausdruck ein sanftes, weiches Gemüth und doch auch wieder ein tiefschmerzlicher Zug dem Beschauer entgegen tritt. Keiner von allen Kennern, meinte er, die noch sein Kloster besucht, habe den Meister zu errathen gewußt; manche glaubten aber, es möge wohl der deutschen Schule angehören. Sollte vielleicht ein künstlerisches Gemüth aus unserem Vaterlande nach langer Irrfahrt durch ein Leben voll trauriger Geschicke hier in dem fernen Apennin endlich den letzten Ruhehafen gefunden haben?

Der gute Pater pflückte uns drei frische Rosen in seinem Gärtchen zum Andenken an ihn und den Sacro Eremo und reichte uns noch einen Trunk des weltberühmten, eisigkalten Wassers, für dessen Quelle ein Engländer, wie er uns erzählte, gern 50,000 Pfund gegeben haben würde, hätte er sie nur mitnehmen können. Dann nahmen wir Abschied von dem guten Mönche und erklommen die nahe Halde, die herrlichen Erdbeeren pflückend, die unter dem hohen Adlerfarren die Erde wie mit einem rothen Teppich bedeckten, bis die schon den fernen Horizont berührende Sonne uns zum Rückweg nöthigte. Ihre letzten Strahlen warfen goldige Streiflichter durch die hohen Tannenstämme auf den grünen Rasen; von der Kirche der Einöde drangen die Glockentöne des Ave Maria durch die weiche, von dem aromatischen Geruch des Tannenharzes und der zahllosen Erdbeeren durchduftete Abendluft; vor den Stationskreuzen lagen die Mönche betend auf den Knieen, unbeweglich und Standbildern gleich in ihren langen weißen Talaren und ehrwürdigen Bärten, von den Schimmern des scheidenden Tages wie mit einem Heiligenschein umflossen. Es war eine Scene stillen Friedens, die

doch wieder jene weiche, sehnsüchtige Stimmung im Herzen wach rief, wie sie der alte Meister so herrlich beschreibt:

Era già l'ora che volge il desio
A' naviganti, ed intenerisce 'l cuore,
Il di ch' han detto a' dolci amici addio;
E che il nuovo peregrin d'amore
Punge, se ode squilla da lontano
Che paia 'l giorno pianger che si muore.
Dante, Purgatorio VIII, 1—6.

Unten im Thale herrschte schon tiefe Dämmerung, während das weiße Mondlicht oben auf den Bergen noch mit dem scheidenden Abendroth kämpfte. Man führte uns in das Refektorium, wo wir den Prior des Klosters unser harrend fanden. Eine einzige Oellampe erhellte nur unvollkommen das weite Gemach, dessen dunkelfarbige Decke in unendliche Tiefe zurückzutreten schien, während die alten Aebte an der Wand im flackernden Scheine der Flamme lebendig wurden und seltsam die Züge wechselten. Der Prior ließ sich in einem großen Lehnstuhl nieder und winkte uns mit unnachahmlicher Grandezza und Würde, die selbst einem souveränen Fürstabte des Mittelalters wohl angestanden hätte, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Dann erkundigte er sich mit großer Wißbegierde nach den Dingen dieser Welt: wie es in Frankreich gehe, ob man die gottvergessene Republik noch nicht wieder zum Lande hinausgejagt, ob in Deutschland der Kaiser seine rebellischen Vasallen nach Verdienst gezüchtigt habe, und ob Hoffnung sei, daß er seine Soldaten künftig hübsch pflichtgemäß im Reichslande Italien lassen und selbst hereinkommen werde, Zucht und Ordnung wieder herzustellen und ein strenges Gericht zu halten über die frechen Empörer. Wir hüteten uns wohl, gegen diese mittelalterlich ghibellinische Weltanschauung zu protestiren, sondern bemühten uns im Gegentheil, dem ehrwürdigen Vater die Zeitungsneuigkeiten nach Möglichkeit im Zuschnitt des dreizehnten Jahrhunderts mitzutheilen, bis er, sehr befriedigt und beruhigt

zu hören, daß sich die erwachten Völker inzwischen wieder auf's Ohr gelegt hätten, uns verließ, um uns, wie er sich höflich ausdrückte, statt seiner das Abendessen zuzusenden.

Kaum war unser Mahl beendet, so füllte sich der Saal mit weißen Kutten und langen Bärten. Die Mönche kamen, ein Stündchen mit den fremden Besuchern zu verplaudern, vor allem aber, das ihnen gänzlich unbekannte Instrument, das sie bei uns gesehen hatten, spielen zu hören. Wohl keines der Jahrhunderte, die an diesem Kloster vorübergeschritten, hatte die Klänge einer Cither aus den deutschen Alpen aus den hohen Gemächern hervorschallen hören. Es war ein seltsam malerischer Anblick, wie sich diese Gestalten in den weißen faltigen Gewändern, mit den langen, herabhängenden Bärten, um den Tisch und das Licht drängten, dessen Flamme ihre Gesichter grell aus dem Dunkel hervortreten ließ, Gesichter, die sich bei den süßen fremden Tönen zum Theil wunderbar belebten, als riefen die Klänge einen Wiederhall wach in ihrem Innern, als schlügen die Saiten einen Ton an in ihren der Welt abgestorbenen Herzen, der lange, lange geschwiegen. Was hatte unschuldige, reine Naturfreude, oder gar die bald klagend schwärmerischen, bald neckend fröhlichen, muthwilligen Liebeslaute mit den Mönchen von Camaldoli zu thun! Ich fürchtete immer, der inzwischen wieder eingetretene Prior, dessen strenge Züge, halb verhüllt durch den bis auf den Gürtel herabreichenden schneeweißen Bart, hinter den Brüdern sichtbar wurden, möchte dem nichts ahnenden Musikanten mit einem heiligen Zorneswetter über den Hals fahren und uns sammt und sonders, als Verführer und Verlocker seiner anvertrauten Heerde, mit dem schwarzen Amtsstabe, den er in der Hand trug, bei Nacht und Nebel zum Kloster hinausjagen. Aber selbst sein ernstes Gesicht erheiterte sich unter dem Einfluß der freundlichen Töne, und als die Cither schwieg, schienen mit einem mal alle Zungen gelöst, alle Zurückhaltung vergessen, und lebhaft flog die Rede hinüber und herüber. Zumal ein Mönch mit schönen,

kräftigen Zügen, durch eine gebogene Riesennase vor allen ausgezeichnet, trotz Fasten und Beten die Rosen der Gesundheit auf den vollen Wangen, und im rüstigen Mannesalter, führte das Wort und erzählte uns von seiner Vergangenheit: wie er in der Welt gelebt und an ihren Freuden Theil genommen, ja wie er auch ein Musikfreund und sogar in der Oper gewesen sei — sich zugleich entschuldigend, so gut es ging, daß er in einer so verruchten Stadt wie Livorno geboren worden — und wie leid es ihm thue, hier nie Musik zu hören, da die Ordensregel selbst die Orgel verbiete. Dann berichtete er von seinem Leben als junger Mönch oben in den abgesperrten Zellen des Sacro Eremo, wie der achtmonatliche Winter dort so entsetzlich hart und das Leben gar so schaurig und einsam sei, und wie er trotzdem und trotz den ewigen Fastenspeisen stets dicker und fetter geworden, so daß die guten Väter am Ende geglaubt, er müsse vor lauter Gesundheit krank sein, und die Aerzte deshalb befragt haben.

Als padre segretario und archivario wohl bewandert in den Annalen seines Ordens, erzählte er uns vieles von der Geschichte des Klosters. In frühesten Zeiten eine Lehensherrschaft, ward es durch eine Schenkung des letzten Besitzers, des frommen Grafen Maldulus oder Maldolo, an den heiligen Stifter des Ordens das Eigenthum des letzteren. Das neue Besitzthum aber erhielt aus Dankbarkeit vom heiligen Romuald den Namen seines Freundes und Wohlthäters: Camaldoli, d. i. Campus Malduli. — Ausgezeichnet durch strenge Zucht und Gelehrsamkeit, erwarb sich der neue Orden bald großen Ruf in ganz Italien, doch blieb die Zahl seiner Monasterien stets beschränkt. Die Bewohner des Stammklosters lebten ruhig ihrer Andacht und ihrer Studien, während ihr Eigenthum sich durch fromme Schenkungen ansehnlich mehrte, bis im Jahre 1498 ein venetianisches Heer unter den Befehlen des Herzogs von Urbino von Forli aus über den Apenninenpaß gegen Florenz heranzog und das belagerte und erstürmte Kloster theilweise zerstörte. Seitdem

sah die Abtei nur Pilger und neugierige Reisende in ihren gastlichen Mauern, bis 1808 die Commissäre der neuen Königin von Hetrurien (Elise Bacciocchi) kamen, die Bewohner vertrieben, die Güter confiscirten und die reichen Büchersammlungen sammt den im Laufe der Jahrhunderte zusammengekommenen Kunstwerken fort nach der Hauptstadt schafften. Das Kloster wurde zwar im Jahre 1814 wiederhergestellt, aber Bibliothek und Gemälde blieben verloren.

Es war spät in der Nacht, als die seltsame Versammlung sich trennte und der padre forestierajo uns in unsere hohen und weiten Schlafgemächer führte. Riesige Himmelbetten, aus massiven Balken und Bohlen von Eichenholz gezimmert und mit Schnitzwerk versehen, auf einer hohen Estrade auferbaut, mit reich gestickten, wenn auch längst verblichenen Ueberzügen, mochten wohl schon Gäste beherbergt haben, deren Namen und Stamm seit Jahrhunderten spurlos verschwunden ist. Lange noch umgaukelten mich im halbwachen Traume alle die wechselnden Bilder des vergangenen Tages, bis endlich die erschöpfte Natur die Einbildungskraft gebieterisch zur Ruhe verwies.

In der thauigen Frische des folgenden Morgens wanderten wir wieder aufwärts, dem Gebirgskamm zu. Auf der Tannenhalde oberhalb des Sacro Eremo hatten wir Gelegenheit, die gewaltigen Reste einer jungfräulichen Natur zu bewundern: Bäume, die hier keines Menschen Hand, sondern die unerbittliche Hand der Zeit gefällt hatte, und deren halbverfaulte geborstene Rümpfe aus dem ellenhohen Farrnkraut und Riedgras wie gebrochene Säulenschäfte eines Riesentempels emporragten; Fichtenstämme, deren Jahresringe weit in das Dunkel vergangener Jahrhunderte zurückwiesen, eine letzte gesunkene Vormauer gegen die verheerende Macht der Civilisation, die alles Großartige und Naturwüchsige vernichtend, jetzt auch noch die unberührten Schluchten und Hänge des Apennins zu erstürmen beginnt.

Weiter oben, und bis zur Kammhöhe selbst, bedeckt dichter Buchenwald die Bergzüge. Ein kaum drei Schritt breiter Sattel bezeichnet hier die tiefste Einsenkung des Gebirgsrückens und den Paß, der vom Casentino über Santa Sofia nach Forli und Cesena führt. Da die Bäume jede Aussicht gegen Osten versperrten, folgten wir einem schmalen Fußpfade, der, wie der Rennsteig auf der Höhe des Gebirgskammes fortlaufend, die Wasserscheide zwischen den beiden italienischen Meeren, zunächst zwischen dem Arno und dem Bidente nebst ihren Trabanten bildet. Hie uud da unterbrechen uralte Ahornbäume (Acer pseudoplatanus), stets hohl, von mächtigem Umfang, aber ungefügem Wuchse, oder eine mit Gras und Blumen bedeckte Lichtung die Einförmigkeit des Buchenwaldes. Die Vegetation ist fast genau dieselbe, wie in den pflanzenreichen Bergwäldern des mittleren Deutschlands, nur daß die Bäume des Urwaldes minder regelmäßig, minder schön und schlank gewachsen erscheinen, als die unserer wohlgepflegten Forsten. Der Türkenbund, mit eigenthümlich stark gefleckter und dunkel gefärbter Blüthe, der gelbe Fingerhut (Digitalis ambigua), das Bergvergißmeinnicht, das Weidenröschen (Epilobium montanum und angustifolium), Mercurialis perennis, Paris quadrifolia bedeckten dichtgeschaart den dunkelfarbigen Boden, dessen derbes Grauwackengestein — eine seltene Erscheinung in den mittelitalienischen Gebirgen — ganz unter dem Humus des verwesten Buchenlaubes verborgen liegt. Auch die Physiognomie des Gebirges, die Bildung der Einschnitte und Schluchten, der Kämme und rundlichen Gipfel gleicht hier oben oft täuschend der des Thüringer Waldes; ja selbst die Schmetterlinge, die sich auf den Blumen wiegen, und die Käfer, die über den Weg laufen, sind dieselben hier wie dort.

Ich fing an, mich durch Zaubermacht in die Heimat versetzt zu glauben; aber die Täuschung dauerte nicht lange. Ein höherer Rücken stieg von dem Kamme auf; sein Gipfel, frei von Bäumen, bildete eine grasige Lichtung, den Prato al

soglio, die Thronwiese. Und wahrlich, ein Thron ist es, erhaben über alle andern Königssitze der Halbinsel: ohne Grenzen schweift hier das erstaunte Auge über Gebirge und Thäler, über Ebenen und Meere.

Oestlich senkt sich das Gebirge zu unsern Füßen in zahllosen, wild zerrissenen Schluchten und bald parallelen, bald chaotisch durcheinander geworfenen Ketten der weiten Meeresebene der Adria zu. Steile, steinige und nackte Hänge, meist von röthlicher Farbe und unendlicher Zerklüftung, öde Unkultur und ein gleichsam verbranntes und verdorrtes Aussehen zeichnen hier überall den Nord- und Ostabhang des Apennins aus. Deutlich erscheinen am nordöstlichen Gebirgsrand die Häuser von Forli, wogegen Cesena und das noch fernere Ravenna nur fleckenartig aus dem Sonnennebel auftauchen, der die weite Ebene der Romagna mit einem halbdurchsichtigen Schleier bedeckt. Weiter noch gen Osten erscheint, in mächtigem Bogen sich schwingend, ein breiter glänzender Streifen, das adriatische Meer, bald hell aufblitzend, wenn die Sonne sich auf den Wellen spiegelt, bald wieder mit den Dünsten des Gesichtsrandes zu silberfarbigem Nebel verfließend. Im Süden und Westen senkt sich das Gebirge steil und plötzlich, schon nach wenigen Miglien das tiefeingeschnittene Arnothal erreichend, während sich jenseit desselben die hohe Kette des Pratomagno dem weiter strebenden Blicke entgegenstellt. Links davon ziehen sich die Höhen hin, welche die Ebene von Arezzo umgeben und sich nach dem Val di Chiana und dem thrasymenischen See zu abwärts senken. Ueber die nackten, unfreundlichen Höhen der Consuma und die grünen Abhänge der Vallombrosa streift das Auge, den zackigen Felsgebirgen der apuanischen Alp bei Seravezza und Carrara und dem waldigen Mittelgebirge vorüber, „das Lucca den Pisanern verbirgt,“ nach dem untern Arnothal, nach den Maremmen von Pisa und Livorno, und entdeckt im fernsten Westen, einem Nebelstreifen ähnlich, die schimmernde Horizontallinie des tyrrhenischen Meeres. Nord-

westlich schließen die düstern Massen der nahen Falterona die Aussicht, südöstlich steigt der waldige Rücken der Vernia, einem schlafenden Riesenlöwen vergleichbar, und der hohe Poggio della Zucca auf, an dessen nördlichem Fuße die Quellengewässer der Tiber aus hochgewölbter Grotte wie aus mächtigem Felsenthor hervorbrechen.

Mehr als ein italienischer Dichter hat, wie Ariost, dieses Apenninengipfels und seiner Aussicht gedacht, wenn gleich ihr Fuß nie diese wilden Höhen betrat. Und in der That ist es ein poetischer und erhebender Gedanke, hier auf dem mächtigen „Rückgrat" der Halbinsel stehend, die ganze Breite Italiens mit seinen öden Gebirgen, seinen lieblichen Thälern, seinen früchtebedeckten Hügeln, seinen städtereichen Ebenen mit Einem Blicke zu umfassen, die Wellen zweier Meere sich am Gestade brechen zu sehen, und — mit bewaffnetem Auge — die Masten der Schiffe in den Häfen von Livorno und Ravenna zugleich zu erkennen.

Vor wenigen Jahren noch waren diese Höhen ein ungestörtes Heiligthum jungfräulichen Naturlebens. Selten oder nie mochte sich der Fuß eines neugierigen Wanderers bis hierher verirren, um den erstaunten Blick über die aufgeschlagene Karte von Mittelitalien schweifen zu lassen. Kein Baum war hier durch Menschenhand gefällt worden. Jetzt ist es anders. Der Schlag der Axt hallt im Sommer vom Morgen bis zum Abend an den Bergwänden wieder. In Camaldoli unten und drüben am Nordabhang des Gebirges arbeiten zwei gewaltige Sägen, und schon sieht man in Florenz und weiterhin die Balken, Bohlen und Planken, die Reste dieser mächtigen Könige der Wälder, deren Umfang und Länge die vorübergehenden Bewohner der Hauptstadt mit verwunderten Blicken messen. Die starken weißen Ochsen des Casentino schleifen die mächtigen Balken einzeln die steilen Abhänge hinab nach Pratovecchio,' wo der Oberaufseher dieser Wälder (ein Deutscher, Namens Simoni)

wohnt, denn von fahrbaren Straßen ist hier oben natürlich keine Rede.

Einen fast peinlichen Eindruck macht die todte Stille dieser Wälder, so lange nicht die geräuschvolle Thätigkeit der Menschenhand sie belebt. Von murmelnden Quellen, von rauschenden Wasserfällen, wie sie die höheren Gegenden der Alpen bis zur Schneegrenze beleben, ist in den Apenninen keine Spur. Keines Vogels Gesang, kein Wild, das durch die Büsche schlüpft, unterbricht das tiefe Schweigen. Woher dieser Mangel an vierfüßigen und geflügelten Bewohnern stammt, weiß ich nicht zu erklären. Im Hügellande und in der Ebene mag man ihn der dichten Bevölkerung, der zwei- bis dreitausendjährigen Kultur, der Jagdfreiheit und dem Mangel an Gesetzen zum Schutze auch der nützlichen Thiere zuschreiben. Dort ist kein Bauer, der nicht wenigstens am Sonntag Nachmittag seine Flinte auf die Schulter nähme und, oft von der Liebsten begleitet, die Felder und Gehäge durchstreifte, um mindestens ein paar unglückliche Singvögel, Finken, Hänflinge und Rothkehlchen in die Küche zu liefern.

Kein Wunder also, wenn unten von allen wilden Thieren fast nur Sperlinge und Mäuse übrig geblieben sind. Aber hier oben sind sie doch vor menschlichen Nachstellungen ziemlich sicher, und doch ist der Schlag einer Goldamsel, der Gesang eines Finken oder der Schrei eines Hähers ein Ereigniß in diesen Wäldern. Nur einmal bekam ich, im Schatten einer hohen Stechpalme liegend, einen Steinadler zu Gesicht, der einsam in gewaltigen Kreisen über mir schwebte, und sich endlich auf den nackten Ast einer alten Eiche neben mir niederlassend, seinen mächtigen Schnabel wetzte, während die Sonnenstrahlen auf seinem goldbraunen Gefieder spielten. Kein Hirsch, kein Reh, kein Fuchs, kein vierfüßiges Thier überhaupt, als höchstens ein seltenes dunkelbraunes Eichhörnchen in einem Tannenwipfel, oder eine Haselmaus, die über den Weg huscht und zwischen den Baumwurzeln verschwindet.

Von Schlangen sieht man nur selten die italienische Viper, häufiger windet sich die bunte Ringelschlange durch die hohen Cistusstauden. Das muntere Geschlecht der Eidechsen fehlt ganz hier oben; aber an den sonnigen Hängen der Vorberge ist ihre Zahl Legion, und die smaragdfarbige Haut der großen grünen Eidechse (ramarro) leuchtet in der Sonne wie ein ächter Edelstein, wenn sie blitzschnell von Busch zu Busch fährt:

> Come il ramarro, sotto la gran fersa
> De' dì canicular cangiando siepe,
> Fulgore par, se la via attraversa.
>
> Dante. Inf. XXV, 79—81.

Widerstrebend entschlossen wir uns, dem Plane zu entsagen, die Arnoquellen, die dort drüben in der dunkeln Schlucht, etwa 4000 Fuß über dem Mittelmeere, hervorbrechen, zu besuchen und den Gipfel der Falterona zu ersteigen, „wo dem Apennin der Busen am höchsten schwillt." Hier ist der Mittelpunkt eines gewaltigen Gebirgsknotens, der vier hohe Ketten strahlenartig nach vier verschiedenen Himmelsgegenden entsendet. Das Casentino schließend, verbirgt die Falterona unsern Blicken das freundliche Thal der Sieve, den in ganz Italien wohlbekannten Mugello, den Lieblingslandaufenthalt der Florentiner.

Jeder tüchtige Gebirgswanderer weiß, welch ein eigener Reiz in diesem Erklimmen der erhabensten Gipfel liegt, wo nichts mehr zwischen uns und den Himmel treten kann und alle anderen Berge, unter unsern Horizont herabsinkend, uns umgeben, wie die Sessel der Vasallen den Thron des Herrschers. Die freiragende Spitze verhieß ein vollkommenes Panorama, eine Aussicht, der nur die Schwäche des Auges und die Rundung der Erde Grenzen setzen mochte. Aber schon sank die Sonne westlich und mahnte zur Rückkehr. Ueber weiche, duftige Bergwiesen führte uns ein steilerer und

geraderer Weg zur heiligen Einöde und dem stillen Thale von Camaldoli zurück, dessen gastliche Thore sich uns nochmals öffnen mußten.

---

2. Alvernia.

> Nel crudo sasso, intra Tevere ed Arno,
> Di Cristo prese l'ultimo sigillo,
> Che le sue membra du' anni portarno.
>
> Dante, Paradiso XI, 106—8.

Mit den Worten: „Signore, i somari son pronti" (die Esel sind bereit), steckte der junge Laienbruder, der Kellnerdienste bei uns verrichtet hatte, den Kopf durch die Thür und entriß mich den bunten Phantasiebildern eines romantischen Morgentraumes. Draußen fand ich die Gefährten schon meiner harrend. Der Sorge für das Gepäck, diesem Kreuz und Fluch der Reisenden, waren wir überhoben, aus dem einfachen Grund, weil wir keines hatten. Statt des Betrages einer Wirthshausrechnung ließen wir ein Almosen für die Klosterarmen in die Hand des Fremdenvaters gleiten; noch einen herzlichen Abschiedsgruß von unserem Freunde, dem Padre Segretario, der mit einem wohlbestaubten Fiasco erschien, um uns den coup de l'étrier zu credenzen — der Prior ließ sich durch Amtsgeschäfte entschuldigen — und fort ging es in gemessenem Schritt die südliche Höhe hinan. Oben, wo sich die Straße wendet, warf ich noch einen Blick auf das verlassene Kloster zurück, wie ich es denn überhaupt liebe, auf einem mir theuer oder denkwürdig gewordenen Gegenstande meine Augen vor dem Abschied noch einmal ruhen zu lassen, denn ich habe immer gefunden, daß sich sein Bild, wie wir es im Augenblick der Trennung aufgefaßt, uns mit tieferen und unauslöschlicheren Zügen einprägt, als irgend ein anderes.

Aus der großen Loggia im oberen Geschoß des Klosters schimmerten die weißen Kutten hin und her wandelnder Mönche, und von dem kleinen versteckten Thurme her riefen die Glocken zur Frühmesse. Der tiefe Schatten des Thales, die lautlose Morgenstille, nur von dem Schalle „des heiligen Erzes" unterbrochen, verliehen den altergrauen Mauern und dem niedern Schieferdach ein noch düstereres, feierlicheres Aussehen. Man fühlte sich unwillkürlich von dem Gedanken durchdrungen: wenn je irgendwo, so muß hier der Mensch der Erde und ihren Freuden absterben, um einzig im Geiste und in Gott zu leben. Und doch, wie viele mochten in jenen Mauern sein, die wirklich das Bedürfniß und der Drang nach einem contemplativen Leben hineingetrieben, und die sich darin glücklich und befriedigt fanden, nachdem sie die Freuden der Welt gekostet hatten? Nicht als ob sich die Mönche in den italienischen Klöstern auch nur zum größern Theil unglücklich fühlten; aber das Dasein der meisten fließt in geistlos dumpfer Monotonie und trostloser Gedankenlosigkeit dahin. Die Arbeit ist leicht, ein Gebet lesen und nachsprechen lernen kann jeder, Essen und Trinken ist meist reichlicher und gewählter, als die Worte des Gelübdes, als Lehre und Beispiel der Stifter des Ordens vermuthen lassen möchten. „Das einzige Uebel", sagte mir einst treuherzig ein alter Kapuziner, „ist, daß man jede Nacht um ein Uhr aufstehen muß; daran gewöhnt man sich nie und nimmermehr." Die meisten Klosterbewohner gehören den niedern Ständen an; sie werden häufig schon von Kindheit auf zu ihrem künftigen Beruf erzogen, den man ihnen als eine ehrenvolle Sinecure schon bei Zeiten mit den reizendsten Farben schildert. Was die meisten aufgeben, wenn ihr Haar fällt und ihr Mund das Wort des Gelübdes ausspricht, verlohnt sich kaum der Mühe; zwischem drohendem Elend und sicherer Sorglosigkeit, zwischen Arbeit und Müßiggang wählt wenigstens das Kind des Südens nicht lange. Nur Einzelne sind es, die inneres Bedürfniß, Lebensüberdruß, Unglück und Verbannung, übel

belohnte und verzweifelnde Liebe von der Erde scheidet und dem Himmel weiht. Leichtsinnige Gelübde der Eltern oder die Sühne begangener schwerer Versündigungen werben hier und da den Klöstern neue Bewohner. Leicht erkennt man die meisten unter diesen, sei es an dem bitteren Zug um den Mund, sei es an der finster zusammen gezogenen Stirn, am menschenscheuen Blick der unstäten Augen, an dem gesenkten Haupt, dem hagern Gesicht, den tiefgefurchten Zügen. Was in den Herzen der Einzelnen vorgeht, wer mag es untersuchen? Aber das Leben der Gemeinschaften ist im allgemeinen ruhiger und gewöhnlicher, als zumal der protestantische Bewohner des Nordens, dessen Kopf voll abenteuerlicher Geschichten des Mittelalters steckt, es sich vorstellen mag. Doch dringen von Zeit zu Zeit auch schreckliche markerschütternde Geschichten, Beispiele von Haß und Verfolgung, von tyrannischer Grausamkeit und unsäglichen Leiden durch die dumpfen Steinmauern hinaus ins Freie, gleichsam ernste Mahnworte der Gottheit, daß hier noch eine Wunde zu heilen sei am Leibe der Gegenwart, ehe sich die Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts ihrer vielgerühmten Aufklärung und Sittenmilde zu überheben vermesse.

Jenseit der Kapelle des heiligen Romuald theilt sich die Straße. Rechts führt sie den Berg hinab nach Moggiona, links geht es am Abhang hin in ein Gewirr von vielfach sich durchkreuzenden Schluchten und Höhen, überragt von dem felsigen Hügel, auf dessen Spitze das Dörfchen Seravalle hängt wie ein Adlernest. Der Führer erklärte uns, einen genauen Richtweg nach der Vernia einzuschlagen sei vollkommen unthunlich, und wir mußten uns bald von der Wahrheit seiner Worte überzeugen. Die Hauptkette des Apennins, an dessen Südabhang wir uns befanden, sendet zahlreiche Querjoche aus, die mit scharfen Kämmen und steilen Flanken allmälig bis ins Arnothal hinabsteigen. Diese Seitenketten senden abermals rechts und links neue Zweige aus; ja die Verästelung wiederholt sich zuweilen zum

dritten und vierten Mal, so daß man das ganze Bergsystem nicht uneben mit dem doppelt oder dreifach gefiederten Blatte mancher Mimosen oder Umbellaten vergleichen könnte. Die zahllosen Stücke und Kanten, in welche alle die Thäler und Schluchten und Einsenkungen aller Art das Gebirge zerspalten, machen es nur hoch oben auf dem Kamm oder tief unten im Thal möglich, einen mit der Hauptkette parallelen Weg zu verfolgen. Wir bereuten es bald, nicht den letzteren eingeschlagen zu haben. Unablässig ging es steil auf- und abwärts, bald in tiefen Hohlwegen, an deren Rändern dichtes Gestrüpp von den mannigfaltigsten blattwechselnden und immergrünen Eichenarten wuchs, während weitschattende Kastanien und epheuumrankte Sommereichen oberhalb die Aeste verschränkten, bald wieder in dem steinigen, trockenen Gerinne der Gebirgsbäche, zwischen felsigen Abhängen hin, die nur hie und da mit kümmerlicher Lehmerde bedeckt, keine Spur lebendigen Grüns zeigten. Immer nackter und öder ward der Weg, die letzten Bäume blieben zurück, glühend prallten die Sonnenstrahlen, von keinem schützenden Blättergeflecht mehr aufgehalten, von dem weißen Kalkstaub der breiter werdenden Straße zurück, und wir dankten Gott, als wir tief unten, im Thal des „wilden Archiano"*), in dem Flecken Soci angelangt, uns und unsern Thieren im kühlen Schatten der Rebenlaube im Garten der Osterie etwas Ruhe und Erquickung gewähren konnten. Der Wirth, zugleich Schneider, saß mit seinen Gesellen und Lehrjungen wacker arbeitend auf offener Straße. Seine geringen Vorräthe wurden zwischen den Seinigen, uns, dem Führer, den Eseln und verschiedenen Bettlern, die in malerisch zerrissenen Mänteln und allerhand Variationen von Calabreserhüten umherstanden, so wie einer Schaar wolfshungriger, schmutzig schöner,

---

*) Mi trovò in sulla foce
Archian rubesto . . .

Dante. Purg. V.

halbnackter junger Weltbürger redlich getheilt, während der Rest der Einwohnerschaft von Soci unser Parterre bildete.

Oberhalb Soci geht es von Neuem in die Berge hinein; von Wegen ist hier kaum eine Spur vorhanden, und unser Führer brachte uns nach einiger Zeit vor das Gitterthor einer Villa, wo wir eine halbe Stunde auf unseren Eseln warten mußten, wie die drei heiligen Könige aus dem Morgenlande, als sie der Thorschreiber am Thore von Jerusalem um ihren Paß fragte. Das endliche Resultat war, daß wir, mit Protest zurückgeschickt, uns durch ein Dickicht von Brombeeren, Stechpalmen, Mäusedorn und Laurustinusbüschen einen Weg zu dem Plateau des Berges bahnen mußten, der unsern Mäulern der vielen dort wachsenden Disteln wegen weit besser zu behagen schien, als uns, die wir unter den glühenden Pfeilen, die die Mittagssonne aus einer Höhe von 70 Grad und bei einer Temperatur von 27 Grad R. im Schatten auf uns herabschoß, schweißtriefend schmorten. Dicht vor uns erhob sich die Bergmasse, auf deren breitem Rücken die Vernia thront, aber unbarmherzig hatte die Natur zwischen uns und unserem Ziele das Gebirge durch ein tiefes und wildes Thal gespalten. Unten im Grunde rauschte der Bergstrom Consalone, zwar jetzt flach und wasserarm; doch zeigte das weite, trockengelegte Bett, das mächtige Steingeröll und der Mangel aller Kultur, wie oft der ungestüme Sohn des Gebirges die ganze Thalweite mit seinen trüben Wogen schäumend und brausend erfüllen mag.

„Ora è tutta salita,“*) sagte der Führer, als wir die Furt passirt hatten. Der Berg bildet einen stumpfen, anfangs steilen, allmälig abgeflachten Kegel mit riesiger Basis. Vielgewunden erklimmt ihn die steinige Straße, wie so oft in den Apeninnen, dem Rinnsal der Wildbäche folgend. Die natürliche Vegetation ist ärmlich und hat ein verkrüppeltes, dürres Aussehen. Zwischen den knorrigen, oft schon in der

*) Jetzt geht es nur noch bergaufwärts.

Jugend hohlen Kastanien und den wipfeldürren Eichen wächst nur der steifblättrige Mäusedorn mit den rothen Beeren, Faulbaum- und Steineichengebüsch, mit Brombeerenranken, krautartiger Haide und mächtig hohen Büschen des Ginsters vermischt, durchwoben von den rothen Blumen einer schönen Vicia und den weißen Blüthentrauben der Clematis. Weiße Bauernhäuser, von eingehegten Weinpflanzungen und Gärten umgeben, wurden hie und da an den Abhängen sichtbar. Eines derselben, an dem unser Weg dicht vorbeiführte, sah gar so lockend aus einem Kranze dunkel saftgrüner Feigenbäume, aus Lorbeergebüschen und Rebengeflecht hervor, daß ich unwillkürlich den Zaum meines Braunen anzog, meinen Gefährten einen bedeutsamen Blick zuwerfend. Der Contadino, der mit seiner Familie im Schatten einer Art roher Veranda das Mittagsmahl verzehrte, übersetzte meine Gedanken in Worte, indem er uns freundlich einlud, abzusteigen und uns mit einem kühlen Trunke zu erquicken. Bald saßen wir in eifrigem Gespräch mit ihm auf der rauhen Steinbank, während die rasche Bäuerin uns einen mächtigen Humpen selbsterzeugten Weißweins kredenzte, den jedoch nur unser glühender Durst durch den widerstrebenden Gaumen hinabzwingen konnte, dermaßen verrieth der mangelnde Zuckerstoff die Nähe des Hochgebirges, an dessen Abhang die Traube geboren war. Nie hat mich irgend ein Wein in Italien wie dieser an das Gewächs: „sieht aus wie Wein," der thüringischen Berge erinnert, wie wir es mit den „Jen'schen Philistern" beim Frühstück in der „Lügenbude" zu trinken pflegten. Damals freilich waren wir noch nicht verwöhnt. Lichtenhainer Bier und Jenaischer Krätzer — o Stand paradiesischer Unschuld des Gaumens, du kehrst nicht wieder!

Wir brachen auf, ein kleines Geldstück in den Händen unseres freundlichen Wirthes zurücklassend, das der italienische Bauer, auch der gastfreieste, nie verschmäht. Nach einem halbstündigen Ritt kamen wir aus dem Walde heraus, der Berg verflachte sich zum mälig ansteigenden kahlen und dürren

Plateau. Rauhe Kalksteintrümmer bedecken den von der Sommerhitze aufgerissenen Boden, mächtige abgeplattete Blöcke, bald einzeln, bald klippenartig aufeinandergethürmt, scheinen einst durch Wassergewalt von der Höhe herabgewälzt. Hie und da fließt ein spärliches Bergwasser in tiefgespaltenem Gerinne. Weiter oben, wo der sanft geneigte Bergrücken endlich zur wirklichen Hochebene wird, bilden dergleichen Gewässer, stagnirend, kurze Strecken sumpfiger Wiesen, von dichtem Riedgras bedeckt. Aus diesen Morästen steigen inselartig weißgraue Kalkklippen. Oberhalb derselben erhebt sich, ein riesiges Felsgebild, die eigentliche Vernia (oder Alvernia) aus der weitgedehnten Bergebene. Wunderbar überraschte uns ihr erster Anblick, nachdem der vorliegende Berg, der ihr mächtiges Fußgestell bildet, sie uns stundenlang entzogen hatte. Kolossale Sandsteinmassen, die Seiten nackt, der Rücken mit dichtem dunklem Hochwald bedeckt, erheben sich bis 800 Fuß hoch kammartig über dem höchsten Punkte des Kalkgebirges empor. Ihr Absturz nach unserer Seite, nach Westen hin, ist fast lothrecht, ebenso nach Norden und Osten nur von Süden her steigt der Felsen, einen schmalen Rücken bildend, allmälig, von Einsenkungen unterbrochen, bis zu dem schmalen Grat empor, der an der Nordwestspitze dem Menschenfuße keinen hinlänglichen Raum mehr bietet. Die senkrechten Felsen über der flachen Berghöhe, über der dürren Hochebene die dichten, dunkelgrünen Massen des Hochwaldes, die sich scharf und wunderbar von dem strahlend blauen Hintergrunde des Mittagshimmels abhoben, machen einen mächtigen, ergreifenden Eindruck, und schwerlich wird irgend Einem, der die Vernia von hier aus gesehen, ihr Bild jemals aus dem Gedächtnisse entschwinden. Auf einem Dritttheil der Höhe erhebt sich, am südwestlichen Abhang, die Mauer eines Gebäudes mit schießschartenähnlichen Fenstern; sie scheint gleichsam mit den Felsen, die sie rings einfassen, zu einem Ganzen verwachsen. Es ist der älteste Theil des Klosters, vom heiligen Franz von Assisi erbaut.

Am Fuße der Felsen liegen mehrere Häuser und Hütten der Klosterbauern. Einige mächtige alte Ahornbäume (Acer pseudoplalanus) vertreten die Stelle der Weinreben und Feigen, die hier in einer Meereshöhe von 3500 Fuß nicht mehr gedeihen mögen. Die im Sommer ununterbrochen nach Alvernia wallfahrende Schaar der frommen Pilgrime und schaulustigen Reisenden hatte sogar eine Art von Osteria ins Leben gerufen, in Toscana an solcher Stelle etwas Seltenes. Während wir in den Gebirgen Deutschlands und der Schweiz es uns gefallen lassen müssen, in der wildesten Oede, im Grunde einer schaurigen Schlucht oder hoch oben auf dem eisigen Joche einen wohlversehenen und höchst comfortabeln Gasthof anzutreffen, so fehlt es hier selbst an den besuchtesten Punkten an jeder Art von Erquickung und Vorsorge, die nicht etwa Mutter Natur von selbst getroffen. Darin mangelt es dem Toscaner an allem und jedem Spekulationsgeist. Selbst an den besuchtesten Promenaden in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt suchst du vergebens nach Kaffeehäusern, Conditoreien, Zelten und Waffel- oder Wurstlbuden: ein unglaublicher Zustand der Barbarei, an den sich ein Deutscher nimmermehr gewöhnt, komme er nun vom Wiener Prater oder vom Berliner Thiergarten, von der Münchener Mentterschwaig oder vom Kölner Baienhaus her.

Hinter den Häusern verändert sich die Scene. Fels und Hochwald winken lockend dem sonnedurchglühten Wanderer; aber der gewundene Weg, der großentheils in den lebendigen Fels gesprengt worden, ist breit genug, um den Strahlen, die von den senkrechten Wänden mit verdoppelter Gluth zurückprallen, den Eingang zu verstatten. Dicht über unserem Haupte winken die dunklen Tannen mit dem schwellenden Moosteppich in ihrem kühligen Schatten, eine wahre Tantalusqual. Ein mächtiger Felsblock scheint im Begriff sein Gleichgewicht zu verlieren und auf uns herabzustürzen; nur auf einem Punkte berührt er noch seine Unterlage, aber er ruht so seit Jahrtausenden und wird ruhen, bis etwa ein

mächtiges Erdbeben, oder wie Al. von Humboldt sagen würde, eine Falte, die die Erdrinde in diesen Breiten schlägt, ihn verderbenbringend auf die Straße unten hinabschleudert. Ich gedachte der Externsteine im Teutoburger Walde, wo ich als Kind so oft mit halb schaudserndem Erstaunen zu einem hoch über mir hängenden Felsstück emporgeblickt hatte, das nur die eisernen Klammern abhielten, den vorüberziehenden Wanderer zu zerschmettern.

Unsere müden Thiere hielten an der niedern gewölbten Pforte, und wir traten in einen weiten, gepflasterten Hof, den von zwei Seiten die Klostergebäude, von einer Vorhalle eingefaßt, von den beiden andern hohe Mauern umgeben. Darüber hinaus ist nichts sichtbar als der blaue Himmel und die grünen Spitzen des Waldes. Ein massives Steinkreuz erhebt sich am einen Ende des Hofes, daneben das zierliche Dach eines tiefen Brunnens, dessen Wasser nie die Temperatur verändert. Unter der Halle laden steinerne Bänke zum Ruhen ein. Von einer derselben erhob sich ein Individuum von so entschieden verdächtigem Aussehen, daß eine gute deutsche Polizei sofort und ohne Weiteres darauf gefahndet haben würde. Ein dicker schwarzer Bart wuchs buschig gleichsam aus dem schmutzigbraunen Gesichte heraus, die großen dunkeln Augen funkelten unstät rollend in ihren Höhlen und musterten uns mit einem Kennerblick von oben bis unten. Es war, wie sich auswies, eine Art Mittelding von Cicerone und Bettler, im Nothfall auch Kammerdiener, Stiefelputzer und Botenläufer. Hatte er Hunger und konnte er Geld verdienen, so benutzte er die Gelegenheit; zeigte sich keine — denn das Suchen war nicht seine Sache, — so bettelte er die Fremden an, und öfter noch lag er behaglich auf einer der Steinbänke ausgestreckt, in jenem süßen „Allegliederloslassen,“ das der Italiener dolce far niente nennt, und worüber der Nordländer im Süden meist gar bald zu spotten aufhört.

Wir fragten dieses liebenswürdige Specimen südlicher Nationaltypen nach dem Padre forestierajo. „Die ehrwürdigen Väter singen die Hora,“ sagte er; „sie kommen erst vom Essen, und nachher kommt die Siesta, da lassen sie sich auch nicht gern stören. Alle Fremden kommen vor dem Mittagessen.“

In der That machte der Mönch, den unser neuer Bekannter, nachdem die Glocke verkündigt, daß die Hora zu Ende sei, auf unsere Bitte herbeiholte, ein hinlänglich verdrießliches Gesicht, als wir ihm unsere Absicht kund gaben, uns für heute und morgen in seinem Kloster einzuquartieren. Es war eine kleine, häßliche Figur mit platten, nichtssagenden Zügen, grauen, tiefliegenden Augen und einem Kranze von brandrothen, kurzen Haaren um seine Tonsur, kurz, ein wahres Gegenstück zu unserem Phönix vom Sacro Eremo. Ohne ein Wort zu erwidern, führte er uns in den Speisesaal, ein hohes, rauchgeschwärztes Gemach mit kahlen, schmutzigen Wänden, dessen Geräthe in einem langen Tisch von Tannenholz und einem Dutzend rohgearbeiteter Stühle bestand. In dem ungeheuern Kamin brannte oder kohlte vielmehr das vordere Ende eines mächtigen Buchenastes, dessen größerer Theil außerhalb auf dem Boden des Zimmers ruhte. Der Padre entschuldigte sich, daß er uns nichts Besseres vorsetzen könne, als die Reste des einfachen Mittagsmahls im Refektorium; doch konnte ich bei den aufgetragenen Speisen den Verdacht nicht unterdrücken, daß die frommen Mönche der Vernia sich auf Kosten der Geschmacks- und Verdauungsorgane ihrer Gäste in den Geruch der Heiligkeit bringen wollten. Der Wein zumal schien mehr der Schattenseite von Grüneberg, als den sonnigen Hügeln Toscana's entsprossen; wenn der heilige Franciscus von demselben gewöhnlich getrunken, so habe ich allen Respekt vor seinen Kasteiungen.

Das Franciskanerkloster der Alvernia oder Vernia ist ein uraltes Gebäude, dessen früheste Theile dem Stifter des Ordens selbst ihr Dasein verdanken. Orlando, Herr von

Chiusi im Casentino, schenkte seinem Freund Franz von Assisi auf dessen Bitten den unwirthbaren Felsen. Nachdem der Heilige einige Zeit in den natürlichen Grotten und Schluchten des Gesteins gelebt, erbaute er sich eine rohe Einsiedelei, die mit dem von seinen Nachfolgern errichteten Kloster durch unterirdische Gänge in Verbindung steht. Da das Ganze zwischen Wald und Fels eingezwängt liegt, ist es unmöglich, es irgendwo zu überschauen und einen befriedigenden Totaleindruck davon zu erhalten.

Die Zellen der Mönche befinden sich, wie gewöhnlich, im obern Stock; ein zweites Geschoß ist bei den italienischen Klöstern fast nie vorhanden. Die Kreuzgänge öffnen sich zum Theil in Bogenhallen nach den innern Höfen, theils durchschneiden sie das Gebäude als lange, schmale Corridore. Ihre Zahl ist so groß, alle sind sich so gleich, daß der Unkundige sich leicht verirrt nnd nur nach langem Suchen die Thür des Fremdensaals, an dem Bildchen des heiligen Antonius darüber kenntlich, wieder findet. Fast über jeder Zellenthür findet sich eine Legende im gröbsten Holzschnitt dargestellt, ein Bibelspruch oder ein Citat aus den Kirchenvätern darunter. An 120 Mönche bevölkern das Kloster, und doch standen noch viele der kleinen, kahlen Zellen leer. Eine roh gearbeitete Bettstelle ohne Leintücher, mit bloßem Strohsack, ein Betschemel, ein Stuhl, ein Crucifix mit dem kleinen Weihkessel, hie und da ein Heiligenbild in schlechtem Kupferstich, das war das ganze Mobiliar. Die kleinen hohen Fenster waren meist zum Ueberfluß vergittert. An den Zellen vorübergehend, hörte man hie und da ein leises Gebet oder den einförmigen Gesang eines geistlichen Liedes aus einer halboffenen Thür dringen. Aus der Tiefe eines düstern Ganges tönten, unterbrochen von halb unterdrückten Schmerzenslauten, die Schläge der Geißel, die auf die nackten Schultern eines Mönches niederfiel. War es wirklich Askese, was den Unglücklichen zu dieser Selbstpeinigung trieb? war es etwa gar sündiges Streben, in den Geruch der Heiligkeit zu kommen

und besondere Verehrung zu genießen? oder war es vielleicht eine grausame Züchtigung für irgend eine Ueberschreitung der strengen Klosterregel, der sich ein junges Herz noch nicht hatte fügen lernen? Wir wagten es nicht, einen der Mönche zu fragen, die von Zeit zu Zeit in ihrer rauhen Kutte, mit dem Strick umgürtet, die Kapuze von dem kahlen Kopf zurückgeschlagen, mit den sandalenbekleideten Füßen fast unhörbar an uns vorüber glitten. Ihr stummer, ernster Gruß, ohne neugierigen Seitenblick, ohne Aufenthalt, ließ erkennen, daß hier eine strengere Zucht gehandhabt wurde, als in den Klöstern der Städte und der Ebene. Das Ganze machte bei dem trüben Dämmerlichte, welches mühsam durch die sparsamen, mit Spinnengewebe dicht überzogenen Fensterscheiben hereinbrach, einen melancholischen, ich möchte fast sagen unheimlichen Eindruck. Es wurde uns dabei enge um die Brust, wir eilten ins Freie.

Im Außenhofe fanden wir einen wohlaussehenden Mann in der Tracht des Weltpriesters; er bot uns einen freundlichen Gruß, wir blieben stehen und ließen uns in ein Gespräch mit ihm ein. Ganz natürlich richtete ich die Frage an ihn, ob auch er sich, wie wir, zum Besuch hier oben befinde, oder ob ihn — wie das noch oft geschieht, — ein Gelübde hergeführt habe. Er wurde dunkelroth, schlug verlegen die Augen nieder, murmelte einige unverständliche Worte und empfahl sich mit einem hastigen „buona passeggiata, Signori.“ Später erfuhren wir, daß er vom Erzbischof Minucci von Florenz auf mehrere Jahre hieher exilirt sei, zur Strafe dafür, daß er sich auf eine für einen katholischen Priester ungeziemende Weise an den revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 betheiligt habe. Ueberhaupt dient die Vernia als Verbannungsort für unbotmäßige Priester, denen die Mutterkirche den Skandal einer öffentlichen Verdammung, der auf sie selbst zum Theil zurückfallen würde, ersparen will. Da es den Verbannten gestattet ist, auf dem ganzen Berge

umherzuwandeln, so ist diese Strafe die mildeste und für dergleichen Verirrungen passendste, die man sich denken kann.

Fast stieg in mir der Wunsch auf, auch einmal so bestraft zu werden, als wir den schmalen Fußpfad verfolgten, der uns in die Tiefe des Waldes führte. Aus den heißen und dürren Geländen des Südens tritt man plötzlich unter die ernsten und kühlen Schatten des Nordens. Nur ist hier Alles üppiger, die Formen entwickelter, riesenhafter. Nirgendswo, weder in Deutschland noch in Italien, sah ich Buchen und Tannen mit so kolossalen Stämmen, von so reicher Belaubung. Kein Sonnenstrahl drang durch das grüne Schirmdach; nur zur Linken sah man zwischen den Säulenschäften der Bäume das ferne Arnothal im hellsten Sonnenlichte glänzen. Eine dichte Kräuterdecke verbarg den dunkelfarbigen Boden, durch Ueppigkeit des Wuchses und Identität der Arten an die Flora unserer waldigen Basaltberge erinnernd.

Hie und da ist der mälig aufsteigende Bergkamm so schmal, daß er kaum dem Fuße Platz zu fassen verstattet. An einer solchen Stelle hat sich ein Theil der kolossalen Felsmasse, die den Wald auf ihrem Rücken trägt, von dem Ganzen losgerissen. Mächtige Spalten, in deren dunkler Tiefe sich das Auge verliert, ohne den Grund zu ermessen, trennen den gleichsam viereckig zugehauenen Block von den umgebenden Felswänden. Aber mit der Wurzel ist er noch festgewachsen tief im Grunde und trotzt so seit Jahrtausenden der ohnmächtig gegen ihn anstürmenden Windsbraut. Auf seinem flachen Haupte flattert das grüne Haar des Waldes.

Aehnliche Scenen von wilder Großartigkeit boten sich uns noch öfters, bis wir am äußersten Nordende des Kammes den hohen Gipfel erreichten. Leider verschließen hier die Bäume den freien Blick nach Osten in das Thal der jungen Tiber hinab und jenseits auf die Hauptkette der Apenninen, aus denen die Vernia wie ein sich hoch aufthürmendes

Vorgebirge herausspringt. An einer Stelle, nach Westen hin, läuft der Kamm in einen so scharfen Grat aus, daß selbst die Gemse dort vergebens Raum für ihre Füße suchen würde. Die flachen Grauwackerschiefer kehren ihre scharfe Seite nach oben. Ich weilte hier einen Augenblick, mich mit den Händen anhängend, aber nirgends, selbst nicht an dem berüchtigten Lungarno von Florenz, habe ich einen so furchtbaren Sonnenbrand empfunden; fünf Minuten hier verweilt, und ein Sonnenstich wäre unvermeidlich.

Ich fand meine Gefährten im Schatten einer kleinen Kapelle gelagert, die auf dem äußersten Vorsprung des Gipfels nach Norden hin erbaut ist. Hier stürzt die Felswand nach drei Seiten zugleich ab, aber nur nach Westen ist der Absturz vollkommen senkrecht. Mit Schaudern blickt man hier in die Tiefe; kein Vorsprung hindert das Auge, um gerade unter sich mindestens 800 Fuß tief bis an den Fuß der Felsen zu dringen. Die Höhe, auf der wir standen, la penna della Vernia, auch wohl von den Klosterbewohnern geradezu l'Apennino genannt, liegt etwa 4500 Fuß über dem Mittelmeer.

Die Aussicht, obgleich ausgedehnt und reich an Wechsel, blieb doch hinter meinen durch übertriebene Schilderungen hoch gespannten Erwartungen zurück. Nach allen Seiten hemmen gleich hohe und höhere Gebirge in der Entfernung weniger Stunden den Blick. Dabei fehlt ein großer Wasserspiegel; der Arno ist zu klein und zu entfernt, um irgend eine Wirkung hervorzubringen. Südlich und östlich verbergen die dichtbelaubten Buchen das nahe Tiberthal und die toscanische Grenzstadt San Sepolcro. Da, wo im Osten die Aussicht wieder frei wird, erscheinen zwei wunderbar gestaltete Felsmassen, gewaltigen Citadellen vergleichbar, am äußersten Horizont. Es sind die hohen Sassi di Simone, die Grenzwächter der toscanischen Romagna, unweit der kleinen Bergrepublik von San Marino. Aehnlich dem König- und Lilienstein erheben sie sich senkrecht, oben eine weite, söhlige Fläche bildend; aber nicht wie jene aus tiefem Flußthal, son-

dern vom Kamme der Apenninen, der sich hier zur Hochebene verflacht, um neuerdings in mehrere parallele Ketten auseinanderzutreten, steigen die Simonsfelsen auf. Zwei parallele Hügelketten verbergen uns den ersten Jugendlauf des „biondo Tevere,“ dessen Quellengegend im Nordwesten der Fumajoloberg bezeichnet.

Tritt man einen Schritt von dem westlichen Rande zurück, so daß das Casentino dem Auge verschwindet, dann erscheint das ganze Bild wild und öde; nirgends eine Spur von Anbau; die Gebirge selbst tragen einen chaotischen, wüsten Charakter, dem es im Allgemeinen an aller Großartigkeit und Kühnheit der Formen, wie an aller Schönheit und Ruhe der Linien mangelt. So verleugnet sich der Charakter des toscanischen Apennins, selbst hier von seinem Glanzpunkte aus betrachtet, keineswegs.

Tiefe Stille herrschte auf dem hohen Gipfel. Ueber uns zog ein großer Raubvogel, im dunkelblauen Luftocean schwimmend, seine weiten Kreise, höher und höher nach der Sonne aufsteigend, bis er endlich, ein ferner Punkt, in dem blendenden Lichtglanz gleichsam zerschmolz. Das war aber auch, wenige Insekten abgerechnet, das einzig lebende Wesen, das wir in dieser schönen Einöde erblickten. Keines Vogels Lockton, kein Rauschen einer fernen Quelle, kein Flüstern des Windes im Buchenlaub unterbrach das hehre Schweigen. Was aber die Natur versagte, ersetzte die Kunst. R's. Zitherklänge belebten die Waldeinsamkeit, und wenn die Noten des kerndeutschen Liedes, das wir dazu aus voller Kehle sangen, die zarten Nerven des Kunstfreundes oft schmerzlich würden haben zucken lassen, so schallten sie doch munter und kräftig durch die erhabenen Hallen des Waldes und tönten in rollendem, wogendem Echo von den hohen Felswänden wieder.

Die untergehende Sonne umsäumte die tief dunkelblauen Gebirge im Westen mit goldfunkelndem Rande, während die östlichen Berge in jenen mannigfachen violetten Schattirungen glänzten, um derentwillen die Ufer des Genfersees so berühmt

sind, als wir endlich den Rückweg zum Kloster antraten. Im Wald ging die Dämmerung schon in nächtliches Dunkel über; unser Weg, den wir zuweilen mit den Händen suchen mußten, war beschwerlich und nicht ohne Gefahr. Vor dem Kloster kam uns schon ein Mönch entgegen, der uns gesucht hatte. „Sie können von Glück sagen, daß Sie nicht nöthig haben, ein Nachtlager zwischen den Felsen zu suchen. Schon sollte, wie es die Regel will, nach dem Ave Maria das Thor geschlossen werden, als sich der Padre Forestierajo zur rechten Zeit erinnerte, daß Sie noch draußen wären. Wo in aller Welt haben Sie gesteckt?“ Wir entschuldigten uns nach Kräften mit den verlockenden Naturschönheiten; der gute Bruder aber sah uns mit einem ungläubigen Lächeln an; ihm wollte es nicht in den Kopf, daß man Bett und Abendessen riskiren könne, um auf die Penna hinaufzuklimmen.

Oben im Refektorium fanden wir zahlreiche Gesellschaft. Da war zunächst ein römischer Marquis aus Cesena, ein geschmeidiges, gefälliges Männchen, das seinen Mantel hübsch nach dem Winde zu drehen wußte, in Rom unter der weiland Mazzinischen Herrschaft den Republikaner gespielt hatte und seit der Rückkehr des Papstes die loyalste Unterthanentreue gegen Se. Heiligkeit zur Schau trug. In seiner Begleitung befand sich ein junger rothhaariger Mann aus Comacchio, der entsetzlich romagnolisch sprach und ungefähr so aussah, wie ich mir den kleinen Töffel denke, und ein Priester, der als Typus eines italienischen Landgeistlichen gelten konnte: einfach, kräftig und fast bäurisch derb in seiner Ausdrucksweise, ein großer Liebhaber des Rebensaftes, mager und sonnverbraunt. Seine Diöcese, hoch oben am Abhange der Apenninkette, umfaßte 43 Quadratmiglien ($2\frac{1}{2}$ geogr. □ Meilen) und zählte doch nur 350 Einwohner. „Sieben bis acht Monate,“ sagte er, „dauert dort oben der Winter, und mehr als einmal bin ich in Lebensgefahr gewesen, wenn ich in der stürmischen, eisigen Nacht durch die unwirthbaren Schluchten einem Kranken die Sterbsakramente brachte. Schon achtzehn

Jahre verwalte ich mein schweres Amt, und doch habe ich noch keine Aussicht, versetzt zu werden, denn es fehlt mir leider an mächtigen Protektoren bei dem Bischof und dem Kardinallegaten."

Das glatte Gesicht, die wohlgerundeten Formen und das feine Tuch der Soutane bewiesen, daß der Canonicus aus Perugia, der dem Landpfarrer gegenüber saß, weder das ärmliche Leben, noch die Beschwerlichkeiten des Seelsorgeramtes mit diesem gemein hatte. Er behandelte seinen demüthigen Collegen mit der unverschämten Nonchalance, die der begünstigte Parasit so gern dem schutzlosen und bescheidenen Verdienst gegenüber annimmt. Er besaß nichts von jenen feinen und taktvollen Manieren, die fast allen am römischen Hofe erzogenen Priestern eigen sind. Im Centrum der katholischen Christenheit werden noch immer die trefflichsten Diplomaten gebildet, wobei denn freilich die Vorbereitung für die Seelsorge und das Hirtenamt zuweilen ein wenig zu kurz kommt.

Der Prior von Alvernia, ein alter Mann mit finstern, wenig einnehmenden Zügen, leistete dem Römer Gesellschaft. Bei dem Abendessen kam die Rede bald auf das damals unvermeidliche Thema der Politik. Ich hatte unterwegs schon mehrmals Gelegenheit gehabt, die crasse Unwissenheit der Klosterherren zu bewundern, und daß es bei einem Priester des Kirchenstaates eben nicht besser bestellt sein mochte, konnte ich mir denken. Beide, Rom und seine Priester, säculäre wie reguläre, kämpfen für ihr Leben. Das fühlt sich überall durch in der verzweifelten Erbitterung, mit der sie in Bezug auf die politischen Wirren der Neuzeit reden und handeln, und in der plötzlich weggeworfenen Maske des Liberalismus, die sie 1846 und 1847 mit schwerem Herzen angelegt. Selbst die unwissenden Mönche, denen die Politik bis auf den Namen fremd ist, empfinden, daß es sich dabei für sie um Sein und Nichtsein handelt. Der Prior und der Peruginer über-

boten sich in codinesken*) Herzensergießungen; doch ließ der letztere den ersteren weit hinter sich. Die Oesterreicher, die der Franciskaner in den Himmel erhob, seien auch schon etwas von dem Gifte des Zeitgeistes, resp. Satans, angesteckt. Und nun Piemont — diese peste del Piemonte, gegen das von Rechtswegen ein neuer Kreuzzug gepredigt werden müßte! Und doch war damals noch keine Rede von Graf Siccardi's Gesetzen. In einen Streit mit ihnen sich einzulassen, dazu war der Boden hier entschieden zu ungünstig; wir ließen also die Ehrenmänner ungestört ihrem vollen Herzen Luft machen.

Nach dem Abendessen mußte R. wieder die Cither zur Hand nehmen. Ob die guten Mönche den Spott wohl merkten, als er die muntern Töne eines leichtfertigen Schnaderhüpfl's durch die ehrwürdige Versammlung springen ließ? Schwerlich; bald wenigstens war das Zimmer gedrängt voll von braunkuttigen, kahlhäuptigen Gästen, die des Zuhörens nicht müde wurden. Meist waren es platte, nichtssagende Gesichter, deren grobe und gemeine Züge verriethen, daß sie den untersten Ständen angehört hatten. Nur ein Einziger, ein Mann, der kaum den Höhepunkt des Lebens erreicht hatte, trug in seinen edlen und schönen, scharfgeschnittenen Zügen den Ausdruck eines tiefen und herben Schmerzes, den noch keine Ergebung gesänftigt, kein Leben in Gott versöhnt hatte. Aus den dunkel glühenden Augen blitzte bei den Tönen der Cither mehr als einmal ein Strahl auflodernder Leidenschaft, die bleichen, eingefallenen Wangen röthend; ein bitteres Lächeln umspielte die zusammengekniffenen Lippen, und seine Hand preßte krampfhaft die Lehne des Stuhls, auf den sein Arm sich stützte. Vergebens erkundigte ich mich später nach ihm und seinem Schicksal bei dem Padre Forestierajo; er wußte nichts von ihm oder wollte nichts wissen. Sein

---

*) Bekanntlich der in Italien seit 1847 beliebte Ausdruck für reactionär, von codino, Zopf.

Bild begleitete mich in meine nächtlichen Träume, und oft noch weilten seitdem meine Gedanken unwillkürlich bei dem jungen Franciskaner, den ein feindliches Schicksal oder ein früh zerstörtes Lebensglück auf die Felsen der Vernia getrieben.

„Signori, vengano a vedere i luoghi santi," mit diesen Worten trat unser Pater am folgenden Morgen ins Frühstückzimmer. Unten im Hofe fanden wir bereits eine ziemlich zahlreiche Versammlung unser harrend. Außer unserer Gesellschaft vom Abend zuvor waren mehrere Landleute aus der Umgegend gekommen, die durch den Besuch der heiligen Orte ihre Sünden abzubüßen gedachten. Ein junger Mönch ging voran mit dem mächtigen Schlüsselbund. Die luoghi santi sind eine Reihe von Felsgemächern, unterirdischen Kapellen, Grotten und Steinklüften, einst die Wohnung des heiligen Franz von Assisi, als er, von seiner frommen Weltreise zurückkehrend, mit Gott allein zu sein verlangte.

Schwerlich möchte selbst ein Anachoret der Thebais einen Ort finden, der besser als dieser zur Kasteiung des Fleisches und Austreibung der Weltlust geeignet wäre. Tiefe Spalten und Grüfte, rings von chaotisch über einander geschichteten, wie von Gigantenhand aufgethürmten Felsmassen eingeschlossen, so daß kaum eine Handbreit blauen Himmels zwischen den oben zusammen geneigten Wänden hindurch sichtbar wird; finstere, niedere Höhlen, in deren feuchtem Moder nur die Kröte, der Gekko und der Skorpion hausen mögen; dann wieder vorspringende Steinplatten, über dem gähnenden, viele hundert Fuß tiefen Abgrund, dazwischen in den Fels gesprengte oder natürliche Verbindungsgänge — das ist das alte Kloster des Heiligen.

Ueberall blicken die Spuren seines Lebens und seiner Wunder hervor. Hier in der finstern Kluft lag er — so erzählt die Legende — stundenlang auf den Knien, im heißen Gebet die Gnade des Märtyrertodes erflehend, die ihm doch versagt blieb; hier in dem engen, feuchtkalten, halb zertrüm-

merten Gewölbe zeigt man noch die eisernen Stäbe, die seine Bettstelle bildeten; dort hart am Rande des Absturzes sind die Spuren seiner Füße in das Felsgestein eingedrückt, als der Teufel, heimlich hinter ihn getreten, ihn vergebens von der schwindelnden Höhe hinabzustürzen versuchte; hier wieder schnitzte er aus dem Stamm einer alten Buche, die ihre Wurzeln in eine erdgefüllte Spalte des Gesteins geschlagen hatte, ein Madonnenbild, das viele Jahrhunderte hindurch wunderthätig blieb, bis vor Jahren in einer Sturmnacht Baum und Bild zusammenstürzten und in die Tiefe rollten. Dort endlich, als er, ausgestreckt auf dem kalten Steinboden der Kapelle, sich im Geiste in die fünf Wunden Christi versenkte, fühlte er zuerst seine Seite, seine Hände und Füße bluten: des Himmels Gnade, oder der begeisterte Glaube, die irdische Materie mächtig wunderbar beherrschend, hatte ihm in den Kreuzesmalen des Heilands „das letzte Siegel" aufgedrückt.

Franz von Assisi ist kein Heiliger nach gewöhnlichem und gemeinem Schnitt, noch weniger nach dem modernen, am wenigsten ein Lügner. Der Betrogene konnte er zuweilen sein, der Betrüger nie. Was in seinem äußern Leben vom Hergebrachten und Alltäglichen Abbrechendes lag, wird die Gegenwart nicht mehr erfündigen und herauswägen; aber in seinem Geistesleben, dessen Wahrheit die Geschichte einmüthig bezeugt, brach Alles ab vom Gemeinen. Nur im Höchsten lebend, ein ächter Himmelsbürger, war ihm auch das Kleinste und Niedrigste auf der Erde lieb und theuer. Mit den Blumen und Bäumen, mit den Vögeln und den Thieren des Feldes verkehrte er wie mit Seinesgleichen: waren es doch so gut wie er selbst des Herrn Geschöpfe. Allen Menschen begegnete er mit gleicher Liebe und Milde; kein geistlicher Dünkel kam je in seine reine, kindliche Seele; aber seine Demuth ohne Heuchelei konnte zur freien und kräftigen Sprache werden, wo es galt, das triumphirende Laster zu züchtigen und das verletzte Recht zu vertreten.

Franz von Assisi war ein Schwärmer, aber er schwärmte nur für das Höchste; seine Verirrungen waren nur Verirrungen des Geistes, nie des Herzens. Zeit und Land, in denen er lebte, der Stand, dem er entsprossen, die damalige Welt, bei der er vergebens nach Befriedigung dessen suchte, was sich in seinem Busen zum Lichte empordrängte, tragen mehr, als er selbst, die Schuld davon. Er starb an den Wundmalen Christi, erzählt die Legende; wirklich oder figürlich, sie spricht Wahrheit.

Die Nachkommen des Heiligen, d. h. die Erben seines Kleides und seiner Klöster, wissen seine Wunder zu benutzen. Mit der Geläufigkeit und Betonung eines gewandten Lohndieners gab unser Führer die betreffenden Bemerkungen von sich, z. B.: „Wer hier ein Ave Maria betet, erhält zweihundert Tage Ablaß," und alsbald sagte die ganze Gesellschaft mit größter Zungenfertigkeit die Worte des Gebetes her. „Wer in der Kapelle der Stigmata den geheiligten Boden küßt, erhält drei Jahre Ablaß." Sofort beugten sich alle Gesichter auf den kalten Stein.

Eine feuchtkühle Morgenluft durchwehte den Hochwald. Dem mächtigen Felsthurm, der frei aus der Tiefe bis zur Waldhöhe aufragt, gegenüber lagerten wir auf dem moosbedeckten Gestein. Der würzige Duft des Waldmeisters (Asperula odorata), den ich hier zum erstenmal in Italien sah und dessen späte Blüthe die Nähe des Alpenklimas verrieth, erfüllte die Luft; auf dem sonnenbeschienenen Felsrande winkten die weißen Blüthen des Steinbrechs (Saxifraga tridactylites), und dichte Gruppen des hochstengligen, großblumigen Bergvergißmeinnichts mahnten mich lebhaft an die schneeigen Höhen des Simplon. Während H. und R. ihre englischen Patentbooks hervorzogen, um den Riesenfels in portabler Gestalt nach Hause zu bringen, öffnete ich Humboldts Ansichten der Natur und las ihnen von den mächtigen Gewässern des Orinoko und seinen tosenden Wasserfällen, von

der Pfirsichpalme, dieser Königin der Pflanzenwelt, von den räthselhaften Denkmalen untergegangener und verschollener Völkerschaften, von dem unendlichen, rauschenden Waldgebiet des Marannon. Alles das war so unendlich verschieden von der Natnr, die uns umgab, und dennoch war es mir, als ginge mir erst hier recht das Verständniß auf für das oft Gelesene. Freilich, die großen Grundzüge waren ja dieselben: hier wie dort eine großartige, üppige, stille, und vor Allem eine jungfräuliche Natur, wo die Menschenhand noch nichts an Gottes Werk gedreht, gedeutelt und — verbessert hatte.

Die Glocke vom Kloster her rief zur Andacht; wir traten in die Kirche. Wie die meisten Klosterkirchen ist sie äußerlich durch nichts von den übrigen Theilen des Gebäudes, von dem sie einen Flügel bildet, ausgezeichnet. Das Innere ist durch moderne Ausschmückung leider sehr verdorben und ohne irgend ein Meisterwerk der Malerkunst. Dagegen enthält es mehrere prächtige Basreliefs von Luca della Robbia, wie gewöhnlich in gebranntem und gefirnißtem Thon. Eine Verkündigung Mariä kann als eines der schönsten, wenn nicht geradezu als das schönste Stück des Meisters gelten; die jungfräuliche Schönheit der Madonna, Demuth und Verschämtheit mit hoher Würde und Reinheit gepaart, die schönen, unter dem in langen reichen Falten niederfließenden Gewande leicht und doch bestimmt angedeuteten Formen fesseln unwiderstehlich das Auge des Beschauers.

Als die Sonne sich tiefer hinab zu den Höhen des Pratomagno neigte, sagten wir der Vernia und ihren Bewohnern Lebewohl. Unser Arriero war schon Tags zuvor mit seinen Thieren nach Camaldoli zurückgekehrt. Wir eilten flüchtigen Schrittes der sinkenden Sonne nach, die bequeme, vielgewundene Straße hinab, die der Brücke des Consalone und jenseits durch grüne, fruchtbare Hügelgelände

dem freundlichen Städtchen Bibbiena zuführt. Von hier ging es am andern Morgen weiter den Arno abwärts, am Stahlbade von Chitignano und am hohen Schlosse von Acona vorüber, durch das enge Bergthor, welches das Casentino mit der kreisförmigen Ebene von Arezzo verbindet, der alten Etruskerstadt zu.

V.

Die toscanischen Maremmen.

1. San Gemignano.

Tra le foci del Tevere e dell' Arno
A mezzodì giace un paese guasto.
Gli antichi Etruschi undì lo coltivarno,
E tenne imperio glorioso e vasto.
Ora di Chiusi e di Populonia indarno
Ricercheresti le ricchezze ed il fasto;
E dal mar, sovra cui curvo si stende,
Questo suol di Maremma il nome prende.
Sestini, Pia de' Tolommei I., 1.

Mehr als einmal hatte ich bei meinem vieljährigen Aufenthalt in Florenz den größten Theil von Toscana in den verschiedensten Richtungen durchstreift. Ich kannte das Arnothal von da, wo der Fluß, aus den rauhen Schluchten der Falterona hervorbrechend, das Casentino als ein silberheller Gebirgsstrom durcheilt, bis wo er, halb stagnirend auf söhliger Ebene, unterhalb des alten Hafens von Pisa seine trüben Wellen mit den krystallenen des tyrrhenischen Meeres mischt; ich kannte das liebliche grüne Thal des Serchio mit seiner zwischen Bäumen versteckten Hauptstadt; die marmorreichen, aber öden und starrenden Felsgebirge der apuanischen Alp und die Tannenwälder von Camaldoli und Vallombrosa mit ihren ernsten kühlen Schatten. Oft hatte ich, auf dem halbkreisförmigen Platze des Campo, von dem viel

beschädigten Marmorbrunnen Jacobs von der Eiche aus den herrlichen Thurm bewundert, der über den spitzen Bogenfenstern des Rathspalastes von Siena aufsteigt, so schlank und kühn wie der Blumenstengel einer Agave an den Felsen von Terracina aus der stachlichten Blätterhülle; oder ich war um die Stunde des Sonnenunterganges auf dem rasigen Domplatz von Pisa zwischen jenen fabelhaften Wunderwerken gewandelt, wo der schiefe Thurm seine zierlichen Marmorbogen gleichsam grüßend der Stadt zuneigt und die luftigen Hallen des Campo Santo und die heilige Erde aus Palästina durch das Gitterthor des Kirchhofs sichtbar werden — der Zeit gedenkend, wo man schuf, was wir jetzt nur noch müßig zu bewundern vermögen. Nur ein Theil des schönen Landes war mir noch fremd geblieben: das Hügelland und die Meeresebene des Südwestens, bekannt unter dem Namen der toscanischen Maremma. Nicht als ob die Gegend weniger Anziehungskraft für mich besessen hätte; wer, dem die Vergangenheit und Gegenwart der ausonischen Halbinsel nicht ganz unbekannt sind, mag ihren Namen aussprechen hören, ohne daß zugleich das Gedächtniß der einst blühenden Städte des alten Hetruriens vor ihm aufstiege und die melodischen Namen von Velathri und Vetulonia, von Populonia und Saturnia in ihm wiederklängen? Dazu gesellt sich wohl ein verworrenes Bild eines ehemals gesegneten und fruchtbaren Landes, das, seit Jahrhunderten unter dem geheimnißvollen und furchtbaren Fluche einer giftigen Luft seufzend, todt und entvölkert, selbst dem unachtsamen Reisenden zum Grabe wird, während die sparsamen Bewohner bleich und matt durch die verödeten Straßen seiner Städte wanken. Weitgedehnte Strecken bleiernen Sumpfwassers, vor deren verpestetem Hauche alles Lebende flieht, rings von dem verrätherischen Grün dichten Geröhrigs und den hohen Dolden schönblühender Wasserpflanzen umgeben, abwechselnd mit undurchdringlichen Dickichten von Dorngestrüpp oder Korkeichenwäldern, ein Aufenthalt der Wölfe und wühlender Eber;

dazwischen rauchende Schwefelquellen und weiße Dampfsäulen, dem geborstenen Boden entsteigend — diese und ähnliche Bilder vervollständigten das Gemälde, das ich mir nach den Berichten von Toscanern, die, meist durch Geschäft und Amt genöthigt, längere Zeit in jenen Gegenden zugebracht, so wie denen fremder Reisenden von den Maremmen gebildet hatte. Aber je mehr die ersteren sich glücklich schätzten, diesem Aufenthalt des Verderbens, diesem Sommerpalais des Todes, wie es mir einer von ihnen nannte, entgangen zu sein, um so mehr fühlte ich mich angezogen durch den Zauber des Neuen und Geheimnißvollen, der über jenen unglücklichen Gegenden liegt und der mir schon in der Beschreibung Sestinis, welcher mit Glück drei Verse Dantes zu drei Gesängen eines romantischen Epos ausgedehnt hat, lebhaft entgegen getreten war. Der Reiz geheimnißvoller Schrecken ist gleich mächtig unter allen Zonen; das beweist diese halb mythische Geschichte der schönen Pia de' Tolommei. Nie haben wohl zwei Worte so viel Stoff zu poetischen und künstlerischen Bearbeitungen gegeben, als das disfecemi Maremma (die Maremma hat mich getödtet) der unglücklichen Gattin Nello's von Siena.

Die Zeit war gekommen, um den lange gehegten Plan in Ausführung zu bringen. Ein Ausflug in die Maremmen ist nur im Frühling anzurathen. Im Sommer und Herbst macht die Malaria eine Reise in diese Gegenden unthunlich. Im Winter ist die Gefahr freilich nicht vorhanden, aber es ist überhaupt ein großer Irrthum und die Quelle ewig sich wiederholender Täuschungen, wenn man sich einbildet, in Italien reise man im Winter so gut und angenehm wie in Deutschland zur Sommerszeit. Freilich, von Schnee ist in den Niederungen der Maremmen nichts zu fürchten, und bedeutende Fröste sind selten genug; aber eisige Winde, tagelange Nebel und wochenlange kalte Regen sind auch keine angenehmen Reisebegleiter. Auch sind die immergrünen Laubhölzer in der Flora Centralitaliens noch nicht vorherrschend

genung, als daß das graulich grüne Laub des wilden Oelbaums und die dunkeln und harten Blätter der Stein- und Korkeichen die frischen und fröhlichen Farben der neugebornen Pflanzenwelt ersetzen könnten. Die zweite Hälfte des April ist bei weitem die günstigste Jahreszeit; die blattwechselnden Bäume sind neu und doch schon vollständig begrünt, wenigstens unter dem milden Himmel der Maremmen; Wiesen und Felder erscheinen noch in dem glänzenden Schmuck des Frühlings, der oft schon unter dem Staub und der Glut der heißen Maitage erbleicht und verschwindet; die Luft ist milde und weich, der Himmel meist heiter, und vor allem, man kann den balsamischen Duft der blumenbedeckten Erde getrost einathmen, ohne fürchten zu müssen, daß unsichtbare Theilchen des verderblichen Miasma zugleich mit in unsern Organismus dringen und unser Blut vergiften.

Am frühen Morgen des 24. April 1852 wanderte ich in Gesellschaft eines Freundes dem großartigen Bahnhofe der Leopoldseisenbahn (Florenz-Livorno) zu. Mein Reisegefährte war ein Bildhauer aus Aix in der Provence, einer der einnehmendsten jungen Leute, die mir je vorgekommen, der die Herzen, zumal des schönen Geschlechts, im Sturm eroberte. Mit französischer Eleganz, Höflichkeit und Leichtigkeit im Umgang verband er, neben der Gefühlswärme und dem feinen Schönheitssinn des Südens, eine Tiefe des Gemüths, wie wir sie sonst als ein ausschließliches Vorrecht der Bewohner nördlicher Breiten zu betrachten pflegen. Nie sah ich natürliche Herzensgüte, diese politesse du coeur, wie sie Rousseau nennt, deutlicher und schärfer in dem ganzen Wesen ausgeprägt, gleichsam in jeder Bewegung, in jedem Worte kunst- und anspruchslos hervortreten, als bei ihm. Leider hinderte ihn eine schwache Constitution, auf welche das nervenreizende Klima von Florenz übel einwirkte, an der vollständigen Ausbildung seines bedeutenden Talentes für die bildende Kunst. Sein bestes Heilmittel waren Fußreisen, und so hatten wir schon manche tüchtige Wanderung mit einander gemacht und

die verborgensten Reize des Landes aufgesucht, von den Gipfeln des Hochgebirges bis zum „Wogenschlage des Meeres.“

Glänzende Equipagen, bescheidene Fiaker, Omnibus und Fußgänger zogen von allen Seiten und Thoren her dem Bahnhofe zu, und kaum gelang es uns, noch rechtzeitig unsere Billette zu erhalten und in einen der dichtbesetzten Wagen zu springen, als die Glocke schon zum zweiten Mal tönte und der mächtige Zug sich langsam und schwerfällig in Bewegung setzte. Es war die Jahreszeit des Reisens, und die Florentiner Saison hatte eben einen ihrer beiden jährlichen Culminationspunkte erreicht. Die große Fluth der Touristen, die den Winter in Rom oder am Fuße des Vesuv zugebracht und schließlich noch die Osterfeste in der heiligen Stadt gefeiert haben, strömt nun gegen Norden zurück. Florenz ist zunächst Mittel- und Haltpunkt für sie; von hier werden Siena, Pisa, Lucca, die Romagna besucht; von hier ergießt sich ein Theil nordwärts über den Apennin in die lombardische Ebene, ein anderer über Livorno und Lucca nach Genua, Nizza, Marseille, nach Turin, der Schweiz und den Bädern Westdeutschlands. Die Sprachen aller gebildeten Völker der alten Europa schwirrten um uns her; alle Trachten, von dem lose geknüpften Matrosenhalstuch des Künstlers bis zu der steifen Cravatte des österreichischen Offiziers, und von der staubwehrenden Blouse und dem grauen breitrandigen Filzhut bis zum Pariser Frack vom neuesten Schnitt nebst obligater Begleitung eines Kanonenrohrs als Kopfbedeckung, waren im Waggon der zweiten Klasse (beiläufig dem schlechtesten dieses Titels, der mir in irgend einem civilisirten Lande vorgekommen) unbarmherzig eng zusammengepfercht.

Noch war in den schattigen Alleen der Cascine zu unserer Linken, wo die Pinie ihr dunkles Schirmdach über die frischgrünen Ulmen breitet, nichts von der glänzenden Menge sichtbar, die in den späteren Nachmittagsstunden den weiten Park in zahllosen Equipagen durchrollt. Nur hie und da

durchsprengt eine Dame im eleganten schwarzen Reitkleid, den Schleier im Morgenwinde wehend, zur Seite ihres Gatten oder seines Stellvertreters, auf flüchtigem Zelter die langen Baumreihen. Rechts steigt der ernste Zwillingsgipfel des Monte Morello hoch über die villenbesäete, im Frühlingsgrün lachende Ebene des Arnothals empor; links schimmert der Fluß gegen die endlosen Pappelpflanzungen, bis der eilende Zug am Bahnhof von Signa anhält, wo die Berge, von beiden Seiten thorartig zusammentretend, den leise rauschenden Fluß zwingen, sich rascher und lauteren Brausens zwischen den Pinienhügeln hindurchzudrängen. Seinem mäandrischen Laufe zu folgen genöthigt, beschreibt die Bahn Curve auf Curve, bis wir, den Strom auf eiserner Brücke überrasselnd, unterhalb der malerischen Ruinen von Montelupo, bei dem großherzoglichen Lustschloß Ambrogiana vorüber, in die Ebene von Empoli einlaufen. Von hier ab treten die Berge weiter und weiter rechts und links zurück, bis das breite Flußthal endlich zur weitgedehnten Meeresebene geworden ist. Wir aber verlassen den nach Pisa und Livorno weiter eilenden Zug im Bahnhof der alten Stadt Empoli, dessen unausgebaute Ruinen noch auf die Heldenthaten der Revolution von 1849 deuten, und folgen, von der Locomotive Siena geführt, der Centraleisenbahn, die in weitem Bogen links durch das Thal der Elsa uns der alten Rivalin von Florenz und Pisa zuführt.

Rechts blickt von dem spitzen Kegelberg der hohe, viereckige Thurm von San Miniato al Tedesco herab, wo einst, als die Hohenstaufen noch ihre Heere durch die Halbinsel führten, einer ihrer Vögte saß, ein deutscher Herr, wie noch heutzutage der Name des Städtchens besagt, weil die Kaiser den eignen Landsleuten mehr vertrauten, als den italienischen Ghibellinen. Denn es galt hier die Interessen des Reiches vor der Rathsversammlung der toscanischen Städterepubliken zu vertreten, welche mit großem Pomp und Feierlichkeit in der Ebene von San Ginnasio, am Fuße des Bergkegels,

gehalten wurde. Stürmisch genug, so melden die alten Chroniken, ging es oft auf jenen Zusammenkünften her, und selten gelang es dem kaiserlichen Prätor von San Miniato, die erhitzten Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die Senesen mit den Florentinern, die Florentiner mit den Pisanern zu versöhnen. Hier aber stießen zu jener Zeit die Gebiete der drei mächtigen Städte zusammen: östlich war alles florentinisch, westlich pisanisch, südlich senesich. Da kam es in diesen Gegenden oft zu heißem Kampf, worauf noch die zahlreichen Thürme und Castelle rings um uns her deuten, deren feste Mauern die blutigen Fehden und die Republiken selbst, zu deren Vertheidigung sie bestimmt waren, überdauert haben. Von nun an erzählt jedes Dorf und Schloß weiter hinein ins Thal der Elsa, deren grüner und voller Strom in zahlreichen Windungen zu unserer Linken fließt, eine blutige Episode aus jenen rauhen und harten, aber auch wieder großen und herrlichen Zeiten. Links liegt, terrassenförmig am Hügelrande aufsteigend, das Städtchen Castelfiorentino, von den Florentinern zu Schutz und Trutz gegen den senesischen Nachbar erbaut. Weiterhin erhebt sich auf dem kahlen Bergrücken der uralte Flecken Certaldo, von halb zerfallenem Ringwall umgeben, Häuser, Mauern und Thürme von gleicher Farbe, ein Anblick, mehr malerisch als freundlich, und dessen Melancholie noch erhöht wird durch den hohen sargförmigen Grashügel zur Seite, einer sehr unverbürgten Sage zufolge, das Riesengrab der alten etruskischen Bewohner des Thales. Aber ein Grab ist dort oben in der unscheinbaren Hauptkirche des Fleckens, das die Bewohner von Certalda dem seltenen Fremden mit Stolz zeigen, um ihn dann zu dem Hause zu führen, über dessen Thür er die Inschrift liest:

Has olim exiguas coluit Bocacius sedes.

Denn hier verbrachte der padre dell' eloquenza italiana, der Vater der italienischen Prosa, seine letzten Lebensjahre. Freilich behaupten die guten Certaldesen auch, ihr großer

Mitbürger sei nicht etwa am fernen Seinestrande, sondern auf dem grünen Hügel über dem Elsathale geboren. Mit dergleichen patriotischen Irrthümern darf man es in Italien überhaupt so genau nicht nehmen, wo es wohl vorkommt, daß die *ἕπτα πόλεισ διερίζουςιν*, obwohl außerhalb alle Welt weiß, wo des großen Mannes Wiege gestanden. —

Das Elsathal ist freundlich und reich angebaut; die Hügel zu beiden Seiten sind entweder bis zur Spitze cultivirt, häufig von Flecken, Schlössern, weißen Landhäusern und den dunkeln Cypressenhainen der Klöster gekrönt, oder mit Eichen- und Kastanienwaldung bis tief am Abhange herunter bekleidet. Hie und da unterbricht das tiefere Grün eines Steineichenwäldchens, eines Lorbeergebüsches oder einer hochragenden Piniengruppe die Einförmigkeit der endlosen Oliven- und Rebenpflanzungen. Das ist, mehr oder weniger, der Charakter aller toscanischen Thäler des Hügellandes, während in den Gebirgsgegenden die dunkeln Tannenwälder, welche die steileren Hänge bekleiden, und die Abwesenheit des Oelbaums den Charakter der Landschaft wesentlich verändern.

Die Stationen der Centralbahn sind lang und der Zug geht mit sehr mäßiger Geschwindigkeit thalaufwärts. Ja, wo er späterhin das Elsathal verläßt, um die Höhen von Siena hinanzusteigen, ist es, als ob die keuchende Maschine nicht mehr von der Stelle könnte. Für diesmal jedoch hatten wir keine Gelegenheit, diesen Theil der Bahn zu bewundern mit seinen geneigten Ebenen, seinen zahllosen Curven und seinem über eine Miglie langen Tunnel. Wo das freundliche Städtchen Poggibonsi vom Hügelabhang bis zur Eisenbahn herantritt, verließen wir den Zug, um unsere Reise zu Fuß fortzusetzen.

Poggibonsi ist ein kleines Nest, hat aber dennoch Ueberfluß an Lohnkutschern, die sich zum Theil selbst von Siena hergezogen haben, um die mit der Eisenbahn ankommenden Fremden nach Colle, Volterra und San Gemignano zu

spediren. Wer in Italien einmal gereist ist, kennt die Vetturini — nicht selten besser, als ihm lieb ist, — und es möchte seit Göthes und Nicolais Zeiten wohl schwerlich einen lesenden Deutschen geben, dem nicht wenigstens der Name geläufig wäre. In Toscana sind sie jetzt arg in die Enge gedrängt, seitdem alle die bedeutendsten Städte durch Eisenbahnen verbunden sind. Man muß sie von dieser Erfindung der Neuzeit reden hören, auf die der größte Theil der Zeitgenossen so stolz ist. Ihnen ist sie geradezu Teufelswerk. Sie zeigen darin, wie in andern Dingen, ihre Liebe und Anhänglichkeit für das Alte und ihre untadelige Orthodoxie: denn es ist ja nicht minder die Ansicht der päpstlichen Regierung, als die ihrige. Würde es doch die letztere für eine unverzeihliche Sünde halten, wenn sie einem Theile ihrer amatissimi sudditi die Gelegenheit rauben wollte, den Fremden — s. v. v. — „das Fell über die Ohren zu ziehen." Als eine Gesellschaft dem Papst die vortheilhaftesten Anerbietungen machte, wenn man ihr gestatten wolle, eine Eisenbahn von Rom nach Civita Vecchia zu bauen, schlug die römische Regierung das Begehren rund ab, weil dadurch einem Theile ihrer Unterthanen die Subsistenzmittel entzogen würden. — Daß die Automedonten von Empoli, als die Omnibus aufkamen, eine große Kutscherverschwörung anzettelten, verschiedene Omnibus nebst ihrem Inhalt in die Chausseegräben warfen und die Besitzer und Führer wacker durchprügelten, das begreift sich leichter; aber die päpstliche Regierung wird denn doch auf die Länge so wenig den Eisenbahnen Halt gebieten können, als die Vetturini von Empoli den Omnibus, die am Ende einen glänzenden Sieg über ihre erbosten Gegner davon trugen*).

Mit großer Mühe hatten wir endlich den verfolgenden Vetturinen unsern unerschütterlichen Entschluß, zu Fuß nach

---

*) Bekanntlich hat man in den letzten Jahren einen schwachen Anfang mit dem Bau von Eisenbahnen im Kirchenstaate gemacht.

San Gemignano zu gehen, begreiflich gemacht, auch ein Subject gefunden, das sich bereit erklärte, für ein Billiges unser Gepäck zu tragen: einen wackern und zuverlässigen Burschen, wie sich später auswies, wenn man ihn auch mit seinem malerisch zerfetzten Filzmantel, seinen mangelhaften Beinkleidern und seinem beulenreichen Calabreser in unserm Vaterlande mit Schrecken betrachtet haben würde.

Der Weg von Poggibonsi nach San Gemignano läuft in Schlangenwindungen durch ein schmales Thal, das bald waldbedeckte, bald bebaute Hügel sanftansteigend einfassen. Wie im Elsathal, so ragen auch hier von den rundlichen Gipfeln die Ruinen zahlreicher Schlösser, meist Vorburgen der Senesen gegen die Volterraner und andere Verbündete der feindlichen Republik am Mittelarno. Es war ein lieblicher, frischer Frühlingsmorgen; in den blühenden Hecken und Gebüschen am Wege sangen wetteifernd zahlreiche Nachtigallen, weiße und blaue Anemonen blickten zwischen den schlanken Halmen der grasigen Abhänge hervor, deren Thautropfen der Morgenwind wie einen Diamantregen in ihre Kelche schüttelte. Noch hingen die Reben fast kahl und trübselig von den knotigen, abgestumpften Aesten des Maßholders herab; ein Anblick, der für mich etwas unendlich Widriges hat — zwei Krüppel, die sich einer auf den andern stützen, von ihrem Tyrannen gezwungen, in elender Knechtschaft, verstümmelt in seinem Dienst zu leben, statt ihre schlanken Zweige frei und fröhlich in die Luft und zum blauen Himmel empor zu strecken, unbekümmert um die Frucht, die sie tragen sollen, und die ja werden wird, wie der Schöpfer es in sie gelegt. Giebt es einen härteren Fluch als den, daß die grausamste Verstümmelung und der Verlust aller natürlichen Schönheit zum Sklavendienst um so tauglicher machen? Und doch ist es mit den Menschen eben nicht anders — marry, how? tropically, wie Hamlet sagt.

Bei einer Wendung der Straße trat plötzlich das Städtchen San Gemignano vor unsere Augen. Der Anblick

ist eigenthümlich und überraschend. Auf hohem, oben zur Fläche gedehnten Hügelrücken erheben sich vierzehn Thürme, fast alle von viereckiger Gestalt, elf davon dicht neben einander. Eine Ringmauer, über welche nur hie und da das graue Dach eines Hauses sichtbar wird, umgiebt das Ganze. Die Thürme erscheinen wie abgebrochen, ohne Spitze, Zinne oder sonstigen Ueberbau; die Stadtmauer ist hie und da zerfallen, ihre Trümmer bedecken den Abhang des Hügels. Alles ist einfarbig altersgrau, gleich als habe man hier eine mächtige Ruine aus längst vergangenen Jahrhunderten, nicht aber eine Stadt vor sich, in welcher noch das Leben der Gegenwart pulsirt. Aber freilich, was da ist, ist auch kaum mehr als ein unscheinbares Trümmerstück von dem, was gewesen. Gleich wenn man, unter der riesigen, immergrünen Eiche vorüber, welche den gewundenen Weg überschattet, durch das gewölbte Doppelthor tritt, wird diese Wahrheit anschaulich. Der runde normannische Mauerthurm, die schlanken, romanischen Thorbogen, die massive, aber zinnenlose, vielfach eingestürzte Ringmauer deuten auf einen Bau des zwölften Jahrhunderts. Ein zweites und drittes Thor folgen, freilich bloße Bogen und Durchgänge, ohne die verschließenden Thürflügel; endlich treten wir in die innere Stadt, die sich fast ganz um den Marktplatz zusammendrängt.

Aber dieser Platz ist trotz seiner geringen Ausdehnung von großartiger Wirkung, ein Anblick, vielleicht einzig in seiner Art. Er bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen eine Seite der mit seiner Freitreppe weit vortretende Dom (die Collegiatkirche) einnimmt, ein Bauwerk aus der byzantinischen Periode, dessen Façade leider kahl und ähnlich der des Domes von Florenz, durch schlechte, verwaschene Dekorationsmalerei entstellt ist. Links von der Kathedrale erhebt sich der Palast des Podestà, ein alterthümliches, festungsartiges Gebäude aus mächtigen Blöcken dunkelfarbigen Kalksteins, rechts der alte Herrensitz der Familie Ardinghelli, dem Dom gegenüber das Rathhaus (palazzo dell' oriuolo, Uhrpalast) mit seinen

zierlichen Bogenfenstern. Hohe viereckige Thürme, bald aus Kalk-, bald aus gebrannten Steinen erbaut, ragen weit über die Dächer aller dieser Gebäude, den Platz wie mit einem riesigen Steinkranze einfassend. Der höchste und schönste, der des Rathhauses, mißt etwa 250 Fuß und ist der einzige, dessen Spitze einen tempelartigen Ueberbau trägt. Die Zwillingsthürme der Ardinghelli deuten auf den hohen Rang dieses Geschlechtes und die hervorragende Rolle, die es in den bürgerlichen Zwisten spielte, welche diese Miniaturrepublik nicht weniger als ihre mächtigeren Schwestern heimsuchten.

Der Fremde, der diesen Platz zuerst betritt, möchte fast glauben, er sei durch Zaubermacht um sechs Jahrhunderte zurück versetzt, dermaßen trägt alles, was er um sich her erblickt, den Stempel des frühen Mittelalters. Biegt er nun aber mit uns in eine Seitenstraße ein, die hinter dem Dom zur Stadtmauer aufwärts führt, so wird er bald inne, daß, was ihm hier noch lebendige Gegenwart dünken mochte, nichts als der todte Rest einer längst vergangenen Zeit, gleichsam die todte Hülle ist, aus der die lebendige Seele schon vor Jahrhunderten entflohen. Die Häuser umher sind zerfallen, häufig ohne Dach; nicht selten blickt man zwischen den schlanken Säulen der Bogenfenster in einen öden, mit Gras und hohen Nesseln bedeckten Raum, dem nur die unverletzten Außenwände das Aussehen einer menschlichen Wohnung erhalten. Zwischen dem Backsteinpflaster der Gäßchen sprießt vielgestaltiges Unkraut. Der graue Kalkstein der Mauern, seit Jahrhunderten der Wirkung südlichen Sonnenlichts ausgesetzt, hat jene warmen, kräftigen Töne angenommen, die so eigenthümlich dazu beitragen, den Zauber italienischer Landschaften zu erhöhen. Zwischen ihren Fugen sprießen, in noch glühenderen Farben blühend, dichte Büsche des Goldlacks und der hochgelben Ringelblume. Grünendes Gestäude weht von deu hohen Gipfeln der Thürme, die über die zerfallenen Dächer herüberragen.

Die Glocken des Domes riefen die Gläubigen zum Hochamt. Wir traten in die Kirche, die sich bald mit Betenden füllte, fast alle in der Kleidung der Landleute: die Männer in der schwarzen Sammtjacke, die Frauen mit weißem Schleiertuch, sonst aber, wie überall in Toscana, ohne Spur einer Nationaltracht. Das Gebäude ist ziemlich groß, dreischiffig, im romanischen Style gebaut, die massiven Säulen, welche die Rundbögen stützen, theils glatt, theils cannelirt, von geschmackvoller Ausführung. Freskomalereien von bedeutendem kunsthistorischen Interesse, das Werk dreier senesischer Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts, bedecken die Wände der Seitenschiffe, während die Darstellung des Martyriums des heiligen Sebastian von dem Florentiner Benozzo Gozzoli an der inneren Seite der Façade den berühmten Fresken dieses Meisters im Campo Santo von Pisa nicht nachsteht. Die lieblichen und lebenvollen Figuren von der Hand Domenico Ghirlandajos und seines Schülers Mainardi in einer Seitenkapelle tragen deutlich genug den Charakter des großen Meisters, den man mit Recht den florentinischen Raphael des fünfzehnten Jahrhunderts nennen könnte. Es sind Darstellungen aus dem Leben der heiligen Fina, deren Leichnam hier unter dem auf den Sarg gestreckten Marmorbilde ruht, einer Bürgerin von San Gemignano, berühmt durch Frömmigkeit wie durch werk- und wunderthätige Menschenliebe. Im Chor des Domes hängen schöne Oelbilder aus classischer Zeit. Eines derselben, eine Madonna mit dem Kinde, wird dem Perugino zugeschrieben, mit Unrecht, wie die Kunstkenner behaupten. Sicher ist, daß sich der große Meister dieses Werkes nicht zu schämen hätte.

Vom Dome nach der Kirche des heiligen Augustinus durchwanderten wir die Hauptstraße des Städtchens. Ueberall herrscht an den Façaden der älteren Häuser derselbe vorgothische Baustyl; nur hie und da findet man die schöngewölbten Doppelfenster der florentinischen Paläste aus dem fünfzehnten Jahrhundert. — In Sant' Agostino empfing uns

der Pfarrer, ein stattlicher Mann, noch jung und, was nicht gemein unter der italienischen Landgeistlichkeit, gebildet, belesen, voll lebhaften Interesses für die Kunst und für die Denkmäler seiner Vaterstadt, auch wohl bewandert in ihrer Geschichte, mit der er uns auf meine Bitte bereitwilligst vertraut machte.

San Gemignano (oder Gimignano) ist der Sage nach eine römische Colonie und trug ehemals den Namen ihres Stifters, Silvia. Als aber der heilige Gemignano, von Modena herkommend, zu Ende des vierten Jahrhunderts hier durch seine Gebete die Pest, welche damals Italien verheerte, von der Stadt abgewandt hatte, wurde sie dem Retter zu Ehren umgetauft. So die Sage. Die Geschichte aber weiß nichts von Silvia und erwähnt den Namen einer Stadt San Gemignano erst vom Ende des zehnten Jahrhunderts an. Daß dennoch in Sant' Agostino das Grabmal des 387 gestorbenen Heiligen steht, mit herrlichen Basreliefs, Scenen aus seinem Leben darstellend, von Benedetto da Rovezzano geschmückt, ist in Italien nichts Auffallendes, so wenig als daß der Palast Pesciolini, an dem wir eben vorüber gekommen, dem Longobardenkönig Desiderius zugeschrieben wird, obgleich seine Architektur beweist, daß er frühestens zu Ende des zwölften Jahrhunderts erbaut sein kann. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert lebte der kleine Freistaat in ununterbrochener Fehde mit der mächtigeren Nachbarstadt Volterra und ihren streitbaren und streitfertigen Bischöfen. Aber wie fast alle die Städterepubliken dieser Zeit, wuchs San Gemignano nichtsdestoweniger an Macht, Reichthum und Bevölkerung. Wer die Geschichte dieser Zeiten liest, den möchte es schier bedünken, als hätten die italienischen Städte damals, wie Antäus, im Streite selbst fortwährend neue Kraft aus der Erde gesogen. Blutige, erbitterte Kriege, deren einer jetzt hinreichen würde, die Blüthe und Macht einer großen Stadt auf lange Zeit hinaus zu vernichten, dauerten damals fast ohne Unterbrechung fort.

Aber freilich, damals war das Volk noch jung, jetzt ist es alt und schwach geworden; damals war jeder Einzelne, gleichviel welches Standes, vor allem Bürger, stets bereit, sei es für seine Vaterstadt, sei es für seine Fahne und Partei, Habe und Leben freudig aufs Spiel zu setzen. Wie in den Republiken des Alterthums, personificirte jeder Bürger den Staat in sich; Schande und Ehre des Ganzen fiel mit gleicher Stärke auf den Einzelnen zurück. So war es möglich, daß Städte von wenigen tausend Einwohnern zugleich blutige Kriege führen und ihre Straßen und Plätze mit den reichsten und großartigsten Kunstdenkmälern schmücken konnten, ohne unter dem Drucke zu erliegen. Die Häuser der Patrizier selbst waren in jener Zeit unscheinbar, die Möbel roh und unbequem, die Speisen schlicht und einfach, aber dafür konnte der Senat von Florenz dem Meister Arnulph befehlen, er solle eine Kirche aufrichten, so herrlich und so groß, daß ihres Gleichen auf der Welt nicht zu finden sei. Und der Riesenbau des Doms von Florenz erhob sich mit Zauberschnelligkeit aus der Erde. Welche Stadt vermöchte in unsern Tagen ein Gleiches zu thun?

Als die ghibellinische Partei in Italien mit dem Tode Manfreds durch den feigen Verrath der neapolitanischen Barone erlegen war, schwur der Senat von San Gemignano dem Sieger von Benevent Treue und mußte, nachdem er dem vorüberziehenden Enkel Kaiser Friedrichs II. zugejauchzt, nach dem verhängnißvollen Tage von Tagliacozzo den Eid erneuern. Von nun an wankte die Unabhängigkeit des kleinen Staates, der sich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dem florentinischen Protektorate unterordnen mußte. Vergeblich benutzten die Republikaner von San Gemignano die Verjagung des tyrannischen Gualtiero, Herzogs von Athen, aus Florenz, um ihre alte Freiheit wieder zu erobern; zwar gelang es ihnen, die florentinische Besatzung aus ihren Mauern zu vertreiben, aber die blutige Nebenbuhlerschaft der zwei mächtigsten Familien, der Ardinghelli und

der Salvucci, bot den Florentinern eine willkommene Gelegenheit, die Stadt gänzlich zu unterwerfen und zu ihrer großen Landgemeinde (contado) zu schlagen. Von da an fiel sie in Unbedeutendheit; die großen Familien wanderten aus, und das Volk, das nichts mehr von ihnen zu fürchten hatte, verschonte ihre Thürme. „Ja," fuhr unser Berichterstatter seufzend fort, „vor dieser Zeit hatte unsere Stadt 20—30,000 Einwohner, während sie unter Cosmus I. auf 2000 herabgesunken war, eine Zahl, die sie auch jetzt kaum übersteigt. Nur an Geistlichen sind wir reich geblieben; machen sie auch nicht mehr, wie vor Peter Leopolds Zeiten, ein Viertheil der Bevölkerung aus, so bilden wir doch noch, reguläre und säculäre zusammen, ein respectables Corps von 121 Köpfen. Hatten wir doch bis zu den Zeiten der Franzosen zehn Ordenshäuser, fünf Mönchs- und fünf Nonnenklöster! Die haben nun freilich gut aufgeräumt. Das Dominikanerkloster, das große weiße Gebäude, das Sie schon beim Heraufsteigen bemerkt haben müssen, ist jetzt zum Zucht- und Arbeitshause für weibliche Sträflinge eingerichtet, und hier sind die guten Brüder des heiligen Augustin auch längst vertrieben. Aber sehen Sie nur, was sie uns für ein Andenken hinterlassen haben!"

Ich war einigermaßen über den bittern, höhnischen Ton erstaunt, mit dem der Herr Pfarrer von seinen regulären Collegen sprach. Aber die Sache klärte sich alsbald auf. „Sehen Sie alle diese weißgetünchten Wände der Kirche, die jetzt so kahl und trostlos auf uns herabschauen? Alle waren einst mit den trefflichsten Freskomalereien bedeckt, und von allen Seiten her kamen die Besucher, sie zu bewundern. Das wurde den guten Mönchen, die wohl gar noch den Fremden Quartier und Zehrung geben mußten, endlich lästig, und sie ließen alles frischweg weiß überpinseln. So waren sie der Plackerei auf einmal los, und — es ließ doch so auch viel hübscher! Gott weiß, welche Noth es gekostet haben mag, die

Fresken des Chors von Benozzo Gozzolis Hand vor dem Pinsel des unerbittlichen Weißbinders zu retten!"

Wenn man diese trefflichen, reichen Darstellungen aus dem Leben des heiligen Augustin, die allein eines Ausfluges nach San Gemignano werth sind, und die einzelnen, mühsam unter der Kalkdecke wieder zum Vorschein gebrachten Figuren betrachtete, konnte man nicht umhin, den Zorn des guten Pfarrers gegen die „Weißheit" und Bequemlichkeit liebenden Frati erklärlich zu finden. Uebrigens fehlt es der Kirche auch nicht an schönen Oelgemälden, ausnahmslos aus dem dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert, eine seltene Erscheinung, da selbst in den reichsten Tempeln der Hauptstadt der größere Theil der Bilder der Blüthe des Zopfstyls im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ihr Dasein verdankt.

Wir nahmen dankend Abschied von unserm freundlichen Cicerone. Seinem Rathe folgend, verließen wir die Stadt durch das nächste Thor und fanden bald am Abhang des Berges die sogenannten Fonti, mächtige, auf stämmigen kurzen Säulen ruhende Steingewölbe, deren Boden große Becken für die im Innern entspringenden Quellen bildet. Wenige Monate vorher war in Folge heftiger Regengüsse das Terrain gewichen und die Hälfte der Bögen eingestürzt, nachdem sie vielleicht sechs Jahrhunderte lang der Zeit und dem Wetter getrotzt hatten. Der malerischen Wirkung des Ganzen that freilich die neue Ruine keinen Eintrag. Ueber sie hin blickte der zierliche Bogen des Stadtthors, von Epheu umrankt und von Steineichen überschattet. Eine üppige Vegetation wucherte zwischen dem feuchten Gestein der Hallen, während der Berg höher hinauf, kahl und weiß von Kalkmergel, die Sonnenstrahlen blendend zurückwarf. Wir lagerten im Schatten eines einsamen, verwilderten Feigenbaums; rings um uns her herrschte die träumerische Stille des Sommermittags. Gerade aus flog der Blick weithin über die Landschaft, bis wo fern im Osten die schneeigen

Gipfel des Pratomagno am Horizont aufsteigen. Einen seltsamen Anblick gewährt das toscanische Hügelland, wie es sich vom Arnothal südlich und südwestlich bis zum Gestade des Mittelmeers ausdehnt, von welcher Seite man es auch betrachten möge. Es gleicht fast einem im Sturm erstarrten Meere, so zahllos sind die Erhebungen und Senkungen, zuweilen in langen parallelen Ketten, öfters scheinbar ohne alle Ordnung in allen Richtungen durcheinander geworfen. In der Mitte sind die Hügel niedrig, nur wenige hundert Fuß über die Ebene ragend, aber allmälig aufsteigend, werden sie an den Rändern hie und da zu mehrere tausend Fuß hohen Bergen; ja in dem Monte Amiata an der äußersten Südostgrenze steigen sie bis zu fast alpiner Höhe hinan, den Kamm der Apenninen weit überragend.

Vielfaches Schellengeläut weckte uns aus dem Halbschlummer, in den uns die Mittagshitze versenkt hatte. Ein Dutzend Calessini (einspännige, zweirädrige Karren mit einem Schwebesitz) kamen eilends hinter einander auf der gewundenen Straße von Certaldo her den Berg herauf. In jedem saß ein Bauer und eine Bäuerin im Sonntagsschmuck, die Männer in der neuesten Sammtjacke mit rother Weste und rothem flatterndem Halstuch, die Frauen in dunkeln Wollenkleidern und weißen Hauben. Es war ein ländlicher Brautzug, der eben vom Altar herkam. Ein Federbusch, an der Haube befestigt, und das schwarze Seidenkleid zeichneten die Braut vor ihren Gefährtinnen aus. Unter fröhlichem Rufen, Peitschenknallen und Schellengeläut fuhren sie in schlankem Trabe am Stadtthore vorüber auf der Straße nach Volterra hin.

Dorthin wollten auch wir noch heute, und es war Zeit aufzubrechen. Während die freundliche Wirthin uns ein paar treffliche Beefsteaks bereitete und unser guter Freund, der Wegweiser von Poggibonsi, der inzwischen sein Calessino herbeigeschafft hatte, ein kleines struppiges Maremmenpferd einspannte, ließen wir uns von einem kleinen Jungen, dessen

mangelhafte Bekleidung auf einen niedern Standpunkt der Anstandspolizei in San Gemignano schließen ließ, in den Salone führen. Dieser Salone ist der alte Sitzungssaal des Senats im Palaste des Podestà und noch unverändert in dem ursprünglichen Zustande. Eine große Freske, von dem Senesen Lippo di Memmi zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gemalt und von Benozzo Gozzoli ausgebessert, bedeckt eine Wand des großen Raumes. Die marmorne Inschrift daneben verkündet, daß an dieser Stelle einst der große Dante als Abgesandter der Republik Florenz eine Rede gehalten, um die Stadt San Gemignano zur Theilnahme an der guelfischen Liga aufzufordern, und daß seine Beredsamkeit den Sieg über alle Künste der Gegner davongetragen habe. Um die noch vorhandene Rednerbühne stehen die bedeutungsvollen Worte: Animus in consulendo liber!

---

2. Volterra.

Lustig fuhren wir aus dem alten Westthor von San Gemignano hinaus, gegen Volterra zu, so rasch es das bergige Terrain und die Kraft unseres Rößleins erlaubte, dessen Feuer übrigens die uns anfangs verdächtigen Lobpreisungen seines Herrn glänzend rechtfertigte. Hatte er es doch von seiner ersten Kindheit an auferzogen und nun schon Jahre lang mit ihm seinen Lebensunterhalt verdient. Jetzt freilich, seitdem die verwünschten Eisenbahnen ins Land gekommen, stehe es oft Tage lang im Stall, und wäre es kein Wunder, wenn es endlich steif und lahm darüber würde und sein Herr Hungers stürbe. Dabei klopfte er mitleidig dem Thiere auf den Hals, brummte eine ganze Fluth von Flüchen gegen die „strade ferrate, queste figlie di cani" in den Bart und fiel endlich wieder guten Muthes mit einem florentinischen

Ritornell (stornello), oder mit dem lieblichen „Pellegrina rondinella“, einem toscanischen Volksliede, ein, das er mit etwas roher, aber kräftiger und wohlklingender Stimme aus voller Brust durch die Schluchten hallen ließ, in denen sich unser Weg aufwärts zog.

An dem Kapuzinerkloster vorüber, das so ernst und feierlich aus seinem Kranze von düstern Cypressen blickt, fuhren wir anfangs noch durch eine leidlich angebaute Gegend, in der sich jedoch längst die Villen des Arno- und Elsathals in einfache schmucklose Bauernhäuschen verwandelt hatten. Aber bald hört die Weincultur auf, während die Olive noch hier und da an den Abhängen sichtbar bleibt. Der Bergkamm, den wir jetzt langsameren Schrittes hinansteigen, ist mit einem dichten Walde von immergrünen Eichen bedeckt, untermischt mit einzelnen Pinien, welche in einsamer Größe über die niedern Bäume emporragen, wie bei uns daheim wohl die dunkeln Tannen über das saftige Grün des Buchenwaldes. Seltsam blicken große Flecken kahler Erde von brennend rother Farbe zwischen dem grünen Dickicht hervor. Die Steineichen, die hie und da bis an den Weg hervortreten, zeigen so schöne Belaubung und so schlanke Stämme, wie man sie in cultivirten Gegenden, wo fast immer die Menschenhand mehr oder weniger an ihnen gekünstelt und die freie Entwickelung gehemmt hat, nie zu sehen bekommt. Außer den Wäldern der Maremmen geben nur die Villen von Frascati, die lieblichen Umgebungen des Albaner und Nemisees und einige der wilden, schluchtartigen Thäler Siciliens, wie die von Palazzuolo und Floridia unweit Syracus, einen angemessenen Begriff von der imposanten und malerischen Wirkung dieses Baumes in italienischen Landschaftsbildern.

Ehe man noch den Kamm des Berges erreicht, verliert sich fast jede Spur von Anbau. Oben hört selbst der Wald auf; statt seiner bedeckt kurzes hartes Gestrüpp die steinigen Hänge. Nur Adlerfarrn, Ginster (Spartium junceum) und

Haide wuchern lustig zwischen den Dorn- und Wachholderbüschen. Aber eine reiche Fernsicht ersetzt den Mangel schöner Umgebungen. Rückwärts ruht der Blick auf dem vor kurzem verlassenen Städtchen, das, einer riesenhaften Ritterburg ähnlich, mit seinen hohen Thürmen über den nächsten Bergrücken hinwegragt. Drüber hinaus erscheint, jenseits des wogenden Hügelmeeres, die kühn geschwungene Linie der Apenninen, deren schneebedeckter Rücken in den Dünsten des nördlichen und nordöstlichen Horizontes schwimmt. Anders ist das Schauspiel vor uns. In der Entfernung weniger Miglien erhebt sich, dunkel aus dem hellen Lichte des Westhimmels hervortretend, ein langgedehnter Bergrücken. Die Thürme und Mauern Volterras ragen über die Hochfläche. Rechts von ihnen wird im tiefen Einschnitt zwischen den Bergen ein horizontaler Streifen sichtbar, der zuweilen, einem polirten Metallspiegel ähnlich, die Sonnenstrahlen blendend zurückwirft. Es ist das Mittelmeer zwischen Pisa und Livorno; denn dort weiter nördlich, durch optische Täuschung die Wirklichkeit früherer Jahrhunderte wieder hervorzaubernd, erheben sich die Spitzen von San Giuliano vorgebirgsartig aus der söhligen Fläche*). Links von Volterra erscheint ein seltsam Gewirr von Bergen und Schluchten, wild und öde. Es sind die Maremmen. Hie und da erhebt sich in weiter Ferne eine weißliche Dampfsäule, die wir damals irrthümlich für ein Produkt mächtiger Kohlenmeiler hielten. Dunkelwaldige Höhenzüge, spitzige Felskegel und scharfgeschnittene Bergrücken ragen im fernen Süden. Südöstlich zieht, langsam aufsteigend, der Gebirgskamm hin, auf dem wir stehen. Dorthin wandte sich zu unserem Erstaunen auch die Straße, Volterra den Rücken kehrend.

---

*) Bekanntlich deckte das Meer sonst die ganze Ebene zwischen Pisa und Livorno, sowie zwischen den Mündungen des Arno und Serchio, so daß der sich jetzt nach der Ebene absenkende Berg von San Giuliano damals ein wirkliches Cap bildete.

„Ja, ja, Sie mögen Sich wohl verwundern, Signori," sagte unser allezeit mundfertiger Vetturin, unsere Frage beantwortend, ehe sie gethan war. „Sollte man nicht denken, man könne dort hinüberspringen nach Volterra? Aber sehen Sie einmal diese tiefen und steilen Schluchten an, die sich in den seltsamsten Windungen zwischen uns und diesem maledetto paese hinziehen! So müssen wir uns bequemen, der Straße zu folgen und einen Umweg von acht Miglien (drei Stunden) zu machen. Ci vuol pazienza!"

Er hatte Recht; Volterra ist, wie ein toscanischer Schriftsteller treffend bemerkt, eine „città di difficile e tortuosissimo accesso." Daß mannigfach gespaltene Berge und Thäler uns unverhofft von dem nahe gewähnten Ziele trennen, ist in der ganzen Welt nichts Besonderes; aber daß alle diese Thäler und Berge zickzackförmig oder mäandrisch gewunden erscheinen, das ist mir, in diesem Grade wenigstens, nirgends anders vorgekommen.

Auf der Höhe des Kammes fuhren wir an einem elenden Bauernhause vorüber, weit und breit der einzigen menschlichen Wohnung. Wenige Schritte weiter begegneten wir den Bewohnern; es waren die Neuvermählten, deren Festzug wir am Morgen bei den Quellen von San Gemignano vorübereilen sahen. Die Gäste waren in ihre Heimat zurückgekehrt; das junge Paar ging einsam und schweigend Arm in Arm spazieren, die Braut noch im Seidenkleide mit dem Federbusch an der Spitzenhaube. Ihr Gesicht war nicht heiter; vielleicht daß die rauhe, unfruchtbare Höhe und die elende Hütte, die ihr nun zur Heimat werden sollten, ihr kein allzu freundliches Bild des neuen Lebens malten, an dessen Schwelle sie stand. Ein kalter Wind strich vom Meere her über die Hochebene und rauschte melancholisch in den Ginsterstauden und in den Zweigen der Dornbüsche. Die Sonne sank in die Fluthen, und die glühenden Farben, mit denen sie noch eben die dürre Fläche zu bräutlicher Schönheit geschmückt, machten jenen bleichen und kalten Tönen

Platz, die durch die geheime Wechselwirkung zwischen Natur und Menschengemüth auch unserer Stimmung eine trübere und melancholischere Färbung verleihen. Unwillkürlich mahnte es mich vergleichend an das Schicksal der jungen Bäuerin. Die sorglose Kinderzeit war vorüber, vorüber die ungemischten Freuden des Brautstandes und das frohe Fest der Vereinigung: harte Arbeit und ein sorgenschweres, freudenarmes Leben harrten ihrer. Noch trug sie die bräutlichen Abzeichen und das Seidenkleid, das ihr ihren Stand gleichsam verbergen sollte. Aber Alles, was sie umgab, stand in allzu grellem Contrast mit dem bräutlichen Schmuck, als daß es nicht auch in dem einfachsten und unbefangensten Gemüth einen tiefen und trüben Eindruck hätte zurücklassen müssen.

Unser Weg senkte sich allmälig abwärts; der Charakter der Gegend wurde noch wilder und seltsamer. Hohe, bald sarg-, bald kegelförmige Hügel stiegen steil aus den Schluchten empor, Seiten und Gipfel nackt, ohne Spur von Vegetation, wie frisch aufgeworfene Schutthaufen. Dazwischen ziehen sich schneeweiße Streifen, im Dämmerlicht noch weithin leuchtend, über die Straße; es sind breite Alabasteradern, die in langen, abgebrochenen Linien aus dem enblößten Erdreich der Thäler und Abhänge hervortreten. Als wir zu Fuß die letzte Höhe hinanstiegen, auf der sich die alte Etruskerstadt erhebt, beleuchtete der Mond die großen Mauerzinnen zu unserer Rechten und schimmerte links tief unten auf dem Spiegel der Cecina, wo der Fluß aus den waldigen Bergen des Südens hervortritt.

Ein Cicerone geleitete uns in der Frühe des folgenden Morgens zu den etruskischen Grabstätten vor dem Nordthor. In großen Städten, wo man zudem meist hinlängliche Muße zum Besehen aller Merkwürdigkeiten hat, sollte man nie einen solchen Führer nehmen. Bei weitem die meisten sind nichts als das Echo der gedruckten „guides," unwissend, gleichgültig, anspruchsvoll, stecken mit allen Custoden und der zahllosen Schaar der Trinkgeld Fordernden (pestis illa Italiae)

unter einer Decke, jagen euch unbarmherzig von Kirche zu Kirche, von Haus zu Haus, von Bild zu Bild, bis ihr den Athem und die Geduld verliert und den Mann schon um Mittag verabschiedet, damit er euch nur um Gottes willen auf einige Stunden in Ruhe lasse. Anders in kleineren Orten. Nicht nur, daß man sich hier gewöhnlich nur wenige Stunden aufhält und schon deshalb genöthigt ist, so wenig Zeit als möglich mit Suchen zu verlieren, während die Handbücher den Rathsuchenden regelmäßig im Stiche lassen; sondern diese Leute betreiben auch, des seltneren Fremdenbesuchs wegen, die Sache etwas weniger handwerksmäßig, haben Sinn für die Schönheiten und Vorzüge ihrer Heimat sind in der Vergangenheit und Gegenwart ihrer Vaterstadt oft vollkommen zu Hause und kennen kein größeres Vergnügen, als den Fremden darin einzuweihen.

Auch diesmal hatte ich mich nicht verrechnet. Nachdem wir die moderne Stadt verlassen, waren wir eine Zeitlang zwischen Oliven- und Weingärten, Gemüse- und Weizenfeldern abwärts gestiegen, bis uns ein steiniger Hohlweg an ein schmales Thor führte, dessen Wölbung zerstört war, während die riesigen Steinblöcke der Seitenwände, ohne Mörtel auf einander geschichtet, keinen Zweifel ließen, daß wir hier vor einem der Thore der altetruskischen Ringmauer standen. Dem Führer folgend erkletterten wir eine der Seitenmauern, von wo man die Stadt und den Berghang weithin übersehen konnte. Der letztere senkte sich von der Stadt bis zu dem Punkte, wo wir standen, sehr allmälig, wurde dann aber mit jedem Schritt abwärts steiler und schroffer. Tiefe, dunkle Schluchten mit felsigen Abhängen furchen den Berg bis an die Mauern der gegenwärtigen Stadt. Der Finger des Führers deutete rechts und links auf eine dunkle, vielfach unterbrochene Linie, die in gleicher Höhe mit uns am Abhange fortlief.

„Das sind die Reste der alten etruskischen Mauern," sagte er. „Sieben Miglien (1½ deutsche Meilen) im Um-

fange setzen sie über Schluchten und Abgründe, überall von gleicher Stärke und Höhe. Vierzehn Fuß lange Steine finden sich darin. — Das thaten unsere Vorfahren," fügte er hinzu, „und doch hatten sie keine Maschinen zum Emporhissen dieser kolossalen Massen, sondern waren genöthigt, nach jeder neuen Lage den Raum vor der Mauer so mit Erde aufzufüllen, daß sie auf der schiefen Ebene die Blöcke zur folgenden Schicht herbeiwälzen konnten. Niemand aber weiß, wie weit die Errichtung dieser mächtigen Schutzwehr in die Nacht der Zeiten zurück geht, wenn es auch gewiß ist, daß Velathri schon eine blühende Stadt, eine der zwölf Hauptstädte der Hetruria media war, als die Römer noch vor ihren etruskischen Nachbarn zitterten. Auch hat es diesen, als sie mächtiger wurden, nicht wenig Blut und Schweiß gekostet, uns zu unterjochen. Lange schwankten die Würfel der Schlacht, als die Etrusker unter unseres Lucumon Aelius Volterranus Befehl, Anno 310 vor des Heilands Geburt, am See Vadimon, unweit des ciminischen Waldes, gegen die römischen Legionen stritten, und als endlich dreißig Jahre später die Stadt selbst in die Hände der Unersättlichen fiel, erhielt sie das römische Bürgerrecht. Nachmals, als sie nach zweijähriger heldenmüthiger Vertheidigung der Volksrechte und der Volkspartei gegen die Syllanischen Horden der Uebermacht weichen mußte, wagten die Sieger doch nicht, die angedrohte Vertheilung der Häuser und Ländereien unter die Militärkolonisten zu bewerkstelligen; führte doch der große Cicero selbst die Sache der Volterraner und nannte sie optimi cives. Erst als die Freiheit Roms zu Grabe gegangen war, sank auch der Stern Volterras, und seine Bürger, die das alte Recht vertheidigten, mußten nach der Schlacht bei Actium die Hälfte ihres Besitzes den Legionen Octavians abtreten."

Er hatte mit einem Eifer und einer Lebendigkeit gesprochen, als handle es sich von Dingen von gestern und heute, und nicht von solchen, die Jahrtausende zurück im Nebel der Vorwelt lagen. Unser Erstaunen bemerkend, brach

er plötzlich ab und sagte halb beschämt: „Sie wundern sich mit Recht darüber, daß ich über die alten Geschichten so warm werden kann; aber wenn man sich so täglich damit beschäftigt, von ihnen zu lesen, zu hören, die alten Denkmale zu sehen, zu untersuchen und zu zeigen, da ist es Einem am Ende, als lebe man selbst noch in jenen Zeiten, oder als reichten sie doch bis in die unsrige herein."

Ich drückte dem Sprecher meine Freude und Verwunderung aus über seine genaue Kenntniß und sein lebhaftes Interesse für die vaterländische Geschichte. „Es ist schlimm," sagte er, „daß Sie ein Recht haben, Sich zu wundern; aber ich weiß wohl, daß sich die Meisten wenig um die Vergangenheit ihrer Heimat und die Größe ihrer Ahnen bekümmern. Thäten sie es, es stände wohl auch besser um die Gegenwart und die gegenwärtige Generation. Thun doch die Wenigsten auch nur das Geringste für das Wohl und den Ruhm ihrer Vaterstadt. Wie hat es mir manchmal das Herz abgefressen, zu sehen, wie man die schönsten Denkmäler hier verfallen oder von den unwissendsten Bauern zerstören läßt, wie man sich nicht die geringste Mühe gibt, die vielen noch in der Erde verborgenen Schätze ans Licht zu ziehen! Volterra zählt edle und reiche Familien unter seinen Bürgern, aber sie leben auf ihren Villen und in der Hauptstadt und kommen nur hierher, um ihre Rechnungen mit dem Fattore (Verwalter) zu regeln. Und die Andern, das ist mit wenigen Ausnahmen rohes, unwissendes Volk, das nur von der Hand in den Mund lebt oder höchstens Kaffeehauspolitik treibt. Ich aber bin ein armer Teufel; auf meine Stimme hört niemand. Doch kommen Sie, das Grabmal zu sehen, das ich mit großer Anstrengung bisher vor den barbarischen Händen der Contadini beschützt habe."

Wir waren inzwischen noch eine Strecke bergabwärts gestiegen. Der Cicerone zündete eine Wachsfackel an, die er in der Hand trug, und wir traten durch eine schmale und niedrige Thür in das Innere eines Grabhügels, der sich

außen kaum vom umgebenden Boden auszeichnete. Nach einigen Schritten erweiterte sich der enge Gang zu einer runden, sechs bis sieben Fuß hohen, etwa zwölf Fuß im Durchmesser haltenden Grotte, deren Decke von einem massiven, roh behauenen Pfeiler getragen wurde. Rings an der Mauer gereiht standen Urnen, theils von porösem Kalkstein, theils von Alabaster, mit Basreliefs verziert, auf dem Deckel das Bild des Verstorbenen, in der unabänderlichen Stellung mit aufgestütztem Elbogen und mit dem unförmlich großen Kopf. Die Basreliefs, noch mehr die ganzen Figuren, waren roh gearbeitet und schienen einer sehr frühen Zeit anzugehören.

Zu beiden Seiten des Weges zeigte uns der Führer die Spuren einer zahllosen Menge ähnlicher Hypogäen. Man hat die Urnen herausgenommen und die Gräber dem Feldbau zu Liebe wieder zugeworfen. Die Nekropolis erstreckt sich über eine Miglie weit nach beiden Seiten, und doch, meinte der Volterraner, sei wohl kaum die Hälfte aufgedeckt. Die großen behauenen Steine führe man nebst denen, deren man von der Mauer habhaft werden könne, als Baumaterial nach Volterra.

Der obere Theil des Berges besteht aus Grobkalk, sehr ähnlich dem des Pariser Beckens. Nirgends fand ich ihn so reich an Versteinerungen wie hier. Große Schenkelknochen von Säugethieren (vielleicht Anoplotherium commune), einzelne Ueberreste von Vögeln und zahlreiche Fische lagern zwischen den massenhaft zusammengedrängten Conchylien (meist Arten von Turritella, Cerithium und Cardium). Der Anblick dieser roh behauenen, unordentlich zu beiden Seiten des Weges über einander gethürmten Steine, welche, bis auf den letzten Tag die Grüfte einer seit Jahrtausenden geschiedenen Generation umkleidend, selbst wieder aus den Gebeinen einer noch unendlich weiter in die Jugendzeit unseres Planeten hinauf reichenden Schöpfung zusammengesetzt erscheinen macht einen eigenthümlichen Eindruck, den das öde, starre

Aussehen des Berghanges und die ringsum herrschende Stille und Einsamkeit noch verstärken. Keine Spur vom geschäftigen Leben, das sonst in der unmittelbaren Nähe einer Stadt zu herrschen pflegt; auf dem steilen, beschwerlichen Weg begegneten wir keinem lebenden Wesen, keine Straße führt in das sterile, öde Thal zu unsern Füßen hinunter.

Ist aber der Nordabhang des Berges von Volterra wirklich todt und öde, so sind dagegen die Schilderungen, die uns Reisende und Reisehandbücher gewöhnlich von dem verfallenen Aussehen und dem trostlosen Zustande der inneren Stadt zu entwerfen belieben, gewaltig übertrieben. Ein französischer Schriftsteller zeichnet ein Bild von Volterra, das mich fast glauben machte, es erwarte mich hier ein ähnlicher Gegensatz zwischen alter Größe und gegenwärtigem Elend, wie in Karnak und Luxor, wie unter den einsam ragenden Tempeln von Pästum und Akragas, oder vor den Palästen und Teocallis des geheimnißvollen Palenque. Wenn unser Landsmann Neigebaur sagt, daß man hier „nur verfallene, zum Theil unbewohnte Paläste, verlassene Gärten und Klöster, altes Gemäuer und hie und da einen bleichen, todtenartig (!) umherschleichenden Einwohner, und nicht einmal ein Gasthaus antrifft," so bezweifle ich, daß diese Schilderung selbst zu seiner Zeit richtig gewesen ist, glaube vielmehr, daß sich hier der Verfasser (dessen Reisehandbuch ich überhaupt nicht allzusehr empfehlen kann) von seiner lebhaften Phantasie hat hinreißen lassen, Gespenster am hellen Tage zu sehen. Ich kann wenigstens versichern, daß alle Einwohner von Volterra, denen ich begegnete, durchaus nicht „todtenartig umherschlichen," sondern so fest und kräftig auftraten, wie unser Einer, auch eine lebhaftere und gesundere Farbe hatten, als die Florentiner, was nicht zu verwundern, da die Luft hier in 1700 Fuß Meereshöhe frisch und rein genug ist. Altes Gemäuer und halbverfallene Paläste giebt es freilich hie und da; das ist aber bekanntlich in ganz Italien eine gewöhnliche Erscheinung, und unbewohnt sind die

letzteren nur, wenn ihre Besitzer auf dem Lande oder in der Hauptstadt leben, was allerdings oft vorkommt. — —

Auf dem Wege zur Domkirche kamen wir an dem Gymnasium vorüber, das im Jahre 1711 von den Schulbrüdern (Scolopj, Padri delle scuole pie) gestiftet, zu Anfang des Jahrhunderts eine der berühmtesten höheren Lehranstalten Italiens war. Vor einigen Jahren, als Pius' IX. Stern noch hell über der Halbinsel leuchtete, ward das Gymnasium von Volterra auch jenseit der Alpen genannt; denn hier hatte Giovanni Mastai neun Jahre lang (von 1801 bis 1809) den Wissenschaften obgelegen. Wenig mochte es damals dem fröhlichen Knaben in den Sinn kommen, daß er dereinst auf Sanct Peters Stuhl sitzen und bald als Symbol der Völkerbefreiung abgöttisch angebetet, bald als Verräther und Tyrann gebrandmarkt werden sollte. Seine noch lebenden Lehrer in Volterra sagten oft, ihr berühmter Zögling sei immer ein lobenswerther, fleißiger und folgsamer Schüler gewesen, wenn er auch die Musik und Deklamation fast mehr als Logik und Grammatik geliebt habe. Aber einen besonders hohen und weltumgestaltenden Geist hatten sie nie an ihm bemerkt. Und wer Pius IX. in seinem öffentlichen und Privatleben nachgeht, von der Geschichte seiner unglücklichen Liebe und der Priesterweihe an, durch die chilensische Reise, die Vorsteherschaft des Waisenhauses, wo er den Kindern ein freundlicher Vater war und hieß, und das Bischofthum von Jmola und Spoleto, bis zu dem Augenblick, wo er selbst bei der Abstimmung im Quirinal die Stimmzettel verlesend, endlich angstvoll ausrief: „O signori che hanno fatto!“ und wieder von der berühmten Amnestie an bis zu dem furchtbaren 16. November, bis zur Flucht nach Gaeta und zu seiner Rückkehr unter dem unwillkommenen Schutz der französischen Bajonette: — wer dieses Leben überblickt, dem wird es gehen wie den guten Vätern von Volterra, er wird den Halbgott und den Teufel vergebens suchen. Statt dessen wird er einen guten, wohlgesinnten Mann finden, der nicht

minder das Beste seines Volks, als das der Kirche im Auge hatte, dessen Geisteskraft und Scharfblick aber seiner Stellung und Aufgabe nicht gewachsen waren; einen Priesterkönig, der von den Parteien und dem Zeitstrom weit über das gesuchte Ziel hinweggerissen, als ihn der betäubende Rausch der Volksgunst verließ, plötzlich inne ward, er sei am Rande eines gefährlichen Abgrundes angelangt, und der von da ab in schwerer Seelenangst sein Thun und Sinnen von Anfang an verdammte und in Sack und Asche Buße dafür that, daß er, wenn auch unwillentlich und unwissentlich den furchtbaren Revolutionssturm wachgerufen, und in tiefer Reue darüber, daß er von dem Pfade, den seine Vorgänger wandelten, abgewichen sei, dem unglücklichen römischen Volke von Neuem in bester Absicht das unerträglichste Joch auflegte. Noch gilt von ihm des Dichters Wort:

> Von der Parteien Haß und Gunst entstellt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;

aber die Nachwelt wird es einst aussprechen: In einer großen und schweren Zeit an den schwierigsten und verantwortlichsten aller Plätze gestellt, vermochte er seine Aufgabe nicht zu lösen, und bald dieser, bald jener Partei in die Hände fallend, war er nacheinander der Spielball aller. Aber wenn das seine Zurechnungsfähigkeit und positive Schuld vermindert, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Gewalt der Umstände, daß die blinde Tollheit der extremen Parteien, daß endlich der Fluch und ewig unlösbare Widerspruch seiner Doppelstellung (per confondere in sè duo reggimenti; Dante, Purgatorio XVI, 121) Pius IX. für eine Zeitlang fast zum bösen Engel Italiens gemacht haben.

In einem unscheinbaren Häuschen unweit des Domes hat, nach einer wohl schlecht verbürgten Tradition, des frühverblichenen Dichters Persius Flaccus Wiege gestanden. Unser patriotischer Führer hatte die berühmten Satiren, womit der Dichter die entartete Mitwelt geißelt, in der italienischen

Uebersetzung gelesen und führte sie nun mit Stolz als Beweis an, wie Volterra noch seine Bürgertugend und Sittenreinheit bewahrt habe, als die Welthauptstadt schon der furchtbarsten Verderbniß anheimgefallen war. Er sprach davon, als habe er den Satiriker persönlich gekannt und in den Philosophenschulen der Stoiker neben ihm gesessen. Als ich ihn aber fragte, ob er den unruhigen und gewissenlosen Ehrgeiz der wilden Cäcina, deren Grabgewölbe unlängst vor dem Thore der Diana entdeckt worden, auch auf Rechnung der Stadt setzen wolle, antwortete er: „era la malattia del secolo“ (es war die Krankheit der Zeit), und meinte außerdem, der Sieger von Bedriacum habe wohl eben so viel Recht und Anspruch auf den Kaiserthron gehabt, als Vespasian.

Der Dom, auf dem höchsten Punkte der Stadt erbaut, ist ein großes Gebäude in ursprünglich byzantinischem Style. Als im Jahre 1121 Papst Calixtus II. nach Deutschland ging, um im Concordat von Worms dem unseligen Investiturstreit ein Ende zu machen, der seit 50 Jahren Kirche und Reich in blutiger Fehde schied, weihte er bei der Durchreise in Volterra die eben vollendete Kathedrale. Später vertraute der Senat den geschickten Händen Niccola Pisano's ihre Erweiterung und künstlerische Vollendung an; aber eine freilich unvermeidliche Restauration in den letztvergangenen Jahren giebt ihm ein seltsames und dem Auge nicht wohlthuendes scheckiges Aussehen, wie es die grellweißen neuen Flicken der alten, von Luft und Sonne gebräunten Marmorbekleidung des Doms von Florenz verleihen. Das Innere der Kirche ist schmucklos, fast ärmlich. Unter den Bildwerken fiel mir nur ein reizendes Gemälde von Leonhard von Pistoja auf, eine Composition, ganz ähnlich der Madonna dell' Impannata, aber die Ausführung ganz im Style Peruginos: die Gottesmutter zumal so kindlich fromm, so durchsichtig klar und mit dem wehmüthigen Lächeln, das den Beschauer so wunderbar ergreift und rührt. Neben der Demuth der

gottgeweihten Magd und neben der Freude der Mutter über ihr Kind liegt in dem Ausdruck der reinen Züge Mariens schon eine leise Vorahnung der bittern Schmerzen, die ihr Herz dereinst zerreißen sollten. Dieser Zug, der seine Wirkung auf die Herzen nie verfehlt, wenn er auch zuweilen hart an das Sentimentale streift, ist den besseren Gemälden der umbrischen Schule eigenthümlich. In Raphaels Bildern klingt er noch nach bis in die erste Zeit seines Aufenthalts in Florenz; die letzten schwachen Spuren zeigt die liebliche Madonna del Cardellino in der Tribüne der Florentinischen Gallerie. An seine Stelle trat später die Majestät der Himmelskönigin.

Vom Baptisterium, das, wie gewöhnlich in den alten italienischen Städten, dem Dom gegenüber steht, behauptete der Führer, es sei ursprünglich ein Tempel des Mars gewesen. Es ist seltsam, wie häufig sich diese Sage in Toscana wiederholt. Die Taufkirchen von Florenz und Pistoja und die seltsame alte Pieve (Hauptkirche) mit ihrer Musterkarte von Säulen in Arezzo gelten gleichfalls für ehemalige Tempel des Kriegsgottes. Bei den meisten mag die seltsame achteckige Form, deren Gebrauch und Bedeutung später verloren ging, zu der Sage beigetragen haben. Gewiß ist, daß diese in keiner der genannten Städte vor einer näheren Untersuchung Stand hält. Doch ist das Battisterio von Volterra allerdings gleich dem von Florenz aus dem frühesten Mittelalter, vielleicht aus dem achten Jahrhundert; denn noch bewahrt man im Archiv des Domes ein Document aus dem zehnten Säculum, das vom „baptisterium Sancti Joannis“ als von einer seit langer Zeit vorhandenen Kirche spricht. Eine prächtige Monstranz von weißem Marmor mit Figuren von Mino da Fiesole in Haut- und Basrelief ziert den Hauptaltar.

Es war über unsern Wanderungen spät geworden, und da wir heute wenigstens noch Montecatini erreichen wollten, eilten wir dem Marktplatze zu, der den Mittelpunkt der

jetzigen Stadt und ihres Lebens bildet, um noch die berühmte Sammlung von etruskischen Alterthümern in Augenschein zu nehmen, die, hauptsächlich durch das Vermächtniß eines kunstliebenden und mit der Vorzeit seiner Vaterstadt wohl vertrauten Volterraners, des Monsignor Guarnacci, gestiftet, das ganze untere Stockwerk des Rathhauses anfüllt.

Vasen und Spielzeug aller Art, wie Knöchel, Würfel u. dgl. fehlen zwar auch hier nicht, doch kann sich Volterra in dieser Hinsicht mit den Museen von Chiusi, Rom, Neapel und Florenz keineswegs messen. Dagegen dürfte sich eine so reiche und belehrende Sammlung von Graburnen kaum irgendwo wieder finden. Leider fehlt es an Raum, so daß die dicht neben und über einander, oft in dunkeln Gängen und Zimmern aufgeschichteten Denkmäler kaum ihre Umrisse deutlich erkennen lassen.

Weißer Alabaster, Grobkalk oder Travertin, bilden das Material der länglich viereckigen, in Form und Größe kaum wechselnden Gefäße. Alle sind auf einer Langseite mit Basreliefs bedeckt, die fast ausschließlich mythologische Scenen darstellen, dabei aber so mannigfaltig sind, daß die Sammlung von Volterra Gelegenheit bietet, die ganze griechische und römische, oder besser etruskische Götterfabel zu recapituliren. Sehr viele enthalten eine Anspielung auf den Tod, ob auch besondere auf den Todten, ist schwer zu sagen. Von der rohesten unförmlichen Arbeit der vorrömischen Zeit kann man hier alle Entwickelungsstufen bis zu einer Blüthe der Kunst, die (vielleicht nach griechischen Mustern arbeitend) dem hellenischen Meißel wenig nachgab, und wieder bis zum vollständigen Verfall in den späteren Kaiserzeiten verfolgen. Die ältesten Bildwerke gleichen oft täuschend den ägyptischen. Besonders merkwürdig ist hier das lebensgroße Reliefbild eines Mannes, welches als Deckel eines der größeren Sarkophage gedient zu haben scheint, dergleichen sich, wie in den Grabgewölben der Cäcina, zerstreut unter den kleineren Urnen finden. Oft erscheint derselbe Gegenstand aus den verschie-

densten Epochen und von den verschiedensten Meistern bearbeitet, so ein treffliches Bild von der allmäligen Entwickelung der bildenden Kunst bei den Etruskern gewährend. Einige Figuren sind trotz des rauhen Materials nicht nur von der größten Naturwahrheit, sondern auch von wahrhaft hinreißender Formenschönheit und einem Leben, einer Bewegung, einem sprechenden Ausdruck, verbunden mit der maßvollen Würde der classischen Zeit, daß die großen athenischen Meister sich ihrer nicht zu schämen gehabt hätten. Zwei dieser Basreliefs zumal, der Raub Deidamias durch Achill und Alcestens Opfer für ihren Gatten, bleiben mir unvergeßlich. Die verschleierte sitzende Gestalt der Alceste ist ein Wunder der Kunst. Trotz des spröden und unfügsamen grobkörnigen Stoffes ist der Schleier durchsichtig, die Formen weich und bis ins feinste Detail unter der luftigen Hülle angedeutet; im Gesicht mischt sich der Ausdruck schwärmerischer Liebe und tiefsten Trennungsschmerzes. Und das Alles, um für ewige Zeiten in einem Grabgewölbe verborgen zu werden! und vielleicht eher von einem Handlanger, als von einem namhaften Künstler gemacht, der sich schwerlich zu einer so undankbaren Arbeit hergeben mochte. Welche Blüthe der Kunst gehörte dazu, daß ein Dutzendbildschnitzer einer herabgekommenen Provinzialstadt (denn das war Volterra, als griechische Kultur und Kunst ihren Weg zu ihr finden konnten) solche Werke hervorzubringen im Stande war!

Wunderbar contrastirt mit dieser künstlerischen Vollendung einzelner Basreliefs die sich stets gleichbleibende Rohheit, mit welcher die liegende Gestalt auf dem Deckel der Urne gearbeitet ist. Die Köpfe, welche mich durch ihre unverhältnißmäßige Größe einigermaßen an gewisse moderne Carrikaturen erinnerten, haben offenbar Porträtähnlichkeit; und das scheint Alles gewesen zu sein, was man verlangte. Symbolische Steinzeichen erzählen die Geschichte der Todten. Die Blätterkränze der Rosetten deuten durch ihre Zahl an,

ob der Verstorbene noch nicht die Grenze des Kindesalters überschritten hatte, ob er in der Blüthe seiner Kraft dahingerafft wurde, oder ob er bis zu dem Punkte gelangt, wo die Lampe aus Mangel an Oel verlöscht. Der Apfel der Fruchtbarkeit, der Fächer, seltener der Spiegel, deuten auf das eine, das Trinkhorn, unten in eine seltsame Thiergestalt endend, auf das andere Geschlecht, während die einfache oder doppelte Kette, die, um den Hals geschlungen, auf die Brust niederhängt, die niedrigere oder höhere Würde der Magistratspersonen bezeichnet.

Aus den düsteren Sälen und von den Denkmälern längst verschollener Todten traten wir in das helle Sonnenlicht und unter das lebendige muntere Treiben des Marktplatzes, wo Käufer und Verkäufer mit unendlicher Zungengeläufigkeit um die frischen Frühlingskinder, um die jungen Erbsen und die ersten Erdbeeren feilschten. Großartige Gebäude aus mittelalterlicher Zeit umgeben den unregelmäßigen Platz. Leider stören auch hier moderne Restaurationen und Flicken den harmonischen Eindruck, so sehr man sich offenbar auch bemüht hat, den alten Charakter beizubehalten.

Der Führer, der wieder zu uns getreten war, sobald wir das Museum verlassen hatten, setzte uns bald darüber ins Klare. „Sehen Sie diesen Thurm dort auf dem Rathhause, der jetzt aussieht wie ein kopfloser Rumpf? Nun, vor sechs Jahren war er noch doppelt so hoch und zinnengekrönt. Als aber einmal zu Ende Augusts 1846 der Markt in den Morgenstunden, wie heute, mit geschäftigen Menschen gefüllt war, geschah plötzlich ein fürchterlicher Stoß, daß der Erdboden zitterte und schwankte. Ein zweiter folgte; die massiven Steinpaläste thaten sich auf und krümmten sich wie Strohhalme, die Dächer krachten zusammen, die Säulen stürzten zerschmettert nieder, und mit namenlosem Schrecken sahen die Weiterstehenden den Thurm über das Rathhausdach sich neigen nach dem Marktplatz zu. Einen Augenblick

noch — so schien es — und vielleicht hundert Menschen jedes Alters und Geschlechts lagen zerschmettert, mit zuckenden Gliedern unter dem mächtigen Getrümmer. Der Angstruf: „la torre casca, la torre casca!“ hatte die Bedrohten aller Besinnung beraubt, wild rannten sie durcheinander und gegen einander, ohne vom Platze zu kommen; schon erschien die Spitze des Thurmes über den Zinnen der Curie; aber das furchtbare Getöse der auf das Steinpflaster des Marktes niederstürzenden Masse schlug nicht an die Ohren derer, die von sicherer Stätte aus mit namenloser Angst der Katastrophe entgegen sahen. So fest und stark waren Thurm und Zinnen gemauert, daß die letzteren nicht nachgaben, der erstere nicht auseinander fiel, bis die Menschen unten die Besinnung wieder erlangt und Zeit zur Flucht gewonnen hatten. Da erst brach die Spitze zusammen und krachend stürzten die Trümmer von der gewaltigen Höhe auf den geleerten Platz. Nur Einer — sei es, daß ihn die Todesangst aller Sinne beraubt, oder daß tollkühne Unvorsichtigkeit ihn in der Nähe festgehalten — ward von einem wie aus einer Wurfmaschine geschleuderten Quadersteine getroffen und zerschmettert. Sehen Sie hier,“ und dabei zeigte er auf eine noch erkennbare Spalte in dem Gebäude, an dessen Fuße wir standen, „hier that sich die dicke Mauer für einen Augenblick fußweit auseinander, so daß das Innere der Bibliothek im oberen Stockwerk vom Markte aus sichtbar ward, und schloß sich dann eben so plötzlich wieder zusammen. Das Erdbeben war zu Ende, nur einige schwache und unschädliche Stöße folgten; aber mehrere der größten und schönsten Gebäude der Stadt, die seit manchem Jahrhundert dem Einflusse des Wetters und der Zeit getrotzt, lagen zur Hälfte in Trümmern, oder waren doch wie die, welche Sie dort gegenüber sehen, so beschädigt, daß sie von Grund aus reparirt werden mußten. Noch kann ich den Markt nicht wieder betreten, ohne daß mir jene Schreckensscene und der langsam sinkende Thurm

wieder lebhaft vor die Seele tritt und mich gemahnt wie ein quälendes Traumbild." *)

Uns gegenüber, am alten Palaste des Podestà, stand hoch in einer Mauerblende die steinerne Bildsäule eines geharnischten Mannes. Ich frug unsern Führer, zu wessen Andenken sie an jenem ungewöhnlichen Platze aufgestellt worden sei. „Es ist das Bild eines Mannes," erwiderte er, „der einst von seinen Collegen aus dem Fenster dort oben auf den Marktplatz hinabgestürzt wurde. Als die Florentiner, welche sich an der Spitze der guelfischen Liga i. J. 1253 Volterras bemächtigt hatten, gegen den Willen seiner Bürger ein neues Grundsteuersystem einführen wollten, stand das Volk von Volterra auf, an seiner Spitze Giusto Landini, ein junger Mann voll Feuer und hohen Sinnes, vielleicht neben der Befreiung seiner Vaterstadt vom fremden Joch auch Macht und Herrschaft für sich selbst erstrebend. Er erstürmte die Veste Rocca Voltrajo dort oben auf dem Berge und vertrieb die florentinische Besatzung. Als er aber in der Sitzung des Senats eine neue Verfassung vorschlug, fielen seine Feinde über ihn her, durchbohrten ihn mit ihren Dolchen und warfen ihn noch lebend aus jenem Fenster hinab unter das versammelte Volk, während ein Herold das als die gerechte Strafe für Denjenigen ausrief, der unter dem Deckmantel der Befreiung von fremder Tyrannei die Vaterstadt unter die eigene habe beugen wollen. Das Volk glaubte, was man ihm sagte; der Senat sandte seine Unterwerfung nach Florenz. Zum Andenken an die That aber stellten sie die Bildsäule Landinis neben jenes Fenster in die Mauernische dort oben."

„Und Voltern blieb seitdem unter der Botmäßigkeit der Florentiner?" — Kurz nach Landini's Ermordung brach aus

*) Das Erdbeben vom 26. August 1846 that im ganzen nordwestlichen Toscana bedeutenden Schaden. Besonders Livorno und die Umgegend, so wie der nördliche Theil der Maremmen, wurden davon heimgesucht, und einige Dörfer fast gänzlich zerstört.

ähnlichen Gründen eine neue Empörung los, die der Stadt fast auf ein Jahr die Freiheit wiedergab. Dann aber sandten die Florentiner ein Söldnerheer unter der Führung des berühmten Condottiere, Herzogs Friedrich von Montefeltro, 12,000 Mann stark, und nach hartnäckiger Gegenwehr ward die Stadt erstürmt, geplündert, zum Theil eingeäschert und fast die Hälfte ihrer besten Bürger auf ewig verbannt. Nie erholte sie sich von diesem Schlage. Aber die letzte Spur ihrer alten Blüthe schwand, als in dem verzweifelten Kampfe, den Florenz 1530 für seine Unabhängigkeit gegen Papst und Kaiser, gegen die vereinigte Macht einer halben Welt focht, Volterra sich für die Medicis erklärte, und nun der wilde und tapfere Francesco Ferruccio, der letzte Held des freien Italiens, mit Sturm eindrang und nach furchtbarem 24stündigen Straßenkampfe die kaiserliche Besatzung in die Flucht schlug. Ein Heer von 10,000 Kaiserlichen unter desselben Maramaldo Befehl, der später auf dem blutgetränkten Kirchhof von Gavinana Ferruccio's böser Engel werden sollte, berannte alsbald die Stadt; aber alle Anstrengungen der Belagerer scheiterten an der unerschütterlichen Tapferkeit und dem Genie des einzigen Mannes, der sich schwerverwundet täglich auf die Mauern tragen ließ, um die Seinen durch Wort und Blick anzufeuern. Endlich wurde er abgerufen, weil die schon im Todeskampf liegende Republik seiner anderswo bedurfte. Volterra aber war in diesen blutigen Kämpfen entvölkert, verarmt, zur Hälfte in einen Schutthaufen verwandelt. Zwanzig Jahre später, unter dem ersten Großherzog von Florenz, war seine Bevölkerung von den früheren 40,000 auf 2,000 Seelen herabgesunken, und obgleich es sich allmälig wieder etwas hob, zählt es doch gegenwärtig kaum 7,000 Bewohner."

„Und womit ernähren sich dieselben jetzt, da die Salzwerke, die Schwefel-, Vitriol- und Alaungruben nicht mehr die ihren sind?" frug ich.

„Hauptsächlich mit dem Brechen und der Bearbeitung des Alabasters, des Chalcedons und Agats. Sie haben hier in den Läden und mehr noch in Florenz die zahllosen Figuren, Vasen und Geräthschaften bald in weißem, bald in einem rauchgrauen, agatartigen Steine gesehen, welche die Fremden durch ihren unglaublich billigen Preis nicht minder, als durch ihre zierliche Ausführung anziehen. Der rauchgraue Alabaster wird ganz in der Nähe, in jenen Schluchten gebrochen, die Sie gestern Abend passirt haben; der weiße aber befindet sich in der besten Qualität nur in den Brüchen von Castellina, fast halbwegs zwischen hier und Pisa. Ein großer Theil wird hier verarbeitet; aber seit man uns in Florenz und sogar im hohen Norden so gewaltige Concurrenz zu machen begonnen hat, fängt auch diese einst so reiche Erwerbsquelle an zu stocken."

Wir baten ihn, uns in eine der Bildhauerwerkstätten zu führen; aber die Arbeiten, die wir dort sahen, hatten mehr vom Handwerk, als von der Kunst. Der größere Theil geschieht ganz einfach auf der Drehbank; so weich ist der Stoff, daß er sich wie Holz behandeln läßt. Die kleinen Bildsäulen und dergleichen werden nach hundertmal wiederholten Schablonen und Modellen handwerksmäßig zugeschnitten. Selten, daß ein spekulativer Kopf von Zeit zu Zeit einen neuen Gypsabguß irgend eines Marmor- oder Bronzewerks anfertigen läßt, um seinen Alabaster danach zu formen und sich die Neuigkeit etwas theurer zahlen zu lassen. Für den Alabaster componirt Niemand.

Das Atelier lag außerhalb der Mauern. Auf dem Rückwege kamen wir durch ein ziemlich niedriges, aber kolossal dickes, schön gewölbtes Thor, die Porta dell' arco, das einzige, das noch ganz unverletzt aus uralt etruskischer Zeit besteht. Die riesigen Steinblöcke sind zwar, wie immer, ohne Mörtel aufeinandergeschichtet, aber so glatt und regelmäßig behauen, daß man wohl daraus schließen mag, daß der Bau wenigstens in nachcyklopischen Zeiten entstanden sei.

Zwei, leider halbzerstörte Basreliefs, lebensgroße Figuren darstellend, schmücken die Außenseite. In der Nähe zeigt man die Spuren römischer Thermen, aus denen wir schon ein ziemlich mittelmäßiges Mosaik im Fußboden eines der Museumssäle gesehen hatten.

Von Porta dell' Arco aus beherrscht das Auge weithin die Landschaft nach Süd und West. Der Anblick ist öde und melancholisch. Das Erdreich erscheint selbst in dieser grünen Jahreszeit steril und verbrannt. Seltsam gewundene Thäler und Schluchten ziehen sich zwischen den wild zerrissenen nackten Berghängen in allen Richtungen hin. An den Abhängen und in den Thaltiefen erscheinen weite, bloßliegende Flächen eines bläulichen, kalkhaltigen Thonmergels, der, lose geschichtet und sehr geneigt sich zu spalten, oft lawinenartig von den Seiten der Hügel herabstürzend oder vom Regen fortgeschwemmt, die Thäler verwüstend deckt. Keine Pflanze wurzelt in dem beweglichen Erdreich. In weitem, sand- und geröllbedecktem Bette drängt die ungestüme Cecina oft mit verheerender Gewalt dem westlichen Meere zu. Weiter im Süden steigen jene weißlichen Rauchwolken aus den Thalschluchten gen Himmel, die wir schon am Tage zuvor von der Höhe des Bergkammes erblickt hatten. Es sind die Dämpfe der Schwefelthermen und jener seltsamen Gas- und Dampfquellen, die mit dem Gezisch der gereizten Schlange oder mit dem Sausen des nahenden Sturmes aus den hundert Spalten des glühenden Bodens fahren. Die waldigen Höhen der Maremmen schließen den Hintergrund; über ihnen steigen noch im Südosten die Massen des Monte Amiata bläulich beduftet auf; westlich erhebt sich inselartig aus dem Meere der „schwarze Berg," dessen breite Fläche nördlich zwischen Livorno und Pisa, südlich unterhalb der Cecinamündung sichtbar wird. Deutlich erkennt das bloße Auge den von Civita-Vecchia herkommenden Dampfer, dessen Rauchwolke einen Augenblick als ein dunkler Schattenstreif auf dem schimmernden Hintergrunde des Westhimmels verweilt.

Noch sandte die Sonne glühende Pfeile aus der Mittagshöhe auf die weißliche Bergwand. Aber drohendes schwarzes Gewölk zog langsam von Nordosten heran: die heiße, regungslose Luft verkündete den nahen Ausbruch eines Unwetters. So eilten wir, wo möglich noch vorher Monte Catini, dessen Schloßruine uns von dem grünen Hügel im Westen herwinkte, zu erreichen. Schon liefen breite Wolkenschatten über die sonnige Fläche, ein Beweis, daß die lautlose Windstille nur hier in der Tiefe herrschte und in den höheren Regionen schon der Kampf der Elemente begonnen habe. Der plötzliche Wechsel von Licht und Schatten erhöhte das düstere, trostlose Aussehen der Gegend. Zwar ist der Abhang des Berges selbst nicht unfruchtbar. So weit der höhlenreiche Grobkalk zu Tage tritt, gedeihen Getreide und Hülsenfrüchte zwischen der Rebe und dem Oelbaum. Wo aber weiter unten der lebhafte blaugrau gefärbte Thonmergel (mattajone, marna coerulea) den festen Kalkstein bedeckt, da hört alle Cultur, ja alle Vegetation überhaupt auf. Die unzähligen Spalten der wie vom wogenden Wasser geglätteten und wieder gefurchten Oberfläche, verleihen dem Erdreich ein Aussehen, als sei es eben erst aus einer ringsbedeckenden Sündfluth zu Tage getreten. Zahllose Muschelreste vermehren die Täuschung. Fünf Quadratmiglien, ein Sechstel des Gemeindegebietes, sind hier gänzlich abgabenfrei — von Nichts läßt sich Nichts abgeben.

Wir erreichten den Fuß des Berges von Monte Catini, ohne daß uns die finsteren Massen, die jetzt über uns hingen, mehr als einzelne Tropfen zugesandt hätten. Jupiter donnerte links, glückverkündend; über Siena hin zuckten die Blitze. Zwei Stunden lang hatten wir eine nackte, alles organischen Lebens baare Einöde durchwandert; jetzt veränderte sich die Scene. Der bisher bläuliche Thon erscheint hier bald durch Eisen roth, bald durch Kupfer grünlich gefärbt; weiter oben hört er ganz auf; erst derber Kalkfels, denn Jaspis und Hornblende treten als Grenzgesteine auf

und gehen allmälig in einen röthlichen, weiterhin mehr und mehr ins Grünliche spielenden Serpentin und Gabbro über, dem Auge ein seltsam buntes Farbengemisch darbietend. Unter unseren Füßen überzieht sich der bisher nackte und verbrannte Boden mit kurzen, feinhalmigen Gräsern. Große Myrthen- und schönblätterige Lentiscusbüsche bedecken, rundlich geformt, von Weitem unserem gemeinen Wachholder nicht unähnlich, die Abhänge. Höher hinauf rieseln klare Bäche über den Weg; im Schatten der frischbelaubten Kastanien wuchern zahlreiche Orchideen, zarte Anemonen und die rosigen Blüthen des Cyclamen.

Die Spitze des Kegelberges war erklommen; dicht über uns ragten die verfallenen Thürme des alten Herrensitzes der Grafen von Montecatini, eines untergegangenen Geschlechtes. Aber die Kupferbergwerke, denen zu Gefallen wir so weit westlich von unserer dem Süden zuführenden Straße abgewichen waren, lagen noch 300 Fuß höher, am Abhange des hohen Kreuzberges, der mit dem spitzen Kegel von Montecatini durch einen schmalen Sattel zusammenhängt. Eine trefflich unterhaltene Straße, auf Kosten des jetzigen Besitzers, eines Engländers, Namens Sloane, erbaut, den diese Minen zum Millionär gemacht haben, windet sich am Abhange aufwärts, bis wo die mächtigen Schutthalden die Eingänge der Schachte und Stollen bezeichnen.

Der Mineninspector, ein Bekannter aus Florenz, führte uns aufs Bereitwilligste in dem ganzen Etablissement umher und stieg sogar mit uns bis auf den Boden des damals 580 Fuß tiefen Hauptschachtes hinab. Man arbeitete bereits in 4 Stockwerken; die Vorrichtungen zum Herausschaffen des Minerals waren jedoch noch sehr unvollkommen, und die Masse des täglich ans Licht geförderten Erzes (6000 Pfund) im Verhältniß zu den verwendeten Arbeitskräften sehr unbedeutend. Nichtsdestoweniger warf das Bergwerk wegen des außerordentlich großen Reichthums seiner Erze seinem Besitzer schon 12 Procent Reingewinn vom Anlagecapital ab.

Das theils in starken Adern, theils nesterweise auftretende Erz: Kupferkies, Schwefelkupfer und Kupferoxydul (graues und rothes Kupfererz), wechselt von 20 bis 75 Procent Metallgehalt. Es lagert in einem bald grünlich grauen, bald gelblich gefärbten, talkartig fettigen Serpentin. Der außerordentliche Erfolg hat in der erzreichen Umgegend eine Menge ähnlicher Unternehmungen hervorgerufen, die aber fast ausnahmslos gänzlich gescheitert sind. Die Erzgänge von Montecatini aber waren, wie uns unser gesprächiger Führer und Wirth erzählte, schon den Alten bekannt; das bewiesen nicht nur mehrfache Hindeutungen lateinischer Schriftsteller, sondern noch mehr altrömische Werkzeuge von Erz, die man in den freilich ziemlich oberflächlichen und gänzlich verschütteten Schachten und Stollen gefunden habe.

Aus den Tiefen der Erde wieder zum Tageslicht emporgestiegen, fanden wir schon den Wagen unserer harrend, der uns nach Pomarance, unserm nächsten Nachtquartier, führen sollte. Das vielfach durchfurchte und zerschnittene Terrain nöthigte uns, bis an den Fuß des Berges von Volterra zurückzukehren, und schon war die Abenddämmerung in nächtliches Dunkel übergegangen, und die noch nicht halb gefüllte Mondscheibe sank tief zum westlichen Horizont, als wir das weite, mit wüstem Geröll bedeckte Thal der Cecina und den flachen, aber verrätherischen Fluß, dessen Rauschen wir längst schon durch die nächtliche Stille vernommen hatten, erreichten. Eine hölzerne und eine schöne Drahtbrücke sind hier von den wilden Wogen nach einander davongeführt worden, und die Anwohner behaupten, der Flußgott der Cecina leide kein Joch über sich. In der That scheint man den Gedanken an eine Ueberbrückung gänzlich aufgegeben zu haben.

Noch ehe man das Thal durchkreuzt, bemerkt man zur Linken eine Gruppe langer, niedriger Gebäude, aus deren hohen Schornsteinen selbst in dieser späten Stunde dichte weißliche Dampfwolken aufsteigen. Es sind die großherzog-

lichen Salinen von Volterra, in denen der Salzbedarf des ganzen Landes bereitet wird. Die Soolquellen sind im Uebermaß vorhanden und dermaßen mit Salz gesättigt, daß leicht das Doppelte gewonnen werden könnte, wäre anders das Bedürfniß dazu vorhanden. Und doch beläuft sich die jährliche Production auf 25 Millionen toscanische Pfund (à 12 Unzen) und wirft der Regierung bei dem hohen Preise (13 Quattrini = $1\frac{1}{2}$ Sgr. das toscanische Pfund) einen Reingewinn von 4 Millionen Lire oder fast 900,000 Thalern ab, trotz des ungeheuren Verbrauchs von Brennholz, der freilich dem schon in traurigem Verfall begriffenen toscanischen Waldbestand schweren Eintrag thut.

Jenseit der Cecina führte der Weg in Schlangenwindungen den langgestreckten Bergrücken hinan, auf dessen flachem Gipfel unser heutiges Reiseziel lag. Ich benutze die Zeit, während die müden Pferde den Wagen langsam und schwerfällig aufwärts schleppen und mein Gefährte in der Kutschenecke die Sorgen des wachen Lebens vergißt, um den Leser mit der Natur und Geschichte der Maremmen, deren eigentliches Gebiet wir jetzt betreten, einigermaßen bekannt zu machen.

---

3. Die Maremmen.

Acqua stagnante in paludosi fossi,
Erba nocente che secura cresce,
Compressa fan la pigra aria di grossi
Vapor', onde virtù venefica esce;
E qualor più dal sol vengon percossi,
Tra gli animanti rio morbo si mesce.
Il cacciator, fuggendo, da lontano
Monte contempla il periglioso piano.

Sestini.

Maremma (d. h. maritima, scil. regio) ist der allgemeine Name, mit dem seit dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die ganze etruskische Meeresküste von Luni südlich bis jenseits Cosa bezeichnet wurde. Nach den Haupt-

orten zerfiel sie in die Maremma lunense, pisana, volterrana, populoniense (jetzt massetana), rosellense (jetzt grossetana) und sovanese (jetzt orbetellana). Ihre Grenzen gegen das Landesinnere wechselten nach Willkür der Bewohner oder der Beschreiber, oder nach der veränderlichen Ausdehnung des suburbanen Gebietes der einzelnen Bezirkshauptstädte. So in den früheren Zeiten; später war es mehr der Charakter der Gegend und zumal die Grenze der Malaria, was hier den Ausschlag gab. So weit das Land mit Sumpf und Lache bedeckt oder mit undurchdringlichem Gestrüpp und Waldesdickicht überzogen war, so weit die bleiche Gesichtsfarbe und der schwankende Gang der sparsamen Bewohner auf den verderblichen Einfluß der giftigen Miasmen deuteten, nannte man alles Maremma, mochte es auch weitab vom Meere im Gebirge oder hoch oben in den engen Thälern nahe den Quellen der Küstenflüsse liegen.

Noch bis auf den heutigen Tag ist der Begriff schwankend. Zuweilen versteht man noch im alten Sinne die ganze Meeresküste von Viareggio bis zu dem grenzebildenden Chiaronebach im Süden unter dieser Bezeichnung. In diesem Sinne redet man von den Maremmen von Pisa, Volterra u. s. w. Oefter aber und allgemeiner bezeichnen die Toscaner, obgleich vom etymologischen Begriff des Wortes abweichend, die Provinz (Compartimento) Grosseto mit diesem Namen. Und das hat seine guten Gründe. Seit langer Zeit ist, wie gesagt, der Begriff der Maremmen mit dem der Malaria verwachsen. Aber die heilsame Einwirkung einer stets wachsenden Bevölkerung, einer sorgfältigen Bodencultur, und die unausgesetzten Anstrengungen einer erleuchteten Regierung haben den grimmigen Feind längst aus der söhligen Meeresebene verbannt, die sich nördlich und südlich von der Berginsel von San Giuliano busenförmig ins Land hinein vertieft, und der Reisende kann sorglosen Schrittes längs der Binsenufer des einst so verrufenen Sees von Massaciuccoli

wandeln, oder die dickbuschigen Wälder durchstreifen, welche die reistragenden oder mit den riesigen Halmen des italienischen Schilfes (Arundo donax) bedeckten Sümpfe von Pisa weithin, wie mit einem dunkeln Saume, umziehen.

Auch aus den dürren Thalschluchten um Volterra, in deren wildem, todtem Aussehen der Vorüberwandernde ihre Spuren noch zu erkennen glaubt, ist die Malaria endlich, nicht ohne hartnäckigen Kampf, fast vollständig gewichen, und selten geschieht es, daß eine ungewöhnliche Sommerhitze in dem oft verwüsteten Thale der untern Cecina und ihrer tributpflichtigen Bäche noch böse Sumpffieber ausbrütet.

Nicht so von dort, wo der metallreiche Monte Calvi bei dem alten Thurme des heiligen Vincent vorgebirgsartig in das Meer vorspringt, bis wo die gigantischen Formen des Monte Argentario inselförmig aus den südlichen Fluthen aufsteigen. Hier, innerhalb der Grenzen der Provinz Grosseto, die alten Gebiete von Populonia, Roselle und Sovana umfassend, herrscht die „böse Luft" noch in ihrer vollen Stärke und liegt, ein ewiger Alp, auf dem Lande und seinen Bewohnern. Und nicht allein an den Sümpfen längs der Meeresküste verbreitet sie ihre Schrecken, sondern sie folgt dem Zuge der Hügel und dem Laufe der Flüsse aufwärts meilenweit ins Land hinein bis zu den Wurzeln der weitragenden Alp des Monte Amiata, dieses Polarsterns für den Wanderer in den Wildnissen von Südtoscana. Dünne Bevölkerung, mangelhafter, oft ganz fehlender Anbau, auf den Hügeln und Bergen starrende Wälder und meilenlange wüste Strecken, mit Gestrüpp und Dornen überzogen; in den Ebenen das verrätherische Grün der schilfbedeckten Sümpfe, über denen Abends und Morgens die giftigen Nebel lagern, eine gelbliche undurchsichtige Masse; hier und dort die aufsteigenden Dampfsäulen heißer Schwefelquellen; dazwischen auf den höheren Bergen und den seefernen Hügeln einzelne fruchtbare, freundliche, von gesunden und kräftigen Menschen be-

wohnte Oasen — das ist in wenigen Strichen der allgemeine Charakter dieser Landschaft.

Wer einen flüchtigen Blick auf die Karte von Toscana wirft, dem fallen leicht zwischen dem 42. und 43. Breitengrade drei fast halbkreisförmige Meerbusen oder Baien auf, durch bald mehr, bald minder weit herausspringende Vorgebirge von einander geschieden. Von dem alten, halb in Trümmern liegenden Wartthurm beginnend, der unterhalb der Stadt das äußerste Südende der waldigen Halbinsel von Piombino bezeichnet, dehnt sich in sanftgeschwungener Curve das Sandufer des Busens von Follonica, bis wo südlich das felsige Vorgebirge der Troja meilenweit ins Meer hineintritt. Jenseits zieht sich das zweite Seebecken längs der sumpfigen Ebene von Grosseto, über welcher die bebüschten Berge von Tirli aufsteigen, bis zum Cap der Uccellina. Am weitesten gegen Mittag endlich erstreckt sich der dritte Busen bis zu den Bergen von Ansedonia. An seinem Südende hängt die seltsame Halbinsel des Silbergebirges, bei deren Anblick man auf den Gedanken kommen möchte, sie sei, im Begriff ins weite Meer zu fliehen, durch zwei mächtige Arme vom Lande zurückgehalten und gefesselt worden.

Jedes dieser Becken umschließt den Unterlauf eines der größeren Küstenflüsse. Nördlich mündet die Cornia, in der Mitte der Ombrone, der Hauptstrom der Maremmen, südlich die Albegna, kurzen Laufes, aber reißend und tückisch. An ihren Ufern in der Mitte jedes Beckens treten die Berge gegen das Innere hin zurück, eine horizontale Ebene zwischen sich und dem Meere lassend, die sich zu beiden Seiten mehr und mehr verengt, bis die begrenzenden Vorgebirge unmittelbar zum Wasserspiegel hin abfallen. Diese Ebenen, deren Breite von einer bis drei Stunden wechselt, waren einst von den Fluthen bedeckt, bis sie das mehr und mehr von der Westküste Italiens zurücktretende Meer, theils schon in unvordenklicher Zeit, theils erst im Laufe der zwei letztvergangenen Jahrtausende, trocken legte. In den ältesten Zeiten

Roms bildete die Ebene von Grosseto einen Golf; die Wogen bespülten das felsige Fußgestell des Leuchtthurms von Roselle, der jetzt seltsam aus Dornbüschen und Ruinen, drei Stunden von der Küste entfernt, hervorschaut, und die Via Aurelia, die jetzt als neue Kunststraße die Ebene durchschneidet, lief zum Theil auf künstlichem Damme durch die weite See. Aber der Ombrone spülte, zumal wenn er von den Frühlings- und Herbstregen anschwoll, unendliche Massen losgerissenen Erdreichs, mit vegetabilischen Resten vermischt, dem Meere zu. Westliche Winde und entgegengesetzte Strömungen häuften die zugeführten Massen dünenartig an der Flußmündung auf. So bildete sich nach und nach ein Damm, der, die Fläche des Meeres überragend, die Bai in eine Lagune verwandelte. Als solche kennt noch Cicero den Lacus Prelius, in dem, wie er erzählt, Clodius eine dem Pacuvius gehörige Insel eigenmächtig in Besitz genommen hatte. Der Fluß aber, am Ende nicht mehr im Stande, seine eigene Barre zu überwinden, verließ sein altes Bette und brach sich südlich unterhalb Istia eine neue Mündung. Andere Bäche, die Bruna und Sovata zumal, fuhren fort, ihre erdgeschwängerten Gewässer der Lagune zuzuführen, und aus dem Salzsee Prelius ward allmälig der verpestende Sumpf von Castiglione, während die durch den Damm abgesperrten und nicht von den Flüssen überschwemmten Theile nach und nach austrockneten und zu festem Erdreich erhärteten. So erhielt die Ebene von Grosseto ihre heutige Gestalt, und ein ähnlicher Hergang gab ohne Zweifel den Becken der Cornia und der Albegna Form und Dasein. Eine Kette von Sümpfen und Morästen erstreckte sich endlich die ganze Küste entlang, fast nur von den vortretenden Bergen unterbrochen.

Hat man, dem Meere den Rücken kehrend, die söhlige Fläche durchwandert, so ersteigt man gleichsam stufenweise das sie umgebende Bergamphitheater. Die Abhänge sind, bald mehr, bald weniger, steil und felsig; aber auf den sie trennenden Terrassen fehlt es nicht an günstigem Raum zum

Anbau. In 1500 bis 2000 Fuß Meereshöhe erreicht man die höchste Staffel und blickt nun östlich und nördlich in ein wildes Gewirr von Hügeln und Bergen, bald in Gestalt von langgedehnten Rücken, bald von rundlichen Kuppen, öfter in vielfach zerspaltene, launisch gewundene Ketten vereinigt, durchschnitten von Thälern, deren Hauptrichtung von Nordost nach Südwest geht, während von allen Himmelsgegenden her Querthäler und Schluchten sich dem Hauptstrome zudrängen. Einzelne Gipfel ragen näher oder ferner über das gemeine Niveau heraus: nördlich der scharfe Rücken (Cornata), dem die alten Ruinen des Schlosses Gerfalco den Namen gegeben (2600′), und der sanftansteigende Kegel des Poggio di Montieri (3500′), während fern im Südosten der mächtige Doppelgipfel des Monte Amiata oberhalb Radicofani die äußerste Ostgrenze und den Culminationspunkt der Maremmengebirge bezeichnet (5298′).

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem geognostischen Charakter dieses Landstriches zu, so finden wir überall vorherrschend neuere Gebilde. Das ganze, so eigenthümlich hügel- und wellenförmige Berg- und Hügelland vom linken Arnoufer bis zur Südgrenze des Landes, und von dem tyrrhenischen Meere bis zu dem Höhenzuge, der das reich gesegnete Chianathal westlich begleitet, gehört theils den neuesten Schichten der Kreidebildung, theils und besonders der Tertiärformation an, die unter dem Namen der subapenninischen bekannt ist. Nur an sehr wenigen Orten, wie an dem steinkohlhaltigen Monte Bamboli fehlen die überdeckenden neueren Schichten, so daß das ältere Flötzgebirge zu Tage liegt. Poröser Grobkalk, reich an Versteinerungen wie bei Volterra, hier und da mit Nagelflue und Molasse oder mit Kreidesandstein wechselnd, bildet das Gerippe der meisten Berge. Thon- und Kalkmergel decken die Thäler und häufig die Abhänge der Hügel. Die Ebene besteht ganz aus angeschwemmtem Boden beider Epochen. Nicht selten begegnet man darin neue Steinbildungen in Kalktuff, Kieselguhr; große

Travertinfelsen wie bei Massa und Roselle sind nichts Seltenes. Ueberall in der Ebene liegen Muscheln und Meersand dicht unter der Oberfläche. Die Mächtigkeit dieser Schicht des alten Meeresbodens beträgt bei der Hauptstadt Grosseto an hundert Ellen. Eine seltsame Erscheinung zeigt sich hier auf der Oberfläche: die sogenannten salmastraje, breite Strecken, die mit verwittertem Salz oder frischen Salzkrystallen bedeckt, gleich den Wüsten Turkastans und Persiens, dem Wanderer schon von weitem als weiße Flecken erscheinen. Die Ausdehnung dieser mit dem Fluche ewiger Unfruchtbarkeit belasteten Flächen wechselt nach Wetter und Jahreszeit. An andern Orten ist diese salzreiche Erdschicht oder der muschelreiche Meersand (cuora marina der Italiener) von einer dünnen Schicht Dammerde bedeckt. Der unvorsichtige Landmann, der in der Hoffnung reicheren Ertrages die Pflugschar zu tief einschneiden läßt, sieht zu seinem Schrecken die sterilen, lockeren Substanzen des alten Seebodens aus ihrer Verborgenheit zum Lichte gebracht, seinen Feldern eine böse Zukunft prophezeihend.

Grünsteine und Porphyre, Melaphyre und Basalte haben die subapenninischen Schichten durchbrochen und bilden einzelne, oft auch äußerlich durch Lage und Charakter ausgezeichnete Berginseln. Mannigfaltige Erze erfüllen in Gängen und Nestern ihre zahlreichen Spalten und Höhlen. Außer Montecortini, das schon außerhalb der eigentlichen Maremmen liegt, bietet die Felsenburg der Federighi (Rocca Federighi) und die Alten Hütten (Capanne Vecchie) kupferreichen Schwefelkies; den hohen Poggio di Montieri durchziehen stark silberhaltige Bleiglanzadern, während die Bleibergwerke von Massa nur schwache Spuren des edlen Metalles enthalten; an den Abhängen des Calviberges treten neben dem an vielen Orten gemeinen Eisen bauwürdige Galmeiadern auf; in den ödesten und wildesten Gegenden der südlichen Maremmen, bei Selvena und Cana, findet man das Quecksilber bald gediegen, bald als schönen und reinen

Zinnober. Antimonminen sind nicht selten: die von Pereta, Eigenthum der Regierung, liefern jährlich etwa 1000 Centner Metall. Unweit derselben liegen bedeutende Schwefelvorräthe dicht unter der Oberfläche des Bodens. Als im Jahre 1839—40 der Eigensinn der neapolitanischen Regierung in der „Schwefelfrage" den sicilianischen Handel gelähmt hatte, herrschte hierin reges Leben, und Viel wurde gewonnen; als aber die brittischen Kanonenmündungen, dem Largo di Castello gegenüber, mit zwingender Höflichkeit dem Munde des widerstrebenden Königs Ferdinand das Jawort abgenöthigt hatten, sanken die Minen von Pereta in ihre frühere Unbedeutendheit zurück. Doch liefern sie noch etwa 55,000 Kilogramm Schwefel jährlich. Wichtiger sind die Alaungruben der Regierung bei Montioni, wo jährlich eine halbe Million Pfund dieses Salzes zu Tage gefördert wird. Große Hoffnungen erregte die Entdeckung der Kohlenflötze des Monte Bamboli, der über den Sumpf von Piombino hinweg nach dem Meere hinblickt. Aber erst in der neuesten Zeit hat eine Actiengesellschaft den Boden an sich gebracht und eine Eisenbahn zum nahen Seestrand gebaut. Doch hat sich die Qualität der Kohle und die Reichhaltigkeit der Schichten erst noch zu bewähren. Einzig in Europa sind die borsäurehaltigen Dampfquellen von Monte Cerboli, Castelnuovo und Monte Rotondo, und nirgends in der Welt wird dieses seltene Mineral in größerer Menge producirt. Jenen gelblichweißen, leichten Krystallblättchen (Sassolin), unter welcher Form man es am Rande der dampfenden Spalten und der kleinen vulcanischen Seen findet, hat das kleine Oertchen Sasso bei Massa den Namen gegeben.

Den vielfarbigen Marmor vom schönsten Korne, wie ihn die Brüche von Donoratico, Gavorrano, Campiglia und Suvereto liefern, hat jeder Fremde, der Florenz besucht, an den prachtvoll überladenen Wänden der Mediceerkapelle bewundert. Auch ein weißer Bildhauermarmor von gröberem Korne, als der carrarische, und dem

antiken parischen nicht unähnlich, wird aus den Maremmen nach Siena, Pisa und Florenz gebracht und von den Künstlern besonders zu größeren Gruppen verwendet. Die nördlichen Theile der Maremmen endlich liefern den Mosaikarbeitern der Hauptstadt Jaspis, Achat und Chalcedon, während die Pozzuolanerde in den südlichen Gegenden gegraben und in großen Quantitäten ausgeführt wird.

Können sich nur wenige Länder von gleich geringem Flächenraum mit den Maremmen in Reichthum an nutzbaren Mineralien messen, so treten dagegen die nützlichen Producte des Pflanzenreichs entschiedener zurück, als vielleicht irgendwo in Europa, mit Ausnahme der Hochgebirge und der eisigen Ebenen des höchsten Nordens. Schuld daran ist theils ein natürlich steriler Boden, theils und besonders die Malaria, die es der dünn gesäeten und an moralischer wie an physischer Schwäche krankenden Bevölkerung nicht gestattet, das Erdreich zu verbessern oder auch nur die natürlich fruchtbaren Theile hinlänglich mit Culturpflanzen zu bestellen. — Nichtsdestoweniger darf man nicht glauben, daß die Vegetation überall so ärmlich sei, als in den oben beschriebenen öden Bergschluchten und Thälern rings um Volterra, als in der sandigen und salzigen Ebene zwischen der Hauptstadt der Provinz und dem Meere, oder in der moorigen, einförmigen Fläche, die sich zwischen der Eisenschmelze Follonica und dem Thurme von San Vincenzo hinzieht.

Wo, wie an der Halbinsel von Piombino oder dem Cap von Troja und dem Monte Argentario, sich die Küste steil und klippig über die Brandung erhebt, da wachsen an den den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzten und nur den Süd- und Südwestwinden zugänglichen Hängen gruppenweise die kolossalen Agaven, deren Aeußeres so wenig mit den gewohnten Formen europäischer Vegetation übereinstimmt, daß ihr überseeischer und subtropischer Ursprung sogar dem Laien nicht weniger unverkennbar, als bei dem mit ihnen und nur wenig tiefer ins Land hinein auftretenden Feigen-

cactus ins Auge springt. Wer diese beiden verirrten Vertreter einer fremden Pflanzenwelt, die in den Maremmen nur an wenigen Stellen ziemlich sparsam vorkommen, an den Felsen des Golfes von Neapel und mehr noch an den öden Berghängen Siciliens gesehen hat, wo sie (im Süden mit der Zwergpalme wechselnd) den ganzen vegetativen Charakter der Landschaft zu bestimmen pflegen, dem möchte es fast unglaublich erscheinen, daß beide erst vor wenigen Jahrhunderten über den atlantischen Ocean gebracht und in unserem Welttheil nur angepflanzt oder zufällig verwildert seien.

Höher hinauf bekleiden dichte Büsche des Sadebaums (Juniperus sabina) und anderer Wachholderarten zugleich mit Ulex europaeus die steilen Abfälle der Uferklippen. Dickfleischige Euphorbien und stachelblättrige Eryngien bedecken gesellig die Sandufer der Meerbusen, aus denen hie und da die prächtigen Blüthen der weißen Meerzwiebel aufsteigen. Seltener begegnet man, wie längs der Ardenza, des beliebten Spazierganges der Livornesen, den halb im Meersand begrabenen Stämmen windzerzauster Tamarisken, bald einzeln, bald zu lichten Gehölzen vereinigt, das bläulich grüne Laub nicht selten mit dichten Salzkrystallen, den Resten des aufspritzenden Wogenschaumes, bedeckt.

Tritt man, die Küste verlassend, in die weitgedehnten Wälder, welche die Halbinsel von Populonia, die Abhänge des Monte Cavo und die Berge von Gavorreno, endlich in meilenlangem Zuge die Bergkette bedecken, die sich von dem Sumpfe von Piombino nördlich bis zum Ufer der Cecina erstreckt, so findet man sie mit dichtem, zuweilen undurchdringlichem Unterholz von stachlichtem Paliurus (Marruca der Italiener), von Myrthen, Lentiscus, riesigen, weißblüthigen Heidestauden, baumartigen Malvaceen, Kermeseichen, Faulbäumen, Viburnumarten und zahllosen ähnlichen Sträuchern besetzt, zwischen denen sich bald einzeln, bald zu malerischen Gruppen vereinigt, von den Ranken der wilden Rebe, der

Clematis, des Epheus und anderer Schmarotzerpflanzen durchwoben, die kräftigen Stämme der Kork-, Stein- und Zerreichen, der Pinien und zahlloser wilder Oelbäume erheben. Die reinen Kastanienwälder sind von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung; aber einzelne Bäume findet man überall, und in den südlichen Schluchten des Monte Amiata wachsen Exemplare, die den berühmten Stämmen des Aetna wenig nachgeben. Höher hinauf erscheinen blattwechselnde Eichen, Ahorn, Ulmen, Cornelkirschen, Arlsbeerbäume und eßbare Vogelbeeren (Sorbus domestica). Der Amiata allein reicht bis zur Zone der Buche in diesen Breiten. Hie und da im Innern geben dichte und ausgedehnte Steineichenwälder der Landschaft einen eigenthümlich düstern Charakter.

Zahlreiche schöngefärbte und großblumige Orchideen, Erdscheiben, Lilien, Irisarten, Affodilllilien und Aroideen bekleiden wuchernd den Waldboden, während eine unendliche Menge gelbblühender Compositen und bald strauch-, bald krautartiger Leguminosen den trockenen Berghängen Leben und Farbe verleiht. Mit breitblättrigem Schilfrohr dicht bedeckt, gleichen die Sümpfe, von den Hügeln gesehen, oft täuschend saftigen Wiesenflächen. Calmus, Wasserlilien, zahllose Binsen und Carexarten bilden meist einen warnenden Ring umher, während schönblühende Wasserveilchen, Seerosen, weiße Ranunkeln, Polygonumarten und Zanichellien den vorüberziehenden Wanderer verrätherisch in die grundlose Tiefe des bleiernen Morastes zu locken scheinen. An den Ufern des großen salzigen Beckens von Orbetello wächst massenweise eine mächtige Schilfart (Arundo ampelodesmos), aus deren Blättern die betriebsamen Anwohner Stricke und Netze, und aus deren Stengeln sie Bürsten, Teppiche, Decken und ähnliche Dinge verfertigen. Die verbreitetsten Pflanzen dieser stehenden Gewässer sind leider die verschiedenen Chara-Arten, zumal Chara vulgaris, eine Pest des unglücklichen Landes. Selbst die Salmastraje von Grosseto haben ihre eigene, wenngleich trübselige

Flora. Salicornien, Salzpflanzen (Salsola), Melde und Taubenhals deuten auf den Salzgehalt des Bodens.

In dem bei weitem größten Theile Italiens sind es die Kulturpflanzen, die den Charakter der Landschaft bestimmen; nicht so in den Maremmen. Zwar findet man hie und da an den Hügelabhängen regelmäßige Pflanzungen des Oelbaumes und der Rebe, die sich um die knorrigen Aeste des Maßholders schlingt; aber gewöhnlich ist, wie im Norden, das Getreidefeld baumfrei (lavorativo nudo). Von den Kornarten sah ich fast nur Weizen, zumal der feineren Qualität ohne Grannen (grano gentile), bauen; Gerste, Hafer und Spelt kommen selten, Roggen gar nicht vor, und selten ruht das Auge auf dem saftigen Dunkelgrün der Maisfelder, die, zumal im Spätsommer, die Meeresebene von Pisa und Viareggio weithin bedecken. Dort freilich wird der trefflich gedüngte und bewässerte Boden zu zwei- und dreimaliger Ernte genöthigt, während der Maremmenbewohner froh ist, wenn er vor den tödtlichen Augusttagen seinen Weizen aus dem kaum umgebrochenen, ungedüngten Erdreich glücklich eingeheimst hat. Der größte Theil der Niederungen liegt wüst und verlassen, ein seltsam trauriger Anblick für den fremden Besucher, der sich in den menschenleeren Wüsten des amerikanischen Westens und nicht inmitten des fast übervölkerten Toscanas glauben möchte.*)

Daß die Maremmen unter solchen Umständen reicher an wilden Thieren sind, als irgend eine andere Gegend Toscanas, ist nicht zu verwundern. Trotz der großartigen Ver-

*) Das Verhältniß des bebauten zum unbebauten Lande war im Jahre 1845 in Procenten wie folgt: Weinbau allein 1; Wein und Oel zugleich gebaut $1\frac{1}{2}$; Getreideland 17; Kastanien 2; verschiedene Produkte $2\frac{1}{4}$; Waldboden $25\frac{1}{2}$; wildes Weideland 45; Seen, Sümpfe und Flüsse 5; Straßen, Wege und Städte 2c. $\frac{1}{2}$. Davon 26 Procent Ebene und 74 Hügel- nnd Bergland. 1 Procent = 18 toscanische Quadratmeilen = $14\frac{2}{5}$ italienische Quadratmeilen = $\frac{9}{10}$ deutsche Quadratmeilen.

folgungen, denen sie von eifrigen Jägern (und das sind die Toscaner, seit langer Zeit im Besitz der Jagdfreiheit, fast sämmtlich) den ganzen Winter hindurch ausgesetzt sind, gewähren die ausgedehnten Strecken von Hoch- und Niederwald, von undurchdringlichem Gestrüpp und Dorngebüsch, die vielfach gewundenen Bergketten und steilen engen Schluchten dem Wilde einen solchen Spielraum, daß der Landmann noch alljährlich mit Schrecken der Verwüstung seiner Felder entgegensieht, wenn die Rudel wilder Schweine, die in dem Myrthendickicht von Populonia, in den Dorngebüschen von Castagneto und den Steineichenwäldern von Montalcino hausen, vom Hunger getrieben, in Einer Nacht die zarte grüne Saat ganzer Aecker vertilgen. Noch hört man alljährlich die Klage, wie hie und da ein Wolf in die Hürden der zahlreich weidenden Schafe eingebrochen sei und trotz der wachsamen und starken Hunde (dem harmlosen Reisenden zuweilen gefährlicher als dem nächtlichen Räuber) sein Opfer davon getragen habe. In den Höhlen und Löchern des Kalkgebirges hausen zahlreiche Dachse und Füchse. Das Edelwild ist freilich schon seit Jahrhunderten vertilgt; dagegen fehlt es nicht an Rehen in den Wäldern, an Eichhörnchen und Baummardern auf den Aesten, an Fischottern an den Ufern der Flüsse, an Steinmardern in den Höfen, an Hasen in den Feldern. Selten begegnet man in der Ebene der fremden Gestalt des südeuropäischen Stachelschweins. Unter den jagdbaren Vögeln stehen Schnepfen und Becassinen obenan, wenngleich an wilden Enten und andern Wasservögeln, an Holztauben, Rebhühnern, Wachteln u. dergl. m. keineswegs Mangel ist. Zahllose Nachtigallen und Goldamseln beleben die Gebüsche und erheitern mit ihrem Gesang die menschenleere Gegend und das Herz des Wanderers, der sie im Frühling durchzieht.*)

---

*) Durchschnittlich werden jährlich erlegt: 10 Wölfe, 686 wilde Schweine, 450 Dachse, 1450 Füchse, 500 Baummarder, 300 Steinmarder,

Die Flüsse der Maremmen, ächte Wildwasser, sind arm an Fischen, reicher die Sümpfe und Seen, zumal an Aalen und Muränen, am reichsten das Meer, wo zahlreiche große Fischerkähne (paranze, leuti) täglich die Bewohner der Tiefe ans Licht ziehen. Sardellen-, Anschovis-, hie und da auch der Tunfischfang verschaffen einem nicht unbedeutenden Theile der Küstenbewohner einen freilich kümmerlichen Lebensunterhalt.*) Die Klasse der Lurche ist, wie es der Charakter der Maremmen mit sich bringt, reichlich vertreten. Süßwasserschildkröten bewohnen die Seen und Sümpfe gemeinsam mit Salamandern und zahlreichen, zuweilen in scheußliche Knäuel zusammengeballten Wasserschlangen. An den buschreichen, sonnigen Abhängen lauert die italienische Viper. Smaragdfarbig glänzend, zuweilen handbreit, schießt die grüne Eidechse blitzartig über den Weg. Große graue Gekkos mit breitem, plattgedrücktem Leibe, diese häßlichsten Reptilien Italiens, scheinen mit den alten Steinen, die sie bewohnen, von Einem Stück, bis ihr ruckweises Vorwärtsschießen und der laute quiekende Ton, den sie bei dringender Gefahr ausstoßen, den Wanderer, der sich ihnen genaht, ohne sie zu bemerken, unwillkürlich einen Schritt zurückweichen läßt.

Die ungeheuren natürlichen Weideplätze, die der unbebaute Boden bietet, machen die Zucht der Hausthiere zum einträglichsten Industriezweig der Maremmen. Hier begegnet das Auge des von Norden herkommenden Reisenden zum

---

266 Rehe, 30 Fischottern, 4400 Hasen, 6900 Schnepfen, 4700 Becassinen, 6800 Holztauben, 7400 Wachteln, 2500 Feldhühner, 190 rothfüßige Rebhühner, 190,000 Drosseln, 2300 wilde Enten, 77,000 andere Vögel — Alles zusammen im Werthe von 90,000 toscanischen Lire (20,000 Thaler).

*) Jährlich Tunfisch 50,000 Pfund, Anschovis und Sardellen 875,000 Pfund, andere Seefische zusammen 500,000 Pfund, Süßwasserfische 250,000 Pfund; im Ganzen 1,675,000 toscanische Pfund = 558,000 Kilogramm, im Werthe von 585,000 Lire oder 130,000 Thalern.

ersten Mal der ungewohnten Gestalt des indischen Büffels, der, wie die oben erwähnten amerikanischen Gewächse, seit längerer Zeit an den Küsten des tyrrhenischen Meeres heimisch geworden ist. Pferde, Ochsen und Kühe, Esel, Schafe, Ziegen und Schweine weiden in großer Menge, die ersteren in halbwildem Zustande, in den weiten Blachfeldern, in den grünenden Flußthälern und an den kräuterreichen Abhängen der Berge. Die Gesammtzahl dieser Thiere betrug vor einigen Jahren 450,000, von denen freilich der größere Theil, die Schafe und Ziegen (330,000), im Sommer auf die Gebirgsweiden der Apenninen getrieben werden.

Ein Freund, aus den Maremmen gebürtig, erzählte mir, wie er einst (im Jahre 1825) fünf deutsche Meilen weit auf der Straße von Volterra nach Bolgheri gewandert sei, ohne einen Menschen, ein Haus oder einen Tropfen Wassers anzutreffen. Halb verschmachtet — es war an einem heißen Sommertag — erreichte er die ärmliche Osteria, die noch jetzt an der Straße von Piombino nach Livorno, unterhalb des Fleckens Gherardesca, zu sehen ist. Von den drei Bewohnern derselben lag der Mann todt in der Kammer, die Wirthin im Sterben, und den Knecht, der ihm öffnete, schüttelte das Fieber. Seitdem ist es hier freilich anders geworden und aus jenen Gegenden die Malaria fast verschwunden; neue Gebäude haben sich dort erhoben, Wälder sind ausgerodet und über die ehemals mit wüstem Dorngestrüpp bedeckten Gefilde geht der Pflug. Weiter südlich aber ist seitdem wenig verändert. Die Seelenzahl ist schwächer, als vielleicht in irgend einem Theile Europas südlich vom 56. Breitengrade. Die absolute Bevölkerung der Provinz Grosseto beträgt 80,000 Menschen auf 90 deutschen Quadratmeilen, die relative also im Durchschnitt 890. Aber während in der Umgebung des Poggio di Montieri wohl 3000, und auf der Insel Giglio gar 4500 Bewohner auf die Meile kommen, sinkt die Zahl in der Ebene, welche die Hauptstadt umgiebt, auf 200 herab. Freilich ist dies die

permanente Bevölkerung; im Winter ist das Verhältniß weit günstiger. Jeder, den nicht ein Soll oder Muß bindet, kehrt im Mai oder Juni der tödtlichen Ebene den Rücken. Grosseto enthält im Hochsommer statt 4500 etwa 300 Bewohner, die von Alter und Schwäche, von Pflicht und Arbeit oder von der bittern Armuth zurückgehalten, die breiten verödeten Straßen durchschleichen. Savona, Gavorrano, Follonica, Castiglione u. s. w. entvölkern sich; nicht ein einziger Bewohner bleibt in den weitläufigen Mauern, welche die wenigen elenden Hütten der alten Etruskerstadt Saturnia umgeben, und auf 48 Quadratmeilen findet man nun kaum 15,000 Menschen. Nur wenige meernahe Orte, wie Orbetello und Piombino, genießen durch ihre eigenthümliche Lage auch im Sommer eines erträglichen Gesundheitszustandes.

In unzureichender Anzahl, mit zerrüttetem Körper und durch Krankheit gelähmter Energie des Geistes, ist die einheimische Bevölkerung nicht einmal dem Anbau des eigenen Bodens, geschweige denn den anstrengenden Arbeiten gewachsen, durch welche der regierende Großherzog seinen menschenfreundlichen Lieblingsplan, die Entfernung des Miasmas und die Urbarmachung des wüsten Landes verfolgt. So steigen denn im Winter, wo allein das Klima Arbeiten dieser Art zuläßt, die kräftigen Bewohner der lucchesischen Gebirge von den waldigen Abhängen des romantischen Limathals, oder die rauhen Montanari von den wilden Höhen des Casentino und der Romagna, ja von den Hochgebirgen der Abruzzen und weiter noch von den Südabhängen der rhätischen Alpen, aus den Thälern des Valtelins, gegen zwanzigtausend an der Zahl, in die Ebenen der Maremmen herab. Der gedrungene Bau, die nervigten Glieder, die braune kräftige Farbe machen sie auch dem unerfahrenen Fremden leicht kenntlich. Sie führen sechs Monden lang, vom November bis Mai, ein saures Leben, kümmerlich aufgewogen durch reichlichen Verdienst, der bald in den Vergnügungen und Spielen eines arbeitslosen Sommers in der Heimat wieder zerrinnt.

Wenn, bald schon mit den ersten Tagen des Oktobers, bald erst spät im November, der Winter die Alpweiden des Pratomagno und der Falterona und die mächtigen Gebirgskämme, welche die Thäler des oberen Arno und der Sieve wie mit einer unübersteiglichen Mauer einfassen, mit dem ersten frischen Schnee gedeckt hat, begegnet der Reisende zahllosen Ziegen- und Schafheerden, die oft gleich ziehenden Armeen die großen Straßen, die vom Hochgebirge nach dem Meere zuführen, mit ungeheuern Staubwolken erfüllen. Zahlreiche Hirten, schmutzig und zerlumpt, von wenig vertrauen-einflößendem Aeußern, zuweilen nur Kinder, von großen, wildblickenden Hunden unterstützt, geleiten sie zur Winterung auf die alljährlich in Pacht genommenen großen Weideplätze der Maremmen. Holzhauer und Zimmerleute, beschäftigt Schiffbauholz zu fällen oder Faßdauben zu bearbeiten, zu denen die Buchenwälder der Apenninen die Reifen liefern, Kohlen- und Pottaschebrenner vervollständigen die Winterbevölkerung und geben ein reges Bild thätigen Gewerbfleißes. Noch aber ist der Frühling nicht zum Sommer geworden, so liegen die Hütten, die sie bewohnten, einsam und verlassen. Weder der Schlag der Axt, noch das Knirschen der Säge, weder der laute ermuthigende Zuruf der Arbeiter, noch das klagende, eintönige Ritornell des Hirtenknaben vom Hügel unterbricht die tiefe Stille.

Bald aber belebt sich die Landschaft von Neuem. Kaum hat die Sonne ihren höchsten Stand erreicht und sendet im Mittag ihre glühenden Strahlenpfeile auf die nackten quellenarmen Flächen, so steigt eine neue Bevölkerung gruppenweise, in Gesellschaften von fünfzehn bis zwanzig Personen, von den nahen Bergen und Hügeln hinab in die Ebene. Jetzt beginnt in diesen südlichen Breiten die Ernte. Doppelter Lohn lockt, sich der Hitze und der schweren Arbeit zu unterziehen, das faulige Wasser zu trinken, und vom unausweichlichen Fieber erfaßt, mit zitternden Gliedern das Korn zu schneiden oder die Pferde anzutreiben, die, im engen Kreise

sich drehend, mit den Hufen die Saat aus den Aehren stampfen.

Die Schnitter bringen ihre Frauen, ihre Lebensmittel, wohl gar einen Strohsack zur Nachtruhe mit in die Ebene; denn in dieser Jahreszeit finden sie oft meilenweit keine Schenke, ja kein offenes Haus. Ihr Leben ist Strapaze und Entbehrung. Sie schlafen in freier Luft, in offenen, von Stroh oder Baumzweigen verfertigten Hütten (Capannoni), Weiber und Männer durcheinander. Keuschheit und Reinlichkeit sind diesen Nachtlagern gleich fremd. Für die Einzelnen — besonders bei den Hirten gebräuchlich — ersetzt oft eine zwischen vier Pfählen befestigte freischwebende Hängematte Bett und Hütte. Ihre Nahrung besteht Morgens aus Brod, grob und hart, eine Mischung von Weizenkleie, Wicken und Haber; dazu der harte, scharfgesalzene Schafkäse, der im Sommer in unglaublicher Menge in den Gebirgen verfertigt wird. Das Mittagsmahl besteht abermals in Brod, das in Wasser geweicht, mit Zwiebeln, Oel und Essig gewürzt ist, ein Gericht, das nicht selten in einem hohlen Baumstamm bereitet und mit den Händen gegessen wird. Nur Abends kommt eine warme Schüssel, acqua colla, gekochtes Wasser, wie sie es selbst nennen, d. h. heißes Wasser mit Brod, Salz, Oel und Pfeffer. Wein der schlechtesten Qualität, häufig verdorben, mit Branntwein gemischt, bildet ihr Getränk, dazu trübes Wasser, meist mit vegetabilischen und animalischen Substanzen geschwängert. Dabei nirgends Schatten bei einer Sonnengluth, die um Mittag öfters auf 40 bis 44 Grad Reaumur steigt, und Nachts in den meernahen Gegenden ein Thaufall und eine Abkühlung der Luft, wie sie vielleicht nur die Tropen in gleicher Stärke kennen.

So kehren diese Unglücklichen gegen Sanct Laurentiustag (10. August) wieder heim, bleich, abgezehrt, nicht selten den Keim des nahen Todes in sich tragend. Fast Keiner von ihnen erreicht ein hohes Alter; selbst das Frühjahr findet sie kaum genesen, und doch gehen jährlich neue Schwärme,

durchschnittlich etwa zehntausend, vom reichen Gewinn gelockt oder von der Noth getrieben, mit offenen Augen der Krankheit und dem Tode entgegen.

Wenn die steigende Wärme und anhaltende Trockenheit den dürren Boden spaltet, und die glühenden Sonnenstrahlen täglich fünfzehn Stunden lang auf den todten Gewässern brüten, dann verbreitet sich in der bisher reinen und gesunden Luft jenes feine, unsichtbare und doch allgemein empfundene Gift, das, mit der atmosphärischen Luft vermengt, unter dem Namen der Malaria oder Aria cattiva bekannt ist. Mit einigen Unterbrechungen herrscht es in den Niederungen am Mittelmeer von den Mündungen des Arno oder der Cecina bis zu den Grenzen von Calabrien. Nirgends ist die Malaria gefährlicher als in den Maremmen von Follonica und Grosseto, in den Flußthälern des Ombrone, der Albegna und Fiora, in den pontinischen Sümpfen und in der wüsten Ebene, aus der die Tempel von Pästum einsam und majestätisch aufsteigen. Meist an die Ebene und die sumpfnahen Gegenden gebannt, steigt sie doch öfters mit größerer oder geringerer Intensität nicht nur längs der Sohle der Thäler aufwärts, sondern erreicht auch die auf höheren Hügeln, fern von stehenden Gewässern gelegenen Orte. Saturnia liegt zwanzig Miglien vom Meere ab, Soana noch weiter und 950 Fuß hoch über dem Seespiegel, und doch treten die Wirkungen des Miasma nirgends greller hervor, als gerade hier. Ueber 1800 Fuß steigt die Malaria nirgends aufwärts, ja bei Weitem die meisten Hügel und Bergebenen, die sich nur auf die Hälfte dieser Höhe erheben, sind von der Geißel befreit. Diese ruft übrigens keine eigenthümlichen Krankheitsformen hervor, es sind vielmehr die in gemäßigt warmen Ländern unter ähnlichen Verhältnissen gewöhnlichen. Im Juni und Juli herrschen die Wechselfieber vor; im August und Anfang Septembers sind die gastrisch nervösen und biliösen Fieber an der Reihe; in der zweiten Hälfte des Septembers und im Oktober tritt die Ruhr in

den Vordergrund. Während die Sommerregen die Kraft der Malaria zu verstärken scheinen, wird sie durch die, gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Oktobers sündfluthartig herabstürzenden Herbstregen vernichtet. Die Luft bleibt nun sechs bis sieben Monate rein und gesund; alle vorkommenden Krankheiten sind nur Rückfälle oder von der Malaria unabhängig. Die Zahl der Kranken beläuft sich nach den Erhebungen der Sanitätsbehörden jährlich auf 55 Procent der Bevölkerung der Provinz, die Sterblichkeit auf vier Procent.

Wären auch die übereinstimmendeu Zeugnisse alter Schriftsteller nicht vorhanden, so würde doch schon der Augenschein den Wanderer in den Maremmen überzeugen, daß die menschenleere Oede, die er durchzieht, in grauen Zeiten der Sitz einer blühenden Cultur und einer thätigen und zahlreichen Bevölkerung gewesen sei. Nicht nur die über die ganze Küste und weit ins Innere verstreuten, zum Theil uralten wilden Oelbäume, nicht nur die Spuren ehemals betriebener Bergwerke und die Reste alter Straßen, die zum Theil, wie bei der Via Aemilia Scaura und der Via Aurelia, noch die jüngste Neuzeit streckenweise benutzt hat, sondern auch mächtige etruskische Mauerreste, Thürme, Thorbogen, Amphitheater und Bäder, Mosaiken und Münzen, und die übrig gebliebenen Namen einst volkreicher Städte, deren Platz ein elendes Dörfchen, ein einsamer Meierhof, oder wohl nur Dorngestrüpp und üppig wuchernder Epheu ausfüllen oder andeuten: Populonia, Roselle, Saturnia, Sovana, Cosa u. a. m. weisen auf eine längst verschwundene Periode der Blüthe der jetzt unter dem Fluche des Himmels seufzenden Gegend. Andere Orte sind spurlos verschwunden; selbst der Ort, wo sie gestanden, ist ein willkommener Vorwurf für die gelehrten Spitzfindigkeiten römischer Alterthumsforscher geworden. Wer sagt uns, wo die reiche blühende Vetulonia lag, wo Rom selbst sich die Insignien seiner höchsten Gewalt holte, welche die Wagen ihrer Magistrate mit Elfenbein zierte, und deren prachtvolle Purpurgewebe weit und breit durch Hetrurien und Latium

wanderten? Vergebens sucht ihr ihre Spuren im öden, versumpften Thale der Cornia, auf das euch die Geschichtskundigen verweisen, weil das: inter Umbronem et Arnum, die einzige Andeutung ihrer Lage bei den Alten, am Besten hieher passe. Freilich lag die Stadt schon zu Livius Zeiten, vor neunzehn Jahrhunderten, in Trümmern; aber was ist aus den riesigen kyklopischen Mauern geworden, denen die Alten, gleich denen von Aretium und Veji, Unvergänglichkeit verhießen?

Gewiß ist, daß zu den Zeiten der alten Etrusker die Kette von Sümpfen und Morästen, die sich jetzt zwanzig deutsche Meilen lang in fast ununterbrochener Reihe die Meeresküste entlang zieht, noch nicht, oder wenigstens bei Weitem nicht in der gegenwärtigen Ausdehnung vorhanden war. Dennoch ist es ein, wenn gleich weit verbreiteter Irrthum, zu glauben, daß zu den Zeiten der alten Römer die Luft dieser Gegenden vollkommen unschädlich gewesen sei. Pestilens est ora Tuscorum, sagt Livius. Seneca sucht den Kaiser Nero von dem Besuche der Schwefelbäder von Petriolo abzuhalten, wegen der verderblichen Atmosphäre der Umgegend. Tibull warnt vor dem Sommerklima Toscanas, und Plinius d. J. erklärt (Lib. V. Ep. 6) die ganze Hetruria maritima für höchst ungesund. Als aber nach der römischen Eroberung die Blüthe Hetruriens allmälig welkte; als Bürgerkriege und Militärkolonien das Land auszusaugen und seine Bewohner zu berauben begannen; als wilde Vandalenhorden seine Städte plünderten und verbrannten, als die harte Longobardenherrschaft auf Italien lastete und der Druck des Feudalsystems, was noch in dem armseligen Rest der Bewohner von Energie und Thatkraft geblieben war, vollends vernichtete: da wurden die Maremmen nach und nach zur menschenleeren Oede. Die folgenden Jahrhunderte wilder Parteikämpfe zwischen Kaisern und Päpsten, zwischen nebenbuhlerischen Republiken, zwischen Volk und Adel waren mehr geeignet, den Wohlstand, wo sie ihn fanden, zu zerstören,

als ihn da herzustellen, wo ihn die Vergangenheit vernichtet hatte. Mehr als Einmal waren die wüsten Gefilde der Schauplatz blutiger Gefechte zwischen Guelfen und Ghibellinen, zwischen Florentinern und Senesen. Pisa und Siena, die großen Republiken, stets mit Krieg oder Handel beschäftigt, thaten wenig oder nichts für die ihnen unterworfene Landschaft. Die berühmten Worte, welche Dante seiner unglücklichen Pia de' Tolemmei in den Mund legt (Siena mi fece, disfecemi Maremma), beweisen hinlänglich, daß schon im dreizehnten Jahrhundert das Klima für tödtlich galt.

Dennoch muß die Malaria damals keineswegs dieselbe Intensität und Ausdehnung gehabt haben, wie heutzutage. Kaiser Friedrich II. und später Ludwig der Bayer lagerten in böser Jahreszeit Monate lang mit ihren Heeren bei Grosseto und Savona, an Orten, wo man jetzt keine Sommernacht zubringen kann, ohne einem hitzigen, oft tödtlichen Fieber anheimzufallen. Pisa selbst erscheint erst nach der unglücklichen Schlacht bei der Meloria, von der es sich nie wieder erholen konnte, von dem Einflusse der Malaria stärker berührt worden zu sein. Aber als seine eigenen Bürger, von den siegreichen Guelfen gezwungen, den Hafen verschütten mußten, und es an Armen und an Muth fehlte, der wachsenden Versandung der Flußmündungen zu steuern, da überschwemmten Serchio und Arno, Schlammmassen von den Gebirgen herabführend, weithin das Land, auf dem das rasch zurücktretende Meer pestverhauchende Teiche und Sümpfe zurückließ. Schon zu Boccaccios Zeiten waren die Frauen von Pisa bleich und kränklich,*) und Benvenuto Cellini fand zwei Jahrhunderte später das Aussehen und den Gesundheitszustand der Bewohner noch weit schlimmer. War doch auch von 1280 bis 1530 die Seelenzahl von 150,000

---

*) Comechè poche ve n'abbiano che lucertole verminare non pajano (Decam. II, 10). (Denn es gibt deren wenige, die nicht aussehen wie grüne Eidechsen.)

auf 5000 herabgesunken. — Von Livorno, der pisanischen Pflanzstadt, heißt es in einem Gedicht aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts: „Sia d'estate, d'autunno o pur d'inverno, nulla val, chè quell' aere alme invola, come fosse una bolgia dell' inferno.“ (Sei's nun im Sommer, Herbst oder selbst im Winter, gilt gleich; denn jene Luft entrafft die Seelen, als käme sie aus einem Höllenpfuhl.) Ein gleicher Fluch lastete nördlich der Arno- und Serchiomündung um die Seen von Massaciuccoli und Porta, und in allen den Thälern, die von Volterra südlich und westlich dem Meere zulaufen, so gut wie in den wüsten Niederungen der Chiana, nordwestlich vom Trasimenersee und rings um Porsennas uralten Herrschersitz.

Am höchsten war das Elend, die Entvölkerung und die unbedingte Herrschaft der tödtlichen Miasmen gestiegen, als Cosmus I., nachdem er der Republik Siena ein Ende gemacht, die Maremmen zu Toscana geschlagen und zugleich eine Volkszählung daselbst vornehmen lassen. Wenige Kriege bieten selbst in jenem an Greuelthaten reichen Jahrhundert Beispiele von so bestialischer Grausamkeit, wie der, welchen der Herzog von Florenz im Bunde mit Karl V. gegen die mit Frankreich verbündeten Senesen führte. Die angegriffene Republik, ja die ihr unterworfene Landschaft selbst — eine seltene Erscheinung in einer Zeit, wo der Bauer öfter und gleichgültiger den Herrn als den Rock wechselte — vertheidigte sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Ein Castell, eine Stadt nach der andern mußte mit Sturm genommen werden. Ueberall loderten die Flammen, überall wurden die Männer gemartert und getödtet, die Kinder gespießt, die Frauen geschändet. Als Siena fiel (1555), war das Land weit und breit eine Wüste. Auf der Reise, die Cosmus dahin unternahm, um sein neues Gebiet kennen zu lernen und sich durch den Augenschein zu belehren, wie dem unglücklichen Landstrich aufzuhelfen sein möchte, fiel einer seiner Begleiter und seine rechte Hand, der Cardinal Giovanni de'

Medicis, dem Dämon der Maremmen zum Opfer, und die Erkrankung eines großen Theils der übrigen nöthigte den Fürsten zur raschen Rückkehr. Seine und seiner Nachfolger vereinzelte Versuche, das Land zu bevölkern und zu bebauen, scheiterten vollständig. Vergebens ließ er gewaltige Mauern ziehen, um die Dünste der Sümpfe abzuhalten; vergebens ließ man in späteren Jahrhunderten Colonien erst aus Deutsch-Lothringen, dann sogar aus Griechenland kommen; im Verlauf weniger Jahrzehnte hatte sie die Malaria bis auf den letzten Mann aufgerieben.

Man lernte endlich einsehen, daß alle ähnlichen Versuche dem Tode nur neue Schlachtopfer liefern würden, so lange man nicht die Ursache der bösen Fieber, die böse Luft selbst, fortgeschafft oder doch weniger allgemein und verderblich gemacht haben würde. Neue und eifrige Untersuchungen über die Malaria und die Quellen, aus denen sie entspringt, waren die nächste Folge dieser neu gewonnenen Einsicht.

Bisher hatte man sich damit begnügt, die große Anzahl stehender Gewässer, die sich längs des Seestrandes hinziehen, als Erzeuger und einzigen Grund der Malaria zu betrachten. Bei einer gründlicheren Untersuchung erschien diese Erklärung ungenügend und oberflächlich. Daß im nördlichen Deutschland, in Irland, Rußland ꝛc. eine Menge solcher stagnirender Gewässer ohne wesentlichen Nachtheil für die Gesundheit der Anwohner bestanden, ließ sich freilich durch den Unterschied des Klimas und die ungleich stärkere Ausdünstung in der heißen und langen Sommerzeit erklären, nicht aber, daß dasselbe Phänomen sich in Italien, ja in Toscana selbst wiederholt. Der große See von Bientina, unweit Lucca, ist ohne Verbindung mit dem Meer; seine Ufer sind weit ins Land hinein morastig. Dennoch ist von eigentlicher Malaria hier keine Spur. Als nun unter des großen Peter Leopold (später Kaiser Leopold II.) Regierung und auf seine Veranlassung die Gelehrten Italiens sich eifrigst mit dieser Frage zu beschäftigen begannen, fanden sie, daß schon die

Schriftsteller des römischen Alterthums, Plinius d. ä., Livius, Diodor von Sicilien, Vitruv u. a. auf den großen Unterschied in der Schädlichkeit der Binnen- und der Lagunensümpfe aufmerksam machen. Als zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das stete Zunehmen der Malariafieber die Aufmerksamkeit der venetianischen Regierung auf diesen Punkt lenkte, gaben die befragten Sachverständigen den Rath, alle Mischung des Flußwassers der Brenta ꝛc. mit dem salzigen der Lagunen so weit irgend thunlich zu verhindern, indem die schädlichen Miasmen ganz besonders dem Verdunsten der bei dem Zurücktreten der Lagunen stehenbleibenden Lachen voll Brackwassers zuzuschreiben seien. Die Flüsse wurden nun (1437) so weit als möglich canalisirt, und die Folge war, daß sich der Gesundheitszustand der Anwohner dermaßen besserte, daß jetzt Venedig im höchsten Sommer ohne wesentlichen Nachtheil bewohnt wird, wenn gleich die gegenüber liegende Küste noch immer nicht ganz frei von der Geißel ist, wie die österreichische Armee im Sommer 1849 zu ihrem Schaden erfahren mußte.

Einen noch schlagenderen Beweis von der Richtigkeit dieser Theorie hatte Zandrini geliefert, der einen großen, bisher die Gegend umher verpestenden Sumpf dadurch unschädlich machte, daß er ihn durch starke Dämme von jeder Communikation mit dem Meereswasser abschloß. Einen nicht minder glücklichen Erfolg hatte die Absperrung der Seen von Porta, Massaciuccoli u. a. m. in den Ebenen von Pietrasanta, Viareggio und Pisa.

Daß in den senesischen Maremmen die gleichen Bedingungen obwalteten, konnte keinem Zweifel unterliegen. Ja, hier war nicht nur eine Reihe von Sümpfen, die theils durch die natürlichen Kanäle hindurchschleichender Bäche und Flüsse mit dem Meere in Verbindung standen, theils doch bei jeder Sturmfluth und hoch schlagenden Brandung wieder mit Seesalz geschwängert wurden, sondern der alte Seegrund, der den Boden der Meeresebene bildet, enthält so viele Salze,

daß, wie Graf Fossombroni dargethan, jeder heftige Gewitterregen einen Theil derselben auflöst und durch ihre Verdunstung rings das Miasma verbreitet. Die Analyse, die der Marquis Cosimo Ridolfi von der Masse lieferte, die den Boden des Sumpfes von Castiglione, des extensiven und intensiven Centrums der Malaria, bildet, beweist, daß derselbe alter salzreicher Meergrund ist. Die erwähnten Salzflecke, die Salmastraje, in der Ebene von Grosseto, steigen durch einen chemischen Proceß aus der nahe unter der dünnen Humusschicht liegenden Cuora marina auf und krystallisiren auf der Oberfläche; sie enthalten kohlensauren Kalk, kohlen- und chlorwasserstoffsaures Natron. Wo sie sich zeigen, sterben die Pflanzen, und leider verbreiten sie sich noch alljährlich weiter. Daß auch hier jeder Regen die verderbliche Mischung hervorbringen muß, ist klar.

Ist aber die Mischung des salzigen und süßen Wassers (wahrscheinlich durch die Zersetzung der im ersteren enthaltenen vegetabilischen und animalischen Substanzen) wirklich die hauptsächlichste und gewöhnlichste Ursache der Aria cattiva, so ist sie doch keineswegs die einzige. Beim Austrocknen eines kleinen Sees, wo keinerlei derartige Mischung stattfinden konnte, und dessen Gestade dennoch mit Recht für einen Sitz der schlimmsten Malaria galten, ward man zuerst auf die unerträglich riechenden Ausdünstungen einer Familie von Wasserpflanzen, der Charaarten, aufmerksam. Seitdem haben die Untersuchungen des Professors Paul Savi in Pisa, eines der tüchtigsten Gelehrten des modernen Toscana, den Beweis geliefert, daß das Verfaulen dieser Pflanzen (Chara hispida, flexilis, und zumal vulgaris) an der Luft diese mit schädlichen Miasmen füllt und daß in einem engen Raum schon die Verwesung weniger Exemplare die Atmosphäre bis zur Unathembarkeit verpestet.*) Bemerkenswerth ist, daß die Algen im Meerwasser ohne Schaden faulen, dagegen mit

*) Paolo Savi, di Chara vulgaris. Pisa 1839.

süßem Wasser zusammengebracht eine nicht minder schädliche Wirkung äußern als die Charaarten, offenbar ein Beweis für die Richtigkeit der oben erwähnten Theorie.

Erschien somit das Vorkommen der Malaria längs der sumpfbedeckten Seeküste hinlänglich erklärt, so blieb es doch noch ein vollständiges Räthsel, wie die Wirkungen derselben sich bis auf eine so bedeutende Erhebung über die Meeresfläche und zugleich so tief ins Innere des Landes hinein, wo meilenweit kein stehendes Gewässer zu finden ist, erstrecken konnten. Savi schreibt diese Erscheinung vor Allem der Zusammensetzung des Bodens selbst zu, der nach seinen Untersuchungen ein „plutonisirter Thon" (un mattajone plutonizzato) ist, reich an chlorwasserstoff-, schwefel- und kohlensaurem Natron, sowie nicht minder an bituminösen Stoffen. Da bei jedem Regen ein Theil dieser Substanzen aufgelöst und verflüchtigt werde, so sei auch hier auf ähnliche Verhältnisse zu schließen, wie bei den Lagunensümpfen und den Salmastraje.

Daß Entvölkerung und Unkultur die Verbreitung und Intensität der Malaria befördern, unterliegt keinem Zweifel. Nicht nur die toscanische Küste beweist es, sondern in noch höherem Grade die römische Campagna und die traurige Einöde, wo einst die „zweimal blühenden" Rosengärten der reichen Posidonia dem vorbeisegelnden Schiffer ihre Düfte über die Wogen zusandten. Als die Barbaren des Nordens die Umgebung der alten Welthauptstadt zur Wüste gemacht, und Saracenen- und Normannenhorden das letzte Haus in Pästum zerstört hatten, bemächtigte sich die Malaria des verlassenen Landes und ward nun, in trauriger Verkehrung, aus der Folge zur Ursache, indem sie der Wiederbevölkerung in glücklicheren Zeiten ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegenstellte. Was eigentlich bei einer dichten Bevölkerung sich dem Einbruch der Malaria siegreich widersetze, ist nicht leicht mit Sicherheit anzugeben; sei es nun, wie die Einen behaupten, der luftreinigende Athemproceß der Menschen und der Haus-

thiere, oder — und das ist wohl wahrscheinlicher — die damit zusammenhängende sorgfältigere Kultur des Bodens, die Regelung der Flußbetten, Austrocknung der Sümpfe, Lichtung der Wälder u. dgl. m.

Die feudalen Verhältnisse des Mittelalters waren der Wiederbevölkerung und dem Anbau der entvölkerten Gegenden so wenig günstig, als die geringe und ungleiche Theilung des Grundeigenthums zu den Zeiten der römischen Kaiser. Latifundia Italiam perdidere: das gilt noch heutzutage, wenigstens von der römischen Campagna und den Maremmen. Von der Cecinamündung bis Piombino, auf einem Flächenraum von fünf deutschen Quadratmeilen, finden sich nur fünf Grundeigenthümer, der Großherzog, der Erzbischof von Pisa, die Familien der Gherardesca, Serristori und Alliata. Mehr oder weniger findet dasselbe Verhältniß auch weiter südlich statt. Unter den 80,000 Einwohnern der Maremmen übersteigt das als Grundlage bei der Grundsteuer angenommene Einkommen (rendita imponibile) nur bei 2130 Personen 60 Thaler. In den großen Besitzungen ist an einen regelmäßigen Anbau, wie ihn der Boden verlangte, nicht zu denken. In der römischen Campagna, wie in den Maremmen, überlassen die reichen Grundeigenthümer den größten Theil ihres Landes für unbedeutende Pacht an die Schafzüchter, oder lassen für eigene Rechnung Viehzucht treiben. Fast nie auf ihren Gütern anwesend, liegt ihnen die Verbesserung derselben wenig am Herzen. Ein — meist verhältnißmäßig geringer — Theil derselben ist gewöhnlich auf Erbpacht gegeben (allivellato), und dies ist regelmäßig der am besten bebaute. Zuweilen werden Verkäufe abgeschlossen unter der Bedingung, daß der Käufer jährlich drei Procent des Kaufpreises entrichte auf ewige Zeiten. Anderemale noch ertheilen die Besitzer armen Leuten die Befugniß, auf ihrem Grundstücke Korn zu säen unter der Bedingung, daß der Eigenthümer von der Ernte eine Quantität gleich der Aussaat erhalte. Doch sind dies nur Ausnahmen; im Allge-

meinen herrscht auf den großen Gütercomplexen der Ebene das System der gran coltura (Kultur im Großen), d. h. ein Theil des Landes wird im ersten Jahre mit Weizen, im zweiten mit Hafer besäet, und liegt dann ein oder öfter zwei Jahre brach und dient als Weide. In den Hügeln und Bergen, wo das Klima gesünder und der Besitz zertheilter ist, findet das im übrigen Toscana allgemein herrschende System der mezzeria (oder sistema colonico) häufigere Anwendung. Die Güter sind hier in Stücke (poderi) getheilt, deren jedes etwa für den Unterhalt einer Familie hinreicht. Der auf dem Podere in einem von der Herrschaft erbauten und unterhaltenen Häuschen wohnende Colon bebaut das Land zur Hälfte für eigene, zur Hälfte für Rechnung des Besitzers.

Die Art, wie in den Maremmen beim Anbau des Brachlandes und der Behandlung der Saat verfahren wird, erinnert lebhaft an die Beschreibung dieser Verrichtungen in den Schriftstellern des alten Rom. Im November oder December beginnt man das Land von Dornbüschen ꝛc. zu lichten und zu reinigen; dann wird es zweimal im Januar, zweimal im April oder Mai, zum fünften- und sechstenmal im Oktober gepflügt und im November besäet. Den römischen Ausdrücken für den sechsfachen Bruch des Pfluges entsprechen die neuitalienischen — dem frangere, vertere, infringere, invertere, refringere, lirare das rompere il terreno, recidere, rinterzare, rinquartare, mettere a verso, solcare. Im März des folgenden Jahres wird die Erde nochmals mit kleinen eisernen Häckchen bearbeitet, im April das Unkraut ausgejätet, Ende Juni oder Anfang Juli das Korn bis auf den halben Halm geschnitten und in Garben (manipoli) gesammelt und auf der Tenne wieder im Sonnenschein ausgebreitet, um von im Kreise geführten Pferden ausgestampft (tribbiare) zu werden. — Der Ertrag ist im Durchschnitt ein zehnfacher. Die Kosten betragen etwa 559 Lire (124¼ Thlr.) für den Moggio (600 Litres), der Werth einer

Mittelernte ist 800 Lire (177¾ Thlr.). Die Viehzucht wirft durchschnittlich einen Reinertrag von acht Procent ab. *)

Daß auch meteorologische Verhältnisse dazu beitragen, wenn nicht die Miasmen zu erzeugen, doch die Gegend ungesund zu machen und zumal die Wechselfieber zu befördern, unterliegt keinem Zweifel. Als ein Westküstenland haben zwar die Maremmen im Allgemeinen ein mildes Inselklima; die jährlichen Maxima der Hitze und Kälte liegen einander nicht so fern, als in Florenz; die Sommer sind weniger heiß, die Winter nicht so kalt und rauh, als im Innern des Landes. In der Meeresebene fällt nie Schnee, auf den Hügeln bleibt er wenigstens nicht liegen. Dagegen bringt die starke Ausdünstung des Meeres, der Seen und Sümpfe unter dem Strahle der südlichen Sommersonne eine im übrigen Italien fast unbekannte Feuchtigkeit der Atmosphäre hervor, die zwar in der Mitte des Tages nicht fühlbar ist, aber Abends und Morgens sich durch den ungewöhnlich starken Thaufall äußert und zugleich eine höchst empfindliche Temperaturveränderung mit sich bringt. Es kommt, zumal im August und September vor, daß das Thermometer zwischen fünf Uhr Morgens und zwei Uhr Nachmittags um 15—16° R. (von 10—26°) variirt. Es ist natürlich, daß die massenhaft vorkommenden Erkältungen die Einwirkung der schädlichen Miasmen verstärken und die Krankheiten compliciren. In der That sind die Erkrankungen in diesen Monaten nicht nur am häufigsten, sondern auch am gefährlichsten. Die Bewohner ziehen sich vorsichtig mit der untergehenden Sonne in ihre Häuser zurück und verschließen Fenster und Thüren der Wohnung, die sie erst mit dem höher steigenden Tage wieder zu verlassen wagen. Der unvorsichtige Fremde aber, der den kühlen prächtigen Mondscheinabend oder die blitzende Sternennacht

*) Vgl. Memorie economico-statistiche sulla maremma toscana, di Antonio Salvagnoli-Marchetti, medico ispettore della provincia Grossetana. Firenze, 1846.

am Strande wandelnd oder am Hügelrande lagernd erwartet hat, von wo der Blick weithin über die sanft leuchtende Meeresfläche schweift, bis wo die hohen Berge von Elba geisterhaft aus der Wasserwüste aufsteigen, erwacht am folgenden Morgen mit fliegender Hitze und schüttelndem Frost, noch glücklich, wenn er durch rasche Flucht einer langen, oft tödtlichen Krankheit entgehen kann.

Ob die ausgedehnten Waldungen, welche zumal den hügeligen und bergigen Theil der Maremmen bedecken, die Verderblichkeit des Klimas befördern helfen oder nicht, darüber ist viel hin und her gestritten worden. Fehlt es doch sogar nicht an Gelehrten, welche die Wälder geradezu als ein Antidoton gegen die Malaria betrachten. Aber wenn die waldlosen Striche der Maremmen die am schlimmsten heimgesuchten sind, so wird doch diese Thatsache leicht dadurch erklärlich, daß eben die sumpfige oder sumpfnahe Ebene zum größten Theil nackt und baumlos ist, während die höher gelegenen Gegenden, auch ohne bewaldet zu sein, den Wirkungen der Miasmen weniger ausgesetzt sind. Sind aber die großen zusammenhängenden Waldstrecken der Gesundheit wirklich nachtheilig, so ist es jedenfalls nur mittelbar durch Uncultur und Beförderung der Luft- und Bodenfeuchtigkeit.

Die toscanischen Fürsten aus dem Hause Medicis waren allzusehr mit ihren Vergnügungen, ihren Liebes- und Staatsintriguen beschäftigt, um seit des ersten Cosmus Zeiten der unglücklichen Lage der Maremmen und ihrer Bewohner die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Aber nicht sobald hatte das edle Haus der Lothringer nach Johann Gaston de' Medicis Tode den hetrurischen Thron bestiegen, als die Regierung dieser Angelegenheit ihre ernsteste Aufmerksamkeit zu widmen begann. Unter Franz II. blieb es freilich (obgleich schon damals die Architekten Cantagallina und Gargiolli die dem Grafen Fossombroni zugeschriebene Idee der Colmaten in Anregung brachten) bei den Untersuchungen und dem Plane; dagegen griff sein Nachfolger, der große Peter Leopold, noch

bis auf den heutigen Tag das Idol der Toscaner, das Verbesserungswerk eben so energisch als einsichtsvoll an. Unter der Leitung des Pater Ximenez und des Architekten Pio Fantoni beschäftigte man sich zunächst mit Austrocknung der Sümpfe und Regulirung der Flußbetten. Aber unendliche Arbeit und Kosten wurden vergeblich verschwendet. Alle Versuche, den Ombrone in seinem Bette zu erhalten, scheiterten einer nach dem andern. Einige kleinere Sümpfe wurden ausgefüllt, aber bei den größeren mußte man bald von der Ausführung gänzlich abstehen. Noch suchte man nach einem Auskunftsmittel, da unterbrachen die Wahl Leopolds zum deutschen Kaiser und zugleich die Revolutionsstürme von Westen her das kaum begonnene Unternehmen. Ferdinand III. war von den Arbeiten im Val di Chiana, das er aus einem die Gegend rings verpestenden Sumpfe in die reichsten und blühendsten Fluren Toscanas verwandelt hatte, vollständig in Anspruch genommen. Erst sein Sohn, der regierende Großherzog Leopold II., seinen eigenen Eingebungen und zugleich den Ermahnungen des Grafen Fossombroni folgend, der als Minister seines Vaters die Arbeiten im Val di Chiana geleitet hatte, ließ schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung (1825) die Arbeiten in den Maremmen von Neuem beginnen. Seitdem haben sie nicht wieder aufgehört; Riesenunternehmungen sind zu Stande gebracht, hydraulische Bauten zumal, deren Besichtigung für den Mann vom Fach allein eine Reise in diese Gegenden werth ist.

Die neueren Forschungen über den Ursprung der Malaria, die ich oben in ihren Hauptresultaten angedeutet habe, gaben einen Fingerzeig für die wichtigsten Arbeiten und ihre Reihenfolge. Es handelte sich vor Allem um die Abschließung der Sümpfe vom Meere, dann um die Austrocknung derselben, endlich um die Bevölkerung und den Anbau des Landes. Als Mittelpunkt aller Arbeiten wurden das durch des Fürsten Fürsorge neu aufblühende Grosseto und der naheliegende Sumpf von Castiglione, der größte und ver-

derblichste von allen, gewählt. Arbeiter strömten schaarenweise aus ganz Italien herbei, gelockt durch den hohen Lohn und die für lange Zeit gesicherte Beschäftigung.

Eine mächtige Quadersteinbrücke, ein Werk des Professors Giorgini, trennte bald den Sumpf von Castiglione von den nahen Meereswogen. Zwei Ableitungskanäle, binnen vier Jahren erbaut, der größere vier Miglien lang, unten 20, oben 54 Ellen breit, führten die Gewässer des Ombrone dem Sumpfe zu, den Ueberschwemmungen des Flusses ein Ende machend. Das System der Colmaten, von Fossombroni angenommen und zuerst in dem Val di Chiana mit dem vollständigsten Erfolge ins Werk gesetzt, sollte auch hier zur Anwendung kommen. Gedanke und Ausführung sind einfach. Die Küstenflüsse, im nahen Gebirge entspringend, führen in ihrem reißenden Laufe große Massen von Erde und aufgelösten Mineralien mit sich in die Tiefe. Wo nun ein solcher Fluß oder Wildbach oder auch ein von ihm abgeleiteter Canal mündet, da zieht man in geringer Entfernung am festen Boden eine niedrige Mauer quer durch den Sumpf. Nur schmale Oeffnungen gestatten den Gewässern des Flusses den Durchgang. Nach und nach füllt der Niederschlag aus dem Wasser den Raum bis zur Höhe des Dammes; nun wird in angemessener Entfernung von demselben eine neue Wehr errichtet und in dieser Weise fortgefahren, bis der ganze Sumpf, mit Ausnahme des von Oeffnung zu Oeffnung canalisirten Flußbettes, zu trockenem Lande geworden ist.

Außer den beiden Diversivcanälen führen noch drei kleine Flüßchen, die Bruna, Sovata und Fossa, ihre erdgeschwängerten Gewässer in den See von Castiglione. Vor jeder Mündung wurden Colmaten angelegt, und zugleich zwei Ausflußcanäle (Castiglione und San Leopoldo), der eine von 3850 Ellen Länge, gebaut, aus denen das trübe Sumpf- und Flußwasser rein und klar abläuft. Schon ist der große Morast auf die Hälfte zusammengeschwunden, und bald wird

er auf den eigentlichen See reducirt sein, der nur ein Zehntel der ganzen Sumpffläche einnimmt.

Aehnliche Arbeiten wurden gleichzeitig fast auf der ganzen Linie von Torre di San Vincenzio bis Orbetello unternommen. Die Isolirung und Ausfüllung der großen Sümpfe vom Piombino und Scarlino, der kleineren von Prati und Alberese, das Austrocknen der Seen von Rimigliano, Lagaccioli u. a., die Regulirung der Flußbetten der Cornia, Pecora, Ronna, Bruna, Sovata und des Ombrone, wurden mit verschiedenen Resultaten eifrigst betrieben. In dem Sumpfe von Scarlino unweit Follonica, der die größten Schwierigkeiten bot und noch bietet, hat man mit Erfolg das flandrische oder vielmehr seeländische System der Polders angewandt. Eine Menge kleiner Teiche und Moräste wurden zugleich vollständig trocken gelegt und in fruchtbares Ackerland verwandelt. Dasselbe geschah nordwärts der eigentlichen Maremmen, in dem Flußgebiet der Cecina.

Aber die Regierung fühlte, daß die Sache nur einseitig angegriffen sei, so lange man nicht zugleich auf eine bessere Regelung der Güterverhältnisse, eine größere Theilung des Grundeigenthums und — wenigstens durch indirekte Mittel — auf eine Vermehrung der Bevölkerung bedacht war. Zwar war die verkehrte und verderbliche Finanzverwaltung der Mediceer, welche unter anderm die unglücklichen Bewohner der Maremmen durch unerschwingliche Getreidesteuern völlig entmuthigte, schon unter dem ersten Lothringer gefallen; aber noch existirte jene seltsame und sinnlose Theilung des Landeigenthums, wonach der Besitzer des Waldes nicht Besitzer der Weide in seinem Walde war u. dergl. m. Ein Gesetz vom Jahre 1833 bereitete die Aufhebung der Weide- und Holzgerechtsame vor, indem es die Ablösbarkeit derselben aussprach. Zugleich gab der Großherzog seinen großen Vasallen das Beispiel der Gütertheilung, indem er seine weitläufigen Besitzungen südlich der Cecina unter sehr billigen Bedingungen stückweise veräußerte oder verpachtete, ein Beispiel, dem der

Erzbischof von Pisa und einzelne andere Besitzer großer Gütercomplexe alsbald nachfolgten. In einer andern Gegend, südlich des Ombrone, an einem höchst ungesunden Orte, nahe dem neuerdings ausgetrockneten See von Alberese, legte der Fürst eine Musterwirthschaft an, um von hier aus den Maremmenbewohnern durch die Macht des Beispiels zu zeigen, wie viel sie selbst zur Verbesserung ihrer Lage thun könnten. Zugleich wurden alle industriellen Unternehmungen, sowie der nicht unbedeutende Exporthandel, so viel irgend möglich begünstigt, Capitalien vorgeschossen, Häuser gebaut, Wälder ausgerodet u. s. w.

Welches sind nun aber die Erfolge dieser gewaltigen Arbeiten, dieser mühevollen und kostbaren Verbesserungen? Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche die Regierung hart angegriffen und ihr vorgeworfen haben, mit dem Vermögen des Staates halsgefährliche Experimente zu machen. Ja, Andere haben geradezu gesagt, man versenke auf die nutzloseste und gewissenloseste Weise Millionen in die Sümpfe der Maremmen. Hätte die Regierung regelmäßig und sorgfältig von dem Geleisteten und Erreichten Rechenschaft abgelegt, sie möchte sich diese Vorwürfe erspart haben; aber die Scheu vor der Oeffentlichkeit und ein gänzlich indifferentes Verhaltten in Bezug auf die Stimme des Publikums hat in Toscana schon manches Gute verhindert und manches Schlimme befördert. Die Bürger aber, welche erfuhren, daß man in zwölf Jahren (von 1825 bis 1837) 8,322,567 Lire (etwa 1,852,000 Thaler) verausgabt habe, ohne daß doch ein erhebliches Resultat zum Vorschein kam, hatten ein volles Recht, sich über die scheinbare Verschwendung zu beunruhigen. Man hätte darthun müssen, daß die Erfolge erst nach einer Reihe von Jahren deutlich und im Großen hervortreten könnten. Man zog es vor, sich in ein vornehmes Stillschweigen zu hüllen.

Die seit jener Zeit errungenen Erfolge haben die Gegner dieser Unternehmungen fast sämmtlich zum Schweigen gebracht.

Die glücklich fortschreitende Austrocknung der Sümpfe und Seen, das Verschwinden der Malaria aus der Ebene von Pisa, aus dem Gebiete der Cecina, ja aus einem, wenn auch noch kleinen Theile der eigentlichen Maremmen, die Vermehrung der Bevölkerung (seit zwanzig Jahren um fünfzig Procent), das Zunehmen des Handels und der Industrie mußten die öffentliche Meinung günstig stimmen. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß in der Ebene, dem Hauptsitz der Malaria, noch wenig gewonnen ist. Erst wenn nach Verlauf mancher Jahre die Sümpfe von Piombino, Scarlino und Castiglione ganz ausgefüllt sein werden, dürfte auch hier auf ein befriedigendes Resultat zu rechnen sein. Allzu sanguinische Hoffnungen haben sich hier betrogen gefunden. Dazu kommen die Verlegenheiten des erschöpften toscanischen Schatzes. Die Arbeiten gehen langsamer von statten. Auch hat man oft zu sehr experimentirt und unüberlegte Versuche theuer gebüßt. So wird jede Anstrengung, die Ebene direkt zu bevölkern, unvermeidlich scheitern. Wenn man aber die größere Theilung des Grundvermögens (die hier ebenso nothwendig, als in andern Ländern, wo sie schon zu weit gegangen, verderblich ist) befördert, wo es geht, wenn man unablässig bemüht ist, die gesunden oder wenig leidenden Gegenden zu colonisiren, dann werden ohne Zweifel die Anwohner, nach und nach vom Berg- und Hügellande herabsteigend, die inzwischen entsumpfte Ebene bevölkern. Das Schwierigste ist gethan, und wenn auch noch eine ganze Generation darüber hinsterben sollte, so erscheint doch die Hoffnung gerechtfertigt, daß dereinst der finstere Schatten des Todes, der seit Jahrhunderten über diesen unglücklichen Gegenden lagert, endlich auf immer vor dem wiederkehrenden Leben verschwinden werde.

Dann werden die Herrscher Toscanas einen Triumph feiern, schöner als je irgend ein römischer Imperator. Und es wird das zugleich ein Triumph sein für das ganze Land, ja für die ganze Mitwelt, welche mit schweren Opfern die

Wunden zu heilen bemüht ist, die eine erbarmungslose Vorzeit geschlagen. Die wiederbelebten Maremmen werden dastehen als ein schlagender Beweis für die Humanität und den Beruf des neunzehnten Jahrhunderts und als ein Stein des Anstoßes für alle milzsüchtigen laudatores temporis acti, oder schwarzsichtigen Fanatiker, die aus der Verderbniß der Gegenwart das Nahen des jüngsten Tages prophezeihen möchten.

---

4. Monte Cerboli.

Is locus est, Cumas apud, etruscos et montes
Oppleti calidis ubi fumant fontibus aucti . . .
Lucretius.

In weniger Zeit, als der Leser brauchen dürfte, mit dem vorigen Kapitel zu Ende zu kommen, hatte sich unser Wagen den kahlen, langweiligen Berghang hinauf gewunden und hielt vor dem einzigen Wirthshause des Fleckens Pomarance. Die wohlbeleibte Wirthin, obwohl aus dem ersten Schlafe aufgescheucht, empfing ihre Gäste mit mehr Freundlichkeit und Anmuth, als es bei gleicher Veranlassung und an ähnlichen Orten in Deutschland zu gehen pflegt. Ueberhaupt muß ich die italienischen Gasthäuser in den kleinen Orten, wenigstens in Toscana, gegen vielfache Verläumdungen der Reisenden und den schlechten Ruf, den sie bei uns daheim genießen, in Schutz nehmen. Wenn man bei uns von einem Gasthofe in einem kleinen Städtchen, Dorfe, oder gar von einem einsam gelegenen Wirthshause in Italien hört, wem fallen da nicht alle möglichen Räuber- und Banditengeschichten ein, während seine Phantasie ihm einen Sitz der Unreinlichkeit vormalt, wo Scorpionen, Wanzen, Flöhe und ähnliche Teufelskinder nach Herzenslust über den armen müden Reisenden herfallen und ihn martern und zerfleischen? Diesen Nicolay-Irving'schen Phantasien gegenüber kann ich

versichern, daß ich Toscana in jeder Richtung und zu allen Jahreszeiten durchstreift und mich dabei im Durchschnitt so wohl befunden habe, als in Deutschland oder jedem andern Lande, wo die Nachtquartiere außerhalb der großen Heerstraße auch gar mancherlei zu wünschen übrig lassen, daß ich nie mit Räubern und nur in seltenen Fällen mit der besagten leichten Cavallerie seiner höllischen Majestät in Berührung gekommen bin. Auch die Unreinlichkeit ist größtentheils verschwunden, wenn auch noch hie und da (s. unten Castelnuovo) Ausnahmen vorkommen. Der Italiener legt geringen Werth auf gewisse Dinge und vernachlässigt sie deshalb, wodurch denn der Fremde leicht verführt wird, einen falschen Schluß auf das Uebrige zu ziehen. Hausflur, Treppen und Gänge in einem italienischen Gasthof zweiten oder dritten Ranges sind häufig eng, dunkel und schmutzig, die Zimmer oft kahl und unwohnlich; aber die Betten und das Essen findet man meist gut und reinlich, und schlimmsten Falls braucht man nur gehörig zu commandiren. Was ich aber besonders hoch schätze, ist die freundliche Zuvorkommenheit der Wirthsleute und ihrer Dienerschaft. Brummige Kellner, die euch kaum einer Antwort auf eure Frage würdigen und eure Wünsche und Bitten meist mit Achselzucken oder gar mit einer Grobheit beantworten, gehören zu den seltensten Anomalien. Gewöhnlich ist, so lange ihr im Hause bleibt, Alles zu euren Diensten bereit, und man behandelt euch mehr wie alte liebe Bekannte, denn als gleichgültige Fremde.*)

In Pomarance (warum der Flecken den poetischen Namen „die Orangen" führt, habe ich nicht herausbringen können; sicher ist, daß die Früchte jetzt nicht mehr dort zu finden

*) Seitdem ich dies niederschrieb, habe ich Unteritalien und Sicilien bereist und dabei Veranlassung gefunden, Herrn Nicolay manche Gedankensünde im Stillen abzubitten. Zwischen dem Großherzogthum Toscana und dem Königreich beider Sicilien ist in dieser Hinsicht kein geringerer Unterschied, als etwa zwischen Deutschland und Polen.

sind) war die Cultur allerdings noch nicht weit fortgeschritten. Um uns den mitgebrachten Thee zu bereiten, mußten wir uns eines Suppennapfs als Theekanne, einer zerbrochenen Sauciére als Zuckerdose und der Gläser statt Tassen bedienen. Aber der freundliche und unermüdliche Diensteifer der jungen Padrona, die erstaunt und neugierig dem seltsamen, ihr bisher höchstens als Arzneimittel bekannten Gebräu zuschaute, ersetzte das Fehlende und erhielt unsere gute Laune trotz der mangelhaften Abendmahlzeit aufrecht.

Ein Recognoscirungsspaziergang am folgenden Morgen brachte wenig interessante Resultate. Pomarance ist ein alter Flecken, eine „Terra", wie deren Toscana sehr viele enthält; eng zusammengebaute Ortschaften mit zerfallenen Mauern, schmalen, wohlgepflasterten Straßen und unscheinbaren Häusern, die dann und wann vom Palazzo einer reichen Adelsfamilie, deren Güter in der Nähe liegen, überragt werden. Denkt euch dazu einen viereckigen, hallenumgebenen, von den vornehmsten Gebäuden eingefaßten Marktplatz, auch wohl eine alte Kirche aus vorgothischer Zeit mit halb verloschenen Fresken oder vom Alter gedunkelten Bildern auf Goldgrund aus Giottos oder Simon Memmis Schule, so ist das Bild eben so treu wie vollständig.

Wir hatten einen Empfehlungsbrief an den Gonfaloniere (Bürgermeister) von Pomarance und hofften, Se. Gestrengen würden uns über die Fortsetzung unserer Reise, den einzuschlagenden Weg u. s. w. die besten Weisungen ertheilen, fanden aber zu unserm Bedauern — ich sage nicht Erstaunen, dazu steht der Fall nicht vereinzelt genug — daß der regierende Herr nie weiter als eine deutsche Meile über das Weichbild seiner Terra hinausgekommen und die jenseits dieser Entfernung gelegene Welt für ihn ein einziges großes böhmisches Dorf war. Ueberhaupt, obgleich Toscana von allen italienischen Staaten, Piemont und die Lombardei ausgenommen, der gebildetste und das neapolitanische Gesetz, laut dessen wenigstens ein Drittel der Gemeinderäthe muß

lesen und schreiben können, hier vielleicht nicht stricte nothwendig ist; so geht doch die Unwissenheit, nicht nur der untern Volksklassen, sondern sogar der Beamten selbst, hie und da ins Unglaubliche. Der Verfasser, der das Schicksal hat, in einem unserer zahlreichen deutschen Miniaturstaaten geboren zu sein, gerieth jedesmal, wenn er um seine Heimat befragt oder zur Erklärung der räthselhaften gothischen Chiffern „Fürstenthum Waldeck" in seinem Passe aufgefordert wurde, in nicht geringe Verlegenheit. Es wäre lächerlich, einem italienischen Beamten die Existenz und Lage eines derartigen unabhängigen Fürstenthums begreiflich machen zu wollen. Für ihn giebt es innerhalb der deutschen Marken nur Oesterreich, vielleicht noch Bayern und in seltenen Ausnahmsfällen Sachsen. Alles Uebrige sind Vasallenstaaten und Vicekönige des Kaisers von Oesterreich, zuweilen auch Kaiser von Deutschland genannt. Preußen kennt der Post-, Steuer- und Polizeibeamte zwar dem Namen nach, aber es gehört ihm schlechterdings nicht zu Deutschland.

Einst ging ich, von einem bekannten Eingeborenen begleitet, in Pistoja zum Präfekten des Departements, um ihn um eine Legitimationskarte für eine kleine Reise an den Golf von Spezia zu ersuchen. Um der langweiligen Auseinandersetzung über das Dasein und Wosein meiner Heimat zu entgehen, erklärte ich mich schlechtweg für einen Prussiano. Die Karte wurde rasch ausgefertigt, denn mein Freund war ein großer Mann in Pistoja. Als der Präfekt sie mir einhändigte, sagte er: „Oh, mi faccia il piacere di dirmi che lingua parlano in Prussia!" — „Ma tedesco, di certo," war meine Antwort. — „O, che son tanto vicini della Germania, loro?" — Ich sah ihn sehr ernsthaft an und erwiederte mit gemessenem Tone: Questo dipende molto dalla maniera di vedere, Signore; si può dire vicini e lontani, secondo..." — „Ah, ho capito,"*) versetzte der

*) „Thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie mir, welche Sprache spricht man in Preußen?" — „Nun deutsch, versteht sich." „O,

Präfekt mit einem etwas dummen Gesicht, und ich machte meine Abschiedsreverenz. In ähnlicher Weise ist es mir selbst und Andern oft genug ergangen, und diese Unwissenheit beschränkt sich keineswegs allein auf die Geographie.

Doch zurück nach Pomarance. Wir waren schon reisefertig, als die düstern Wolken, die seit dem frühen Morgen die ragenden Gipfel des Amiata umlagert hatten, sich in einem jener furchtbaren Gewitterstürme entluden, wie wir sie in gleicher Heftigkeit bei uns nur in den engen Thälern der Hochgebirge erleben. Nächtliches Dunkel umhüllte uns so tief, daß wir beim Frühstück Licht anzünden mußten; der Regen, mit dicken und dünnen Hagelstücken vermischt, fiel stromweis, vom wüthend sausenden Winde gegen die Fenster gepeitscht oder von entgegengesetzten Luftströmungen in tollem Tanze durcheinander getrieben. Dazu das grelle Licht der von drei verschiedenen Seiten her aufzuckenden Blitze und das unaufhörliche Rollen des Donners, von Minute zu Minute durch das flintenfeuerartige Knattern unterbrochen, welches verkündet, daß die nahe Wetterwolke ihren Feuerstrahl in den Busen der Erde geschleudert hat.

Zur Abreise gerüstet, in einem mittelmäßigen Dorfwirthshause dem Regen zuzusehen, ist nirgends in der Welt besonders angenehm, und als der erste Sonnenstrahl durch das schwere, fliehende Gewölk blickte, schlugen wir raschen Schrittes trotz der grundlosen Pfade die südlich hinlaufende Maremmenstraße ein, die uns über die Dampfquellen von Monte Cerboli nach dem Dorfe Castelnuovo bringen sollte.

Unser Weg führte durch ein freundliches grünes Thalgelände; die Berge zu beiden Seiten, reich bewaldet mit immergrünen Eichen und Kastanien, deuteten durch das dunkle, fast schwarze Gestein, das hie und da zum Vorschein kam, und durch ihre eigenthümliche, oft kegelförmige Gestalt auf

---

sind Sie denn so nahe bei Deutschland?" — „Das hängt sehr von der Auffassungsweise ab; man kann sagen nah und fern, je nachdem..." — „Ah, ich verstehe."

plutonischen Ursprung. In der That wanderten wir bald, den Kalkboden verlassend, auf durch Kupfer- und Eisenoxyde grün und roth gefärbtem, an Schwefelkieskrystallen reichem Gabbro. Von den Bergspitzen zur Linken winkten malerisch Dörfer, Schlösser und Burgruinen. Am höchsten ragen die verfallenen Thürme von Silano. „Einst, in der Franzosenzeit," erzählte unser Führer und Gepäckträger, „nach einem hier im Thale vorgefallenen Gefechte zwischen den Fremden und den empörten Aretinern," (welche damals, majorum virtutis memores, die feindliche Besatzung zum Lande hinausjagten, was ihnen nachher theuer zu stehen kam), „bivouakirten die letzteren dort oben in den Ruinen des alten Schlosses. Seit Jahrhunderten vielleicht war Niemand auf dem steilen Gipfel und in den verfallenen Gemächern gewesen. Die Soldaten aber, die hier einen Schlupfwinkel suchten, um sich gegen den kalten Nachtwind zu schützen, fanden in einem der Thürme einen reichen Schatz an goldenen und silbernen Münzen und allerlei alterthümlichen Geräthschaften. — Die Sache wurde ruchbar, und bald zog die Bevölkerung der umliegenden Dörfer massenweise hinauf, um Gold zu graben; aber Niemand fand auch nur eines Hellers Werth. Viele, die einsam, wohl gar bei nächtlicher Weile, dort nach Schätzen suchten, erzählten nachher von allerlei Wundererscheinungen und Spukgestalten, die sie bedroht hatten, als sie eben im Begriffe waren, den Schatz zu heben, so daß der Berg und seine Ruinen, trotz ihrer schönen Lage und herrlichen Aussicht, arg verrufen sind in der Umgegend und es kaum noch möglich ist, sich durch den dicht verwachsenen Wald einen Weg zum Gipfel zu bahnen."

Schon seit wir Pomarance verlassen, hatte uns der mit Schwefelwasserstoff geschwängerte Südwind die Nähe der Dampfquellen von Monte Cerboli verrathen. Als wir bei dem Dorfe gleiches Namens, dessen Häuser sich malerisch um die Spitze eines aus der Thaltiefe aufsteigenden Felskegels gruppiren, um die vorspringende Ecke des Berges bogen,

sahen wir sie nahe vor uns liegen. Ueber dem rechten Ufer des von den südlichen Bergen herabkommenden Baches erhob sich eine Art flachen, niederen Plateaus, etwa tausend Schritt lang und breit. Der Boden war nackt, vielfach zerspalten und zerklüftet. Allenthalben drangen mächtige weiße Dampfsäulen stoßweise hervor, einzelne bis zu hundert und mehr Fuß Höhe ansteigend. Dazwischen lagen, halb im Dampfe versteckt, eine Menge niedriger weißer Gebäude. Obwohl noch durch das Thal getrennt, vernimmt unser Ohr ein scharfes, zischendes Geräusch, wie wenn der Dampf aus dem engen Ventil einer Hochdruckmaschine hervorbricht.

Ueber die neue wohlgebaute Steinbrücke eilten wir den jenseitigen Abhang hinanzusteigen und befanden uns bald inmitten des wunderbarsten Schauspiels. Wohl fünfzig kleine runde Seen umgaben uns von allen Seiten. In ihnen kocht eine schwarze Flüssigkeit, die unter wüthendem Schäumen und Tosen sechs bis sieben Fuß hohe Riesenblasen emporwirft. Dichte weiße Wolken steigen von den Seen empor und erfüllen die Luft mit übelriechenden Dämpfen. Aber hie und da aus tiefen Spalten des Bodens schießt stoßweise und periodisch, wie von einer unterirdischen Balliste geschleudert, ein dichter Dampfknäuel gen Himmel. Etwas weiter scheint die Luft selbst zu kochen: mit höllischem Zischen und Pfeifen bricht eine fast dampffreie Gassäule aus enger Oeffnung hervor. Dämpfe entsteigen den schmutzigen Pfützen um uns her, Dämpfe dem Schlamme selbst, der um unsere Füße brodelt; aus tausenden von Ritzen zischt und sprudelt, quillt und qualmt es aufwärts; unter euren Füßen klingt dumpf und hohl der glühende, zitternde Boden, der nackt, in allen Farben spielend, von Weiß durch Gelb, Grün und Roth bis zum dunkelsten Schwarzbraun, tausendfach zerrissen und zerbröckelt und chaotisch durch einander geworfen, jeden Augenblick bereit scheint, sich aufzuthun, um den verwegenen Sterblichen zu verschlingen, während euch die heißen stinkenden Qualmmassen den Athem benehmen und den Blick umnebeln,

daß ihr nur mit Mühe den furchtbaren Tod in den wild aufkochenden schwarzen Höllenkesseln vermeidet. Es war mir, als sei eine der phantastischen Schöpfungen des großen Florentiners plötzlich zur Wirklichkeit geworden, und unwillkürlich warf ich die Blicke umher, ob ich nicht das schwarze struppige Haar Ezzelinos aus dem wallenden Brodel auftauchen sähe, oder ob nicht einer der wilden Dämonen, welche die Verdammten in dem kochenden Pechsee bewachen, zwischen den im Winde flatternden Dampfwolken sichtbar würde.*)

Die diesem Kapitel vorgesetzten Worte des Lucretius und einige andere Andeutungen bei alten Schriftstellern scheinen darauf hinzuweisen, daß schon den Römern ähnliche Erscheinungen in Hetrurien bekannt waren. Einer alten Handschrift zufolge, die sich auf der Biblioteca Magliabecchiana in Florenz befindet, wäre der boraxhaltige Schwefelsee von Monte Rotondo Folge eines Erdsturzes im Jahre 1320. Erst sehr spät finden wir eine Erwähnung der Dampfquellen von Monte Cerboli, während doch andere in der Nähe gelegene längst bekannt waren. Der im sechszehnten Jahrhundert lebende Naturkundige Ugolino da Monte Catini beschreibt unter andern die von Castelnuovo, und es ist undenkbar, daß er und seine Zeitgenossen die in noch großartigerer Form auftretende Erscheinung, deren Existenz sich allen Sinnen in meilenweiter Entfernung aufdringt, unerwähnt gelassen hätten, wäre sie anders schon vorhanden gewesen.

Jetzt wiederholt sich dasselbe Phänomen an mindestens zehn verschiedenen Orten auf einem Flächenraum von fast zwei deutschen Quadratmeilen, am nördlichen und östlichen Fuße der hohen Cornata di Gerfalco. Bald brechen die Gase, zuweilen ohne Dampf, mit großer Gewalt zischend aus (Soffioni), bald sind es mächtige Dampfmassen, die stoßweise aufsteigen (Bulicami), bald einzelne geräuschlos und ununterbrochen sich erhebende Rauchsäulen, denen des bren-

*) Inferno, Canto XII und XXI.

nenden feuchten Holzes ähnlich (Fumacchi). Die Temperatur der Dämpfe, obgleich wechselnd, ist durchschnittlich sehr hoch und steigt bei den Soffioni bis zu 170 Grad C. Daß sie vulkanischen Ursprunges sind, leidet keinen Zweifel, doch fehlt bis jetzt jede befriedigende nähere Erklärung. Alle brechen im Allgemeinen aus einem thonreichen bleifarbigen Erdreich, das unter den Füßen hohl klingt und mit Löchern, Spalten und Pfützen bedeckt ist. Der Schlamm, den sie aufrühren, enthält gewöhnlich etwa vierzig Procent Schwefel, außerdem Kieselerde, Alaun, schwefelsaures Eisenoxyd, Schwefelquecksilber, schwefelsaures Ammoniak, und was das wichtigste ist, Borsäure und borsaure Salze. Die aus den an der Luft verdichteten Dämpfen niedergeschlagenen Schwefelverbindungen sind es, die dem Boden ein so seltsam buntfarbiges Ansehen geben.

Die Anwesenheit der Borsäure wurde zuerst von einem Deutschen, Höfer, im Lago Cerchiajo des Corniathals entdeckt. Bald fand man sie an den Ufern anderer kleiner Seen, zumal des Schwefelsees von Monterotondo, und chemische Untersuchungen ergaben ihr Dasein in den Dämpfen und dem Schlamm von Monte Cerboli.

Um sie zu gewinnen, leitet man das Wasser des vorüberfließenden Baches in kleine runde Teiche (Lagoni), deren jeder über einem Soffione angebracht ist. Das Wasser geräth alsbald ins heftigste Kochen und vermischt sich mit den Dämpfen und dem umgebenden Schlamm. Sechs bis acht solcher Lagoni stehen mit einander in Verbindung, so daß das Wasser des einen in den andern abgeleitet werden kann. Aus dem letzten wird die durch das stete Verdampfen bereits stark concentrirte Flüssigkeit in die Siedhäuser (Fornelli) geleitet, lange schuppenartige Gebäude, deren jedes eine Reihe zusammenhängender, als Kessel dienender bleierner Kästen enthält. Bis vor fünfzehn Jahren erhitzte man das Wasser in diesen Kesseln mittelst Holzfeuer, und die Auslagen kamen damals fast dem Ertrage gleich, da die Lagoni durchschnittlich

(d. h. der erste jeder Reihe) nur ein Procent Borsäure enthalten. Seitdem aber hat man die natürlichen Heizmittel benutzt, welche die Gegend so reichlich bietet, indem man einige benachbarte Soffioni in Röhren unter den Kesseln hinwegleitete. Einer derselben reicht hin, 80,000 Pfund Wasser ins Kochen zu bringen. Nachdem nun der größte Theil der Flüssigkeit verdampft ist, wird die trübe, fast breiartige Masse in große Kühlfässer geleitet, in denen sich die krystallisirende Borsäure in Gestalt gelblich weißer, perlmutterartig glänzender Blättchen, ähnlich dem natürlichen Sassolin, ringsum ansetzt. Später wird sie herausgenommen, auf Böden getrocknet und so in den Handel gebracht. Die jährliche Erzeugung belief sich 1845 auf 614,000 Kilogramm, ist aber seitdem mindestens um die Hälfte gestiegen. Dennoch kann die Nachfrage nicht befriedigt werden, da sich ganz Europa von hier aus mit Borax versieht und der Gebrauch dieses Salzes beim Schmelzen der Metalle durch die größere Wohlfeilheit fortwährend im Zunehmen begriffen ist.

Graf Larderel aus Livorno, ein reich und adelig gewordener Geschäftsmann, dessen schöne Villa wir schon in Pomarance gesehen hatten, ist jetzt der alleinige Besitzer nicht nur dieser, sondern auch der Lagoni von Castelnuovo u. a., während eine Lyoner Actiengesellschaft mit geringem Erfolg die Umgebungen des Sees von Monte Rotondo ausbeutet. Man lud uns ein, das Etablissement zu besichtigen. Es ist allerdings ziemlich großartig angelegt: außer den Siedhäusern, Trockenböden, Magazinen und Beamtenwohnungen fanden wir eine Apotheke, wo den Armen der Umgegend die Arzeneien unentgeltlich verabreicht werden, eine Tuchweberei, eine Knaben- und Mädchenschule, einen Musikverein (filarmonica) u. s. w. Aber alles deutet mehr oder weniger auf die Eitelkeit eines Emporkömmlings. Das Ganze soll eine moderne Stadt vorstellen, der der alleinige Besitzer in löblicher Bescheidenheit seinen eigenen Namen gegeben hat. Da finden wir eine piazza Ferdinanda und Leopoldo, eine Via San

Carlo u. s. w., denen nichts als die umgebenden Häuser und das Pflaster fehlen, um wirkliche Straßen und Plätze vorzustellen. Die genannten Institute halten innen nicht, was sie außen versprechen; die Räume sind schmutzig, die Ordnung gering, die Gesichter verdrießlich. Wir lachten beide herzlich über das weitläufige und minutiöse Reglement, das, ähnlichen Machtausflüssen großer Potentaten nachgebildet, im Beamtensaale aufgehängt ist und folgendermaßen schließt: „Dato, ordinato e redatto dalla mia residenza di Larderel, nell' anno del Signore etc. — Visto il ministro.“ Marmorne Gedenktafeln in demselben Zimmer bewahren die Namen der hohen Besucher, des Großherzogs, des Fürsten Demidoff, auch eines deutschen Professors, dessen Name mir entfallen ist.

Leider aber hat der Graf von Monte Cerboli seine neue Stadt auf keinen sehr soliden Grund gebaut. Nicht allein, daß die ewigen Schwefeldämpfe eine aria cattiva hervorrufen, welche der in der Maremmenebene an Verderblichkeit nichts nachgiebt; nicht nur, daß in der ewig feuchtigkeitschwangern Luft alles Eisenwerk rostet und alles Holz fault: der Boden selbst weicht und wankt überall unter den Grundmauern der Häuser. Wenige Jahre alte Gebäude drohen den Einsturz. Ein großartiger Steinwall, den man längs des Flusses zieht, soll dem Uebel abhelfen und zugleich Gelegenheit geben, die Zahl der Lagoni zu vermehren.

Der Fußweg nach Castelnuovo führte uns abermals durch die wirbelnden Dampfmassen. Dicht neben uns zischte ein unbenutzter Soffione mit heulender Wuth aus enger Spalte hervor. Der uns begleitende Beamte meinte, er wäre hinlänglich, eine Maschine von drei- bis vierhundert Pferdekraft zu ersetzen. Läge dieser Ort in England, Deutschland oder Frankreich, wie würde er längst mit Fabriken bedeckt sein, für deren Maschinen die Natur selbst den Dampf in den geheimnißvollen Laboratorien der Tiefe bereitet!

Zu dem feinen Sprühregen, den die verdichteten Wasserdämpfe unablässig herabsenden, gesellten sich die Tropfen des Himmels. Durch die Qualmwirbel erschien ein prachtvoller Regenbogen, wunderbar bald von ihnen verborgen, bald auf ihnen selbst sich wiegend, je nachdem der heftiger wehende Nord die Massen vorwärts oder rückwärts jagte.

Den warmen Bädern von Morbo, die rechts in der Thaltiefe liegen, vorüber, steigt der Weg die Wasserscheide hinan, welche die Thäler von Monte Cerboli und Castelnuovo trennt. Das Gewitter des Morgens hatte hier als furchtbarer Orkan gewüthet. Der Boden war mit den Aesten und Zweigen der Bäume bedeckt, hie und da lag ein mächtiger Stamm mit ausgerissenen Wurzeln quer über den Weg. An manchen Stellen lagen die Hagelstücke haufenweise übereinander. Der schmale Fußsteig war zum rauschenden Flußbette geworden. Auf der mühsam erreichten Höhe, wo die waldbedeckten Berge eng zusammentreten, sahen wir links in das tiefe Thal des Pavone, aus dem die Schwefeldämpfe, von der untergehenden Sonne röthlich angestrahlt, in endloser Reihe emporstiegen. Rechts lehnt sich der Flecken Castelnuovo, von einem alten Schlosse überragt, an den steilen Berghang.

Ein Blick in das einzige Wirthshaus belehrte uns, daß hier unseres Bleibens nicht sein könne. Wäre es nicht glücklicherweise eine seltene Ausnahme, ich müßte hier für die am Morgen hinsichtlich der toscanischen Gasthäuser gemachte Bemerkung depreciren. Schmutz zu beschreiben, ist nicht lockend, so wenig für den Verfasser wie für den Leser. Bemerkenswerth ist nur die Naivetät, womit unsere betreffenden Bemerkungen von den Wirthsleuten aufgenommen wurden. „È vero ch'è un pezzo che non s'è ripulita la stanza, ma cosa vuole? non ci viene mai nessuno“ (es ist wahr, das Zimmer ist seit langer Zeit nicht gereinigt, aber was wollen Sie? es kommt nie jemand hierher). Daß man aus bloßer Ord-

nungsliebe und zur eigenen Befriedigung für Reinlichkeit sorgen solle, davon hatten die guten Leute keine Ahnung.

Es ist überhaupt nicht zu leugnen, daß die Italiener innerlich wie äußerlich zu viel für Andere und zu wenig für sich selbst leben, womit ich sie jedoch keineswegs einer übertriebenen Nächstenliebe bezüchtigt haben will. Es ist das ein Schaden, der bei dem Volke als solchem erst seit seinem politischen Verfall um sich frißt. Seitdem Italien keine großen Geister mehr hervorbringt; seitdem seiner Künstler Namen nicht mehr jenseits der Alpen und des Meeres widerhallen; seitdem sein freies Staatsleben zu Grabe getragen ist: beschränken sich seine Bewohner darauf, andere Völker per fas et nefas zu der Anerkennung zwingen zu wollen, daß sie auf jedem Gebiet des Lebens, der Wissenschaft und Kunst von jeher die größten Männer gehabt, das Höchste geleistet, die erste Rolle gespielt hätten. Während andere Völker produciren, führen sie mühsam, gelehrt und leidenschaftlich den Beweis ihrer früheren Produktivität. In ihrer Literatur begnügen sie sich nur allzuhäufig, in wohlgefügten Sätzen und klingenden Versen das Ohr zu erfreuen und sich das Ansehen zu geben, als sagten sie etwas. Bei dem Geringsten, was sie thun, sieht man ihnen an, qu'ils posent devant l'Europe. Mit dem Groß- und Bewundernswerthsein ist es so ziemlich vorüber, desto ängstlicher bemühen sie sich, so zu scheinen. Drängt die demüthigende Ueberzeugung, fast von allen Völkern Europas überflügelt zu sein, gar zu gewaltig und unwiderstehlich auf sie ein, so machen sie es wie der verfolgte Strauß und stecken den Kopf in den Sand, als glaubten sie, wenn sie die verhaßte Thatsache nur nicht mehr sähen, wäre sie auch nicht länger wahr.

5. Massa Marittima.

Die gebackenen Eier mit Schinken, das ewige Auf und Nieder einer italienischen Gebirgsreise, waren verzehrt, und obwohl schon tiefe Nacht auf den Gebirgen lagerte, so setzten wir uns doch, nicht ohne einen Stoßseufzer, auf den engen Sitz des Calessino, der, für zwei Personen bestimmt, nun deren vier durch die frische Aprilnacht nach dem achtzehn Miglien entfernten Massa bringen sollte. Zu unserem Schrecken mußten wir bald bemerken, daß der zwölfjährige Knabe, der, wie hier sehr gewöhnlich, den Kutscher machte, sich vergebens bemühte, das abgetriebene Pferd aus einem halb hinkenden Schneckenschritt heraus und in Trab zu bringen. Als sich der Weg gar die langgestreckte Berghöhe aufwärts zog, wollte oder konnte das unglückliche Geschöpf nicht mehr aus der Stelle. Erbarmen und Ungeduld trieben uns heraus, und das Gefährt weit hinter uns lassend, schritten wir rasch durch die mondbeleuchtete Landschaft. Es war ein kühler, wolkenloser Frühlingsabend. Dicht neben dem schon tief gesenkten Mondviertel glänzte hell funkelnd der Abendstern, während Jupiter strahlend im Osten heraufzog. Das Abendlied zahlloser Nachtigallen in allen Büschen unterbrach allein die tiefe Stille. Zu unserer Linken senkte sich eine enge dunkle Schlucht mit steilen Wänden abwärts; rechts stieg dichter Kastanienwald bis zur hohen Stirn des Berges empor. Von Zeit zu Zeit erfüllte ein eigenthümlicher Schwefelgeruch die Luft, und wie wir um eine scharfe Ecke des Berges bogen, stieg plötzlich eine gewaltige Säule weißlichen Dampfes dicht vor uns aus dem Boden, einem nebelgebildeten Riesen vergleichbar. Wo die Straße hoch oben den flachen Bergrücken erreicht, erblickten wir dicht neben uns, aber durch ein düsteres, scheinbar grundloses Thal getrennt, die Cornata di Gerfalco, den scharfen Grat eines hohen Berges, dessen weiße Kalkfelsen hell in den Mondstrahlen leuchteten,

einen seltsamen Gegensatz bildend zu den tiefschwarzen Schatten der hohen Steineichen, die in den tiefen Spalten des Gesteins wurzelten.

Allmälig verstummte das Lied der Nachtigallen; nur der Ruf zahlreichen Nachtgevögels drang noch von den Felsen herüber. Rechts, im Westen, schimmerte ein rothes Licht, bald verschwindend, bald wiederkehrend, in weiter Ferne: es ist der Leuchtthurm von Palmarola, der Felseninsel, der den Schiffer im gefahrvollen Canal von Piombino leitet. Durch die todte Stille der Nacht drang dumpf das ferne Rauschen der Brandung, die ungestüm an die schroffen Klippen von Populonia schlug.

Als wir den Südabhang des Bergkammes hinab stiegen in die fruchtbare, aber übel berufene Thalebene, Piano del Mugine genannt, brach, von unserer Annäherung erschreckt, ein großer Trupp halbwilder Pferde mit flatternden Mähnen aus dem Gebüsch; ihr donnernder Hufschlag hallte in vielfachem Echo von den Bergwänden wieder. Statt des Schwefeldampfes erfüllte hier der kräftig empyreumatische Geruch zahlreicher Kohlenmeiler die Luft. Rohe, aus Zweigen und Stämmen erbaute kegelförmige Hütten erschienen von Zeit zu Zeit längs des Weges an den Berghängen. Ihre nomadischen Bewohner verfertigen aus dem harten Holze der Zerreiche (Qu. cerris) zahllose Faßdauben und behauen die Balken zu Schwellen für Frankreichs Eisenbahnen. Vor einer der Hütten, von einem hochlodernden Feuer grell beleuchtet, stand eine hohe Mannsgestalt, in die malerischen Falten des weiten Mantels gehüllt, den breitrandigen Calabreserhut schräg auf den Kopf gesetzt, die beiden Hände auf den im Flammenschein hell glänzenden Flintenlauf gestützt. Scharf und klar aus dem rings umhüllenden nächtlichen Dunkel vortretend schienen Mann, Feuer und Hütte eine unirdische Erscheinung. Regungslos sahen wir die Gestalt in ihrer Stellung verharren, bis die vorspringende Waldecke sie unsern Blicken entzog.

Mitternacht war vorüber, als wir das Städtchen Massa erreichten, das auf einer der ersten Terrassen gelegen ist, die sich über die Meeresebene erheben. Alles war still und todt in den engen, winkeligen Straßen; unser Pochen und Rufen am Wirthshause blieb gänzlich erfolglos. Unser junger Wagenlenker, der, bedeutend flinker als sein frustra incitatus, das Haus von allen Seiten umkreiste, schrie sich vergebens an dem Namen des Wirthes rauh und heiser, obgleich ganz Massa sein: „Oh Comparini!“ hören mußte. Nach stundenlangem Warten in der kalten Nachtluft waren wir endlich genöthigt, die Hülfe eines Gendarmendetachements zu requiriren, um mit Gewalt Einlaß zu erlangen. Dergestalt bedrängt, erschien endlich der Wirth an der Thür seiner Festung, in Hemd und Unterhosen, und streckte seinen lichtbewaffneten Arm und den mit wenig reinlicher Zipfelmütze bedeckten Kopf heraus, um uns zu sagen, daß sein Haus bereits überfüllt sei und daß wir uns zum Teufel scheren möchten. Damit schlug er die Thüre ins Schloß, schlurfte dem Bette zu und überließ uns unseren angenehmen Betrachtungen. Glücklicherweise gelang es uns nach nicht geringen Anstrengungen und mit der thätigen Hülfe der bewaffneten Macht, in einem zweiten Wirthshause ein Unterkommen zu finden und die gerechten Klagen eines schmählich in seinen Erwartungen betrogenen Magens durch Morpheus' Künste zum Schweigen zu bringen.

Am folgenden Morgen durchstreiften wir die Straßen des Städtchens. Massa ist stark in der Cultur zurückgeblieben, ob sich gleich die Zahl seiner Bewohner in den letzten zwei Jahrhunderten von 500 auf 3500 vermehrt hat. Im früheren Mittelalter hingegen muß es eine reiche und wichtige Stadt gewesen sein; das zeigen die Gebäude und Mauerreste aus jener Zeit, und das erklärt die für eine große Festung besonders günstige Lage.

Solch eine kleine Stadt ist im lieben Vaterlande meist das Muster aller Langweiligkeit. Dort ist in neun Fällen

unter zehn nichts zu sehen, „als daß im Dr. an jeder Eck' Philister stehen," wie wir Anno 40 in Jena sangen. Nicht so in Italien. Hier, wo uns auch die besten Reisehandbücher oft vollständig im Stiche lassen, findet der Reisende stets des Sehenswerthen genug, und nicht selten sogar Kunstwerke ersten Ranges. Ein solches ist der Dom von Massa, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung. Aus Travertin (einem Baustoffe, dessen Anwendung erst hier beginnt, und von nun an nach dem Süden zu stets häufiger und allgemeiner wird) auf den Trümmern einer uralten Kirche seit dem Jahre 1225 aufgebaut, ist er ein Werk des reinsten romanischen Styls, so ebenmäßig und imposant, wie man dergleichen nur irgend in Italien sehen kann. Zumal der hoch oben ringsum laufende Säulengang und die marmorbekleidete Façade mit ihren leichten Rundbögen in Relief und ihrer mächtigen Freitreppe bieten einen wahrhaft erquickenden Anblick. Nur einige gothische Thürmchen deuten an, daß, ehe der Dom vollendet war, die deutsche Baukunst bereits den Sieg über ihre Vorgängerin davon getragen hatte.

Innen freilich starren uns wieder die, wie in San Gemignano, dereinst mit schönen Fresken verzierten, jetzt weiß übertünchten kahlen Wände entgegen, eine Verunstaltung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Wer kann an dich denken, du paradiesische Epoche der plattesten Prosa und triumphirenden Geschmacklosigkeit, ohne ein Chaos von Allongeperücken, vergoldeten, pausbackigen Engeln mit sturmzerzausten Gewändern, weißgetünchten Wänden, schrecklich vieleckigen Glockenthürmen und vielschnörkeligen Sesselungethümen vor sich zu sehen? Hat man doch sogar die herrlichen Travertinsäulen des Domes weiß oder grau überpinselt. Glücklicherweise ist wenigstens die Form geblieben, und die Capitäle, zum Theil Muster guten Geschmackes und vollendeter Ausführung, von denen ich schon in der Akademie der Künste zu Florenz einige Copien gesehen hatte, sind unangetastet. Vielgestaltet und zierlich sind sie bald mit Laubgewinden, bald

mit Arabesken, bald selbst mit Thiergestalten und Menschenköpfen geschmückt.

Die Sandsteinskulpturen des Altars in der Seitenkapelle ziehen nur durch ihr hohes Alter und die Costüme der Zeit unsere Augen auf sich. Es sind furchtbar rohe Bildwerke aus barbarischer Zeit, spätestens aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts. Dagegen verkündet das schöngeformte, aus einem einzigen riesigen Kalksteinblocke gehauene Taufbecken Giroldos (Giroldo di Jacopo da Lugano) aus dem Jahre 1262 das Erwachen einer neuen Kunstepoche, während der elegante, mit Basreliefskulpturen bedeckte Tempelaufsatz darüber auf die volle Blüthe derselben in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts deutet. Die Kathedrale ist dem heiligen Cerbone gewidmet, und sein marmorner Sarkophag, reich an schönen und ausdrucksvollen Figuren, ein Werk Goro's (di Gregorio), verkündet den alten Ruhm der senesischen Schule, die damals, zugleich mit der pisanischen, den Florentinern in der Bildnerkunst den Rang ablief. Zwei Gemälde aus der senesischen und florentinischen Schule sind Alles, was die Barbarei der Aufklärung uns von alten Malerwerken übrig gelassen hat.

Von dem höchsten Punkte der Stadt, wo auf steilem, aber dicht mit grünem Buschwerk verkleidetem Kalkfelsen ein altes, jetzt zum Hospital eingerichtetes Schloß thront, öffnete sich uns zum ersten Mal der Blick über die weite Maremmenebene und die blau schimmernde Fläche des Busens von Follonica. Der Berg, auf dem wir stehen, stürzt nach drei Seiten steil ab und tritt, ein spornartiger Fortsatz, aus der östlichen Hochebene hervor. Zu unseren Füßen liegt am Abhange die zweitheilige Stadt, deren hohe Ringmauern bald wohlerhalten, festungsartig emporragen, bald zu malerischen, mit Goldlack, Epheu und mannigfachen Schlingpflanzen überwucherten Trümmerhaufen zusammengestürzt erscheinen. Links und rechts breiten sich dunkelwaldige Berge. Am Felsen unten und gegenüber gähnen weite dunkle Höhlen. In ihnen

setzt sich in seltsamen Formen der Kalktuff ab, der in allen Thälern über und neben dem Grobkalk lagert. Eine geognostisch seltsamere und oryktognostisch reichere Gegend möchte schwer zu finden sein. Ueberall steigen in mannigfachen Bergformen plutonische und vulkanische Gebilde aus den tertiären Schichten: hier im Süden die wunderbaren Granitbildungen von Gavorrano, dort in der Ferne die glockenförmigen Trachytfelsen von San Vincenzo, bald wieder dunkle massige Grünsteinklippen oder unförmliche abgeplattete Serpentinblöcke. Tief unter uns schlägt die warme, kohlensäurehaltige Quelle der Ronna jährlich anwachsende Kalkmassen nieder, Bett und Ufer sichtlich erhöhend. Gewaltige Travertinblöcke lagern darüber hin an den Abhängen. Westlich bei Campiglia wird der weiße Maremmenmarmor, weiter nördlich vielfarbiger bunter gebrochen. Der nahe düstere Rücken des Monte Bamboli liefert seine metallartig glänzenden Steinkohlenmassen, der dort drüben hervorragende Poggio di Montieri Alaun, Vitriol, Kupfer und Silber, Gavorrano seine schönen Chalcedone für die florentinischen Mosaikarbeiter, Fucinaja, Galmey, Eisenerze und Bleiglanz. Rechnet man dazu noch Schwefelminen, Sool- und Mineralquellen verschiedener Art, und das Alles auf einem Flächenraum von drei bis vier Quadratmeilen, welche andere Gegend kann sich da mit dem Gebiete der Gemeinde Massa vergleichen? — Noch freilich bedeckt undurchdringliches Dickicht von Wald und Gestrüpp den größeren Theil dieses Gebietes; aber alljährlich, seitdem die Malaria von den Hügeln gewichen ist, mehrt sich die Zahl der Bewohner und schreitet erobernd gegen die Wildniß vor, den bösen Geist, der sie verzaubert hält, mit dem Banner und Schwert einer siegreichen Civilisation vor sich her treibend.

6. Grosseto und Piombino.

> Les lieux marécageux et malsains, dans le nord, sont annoncés par leur effrayant aspect: mais dans les contrées les plus funestes du midi, la nature conserve une sérénité dont la douceur trompeuse fait illusion au voyageur.
>
> Madame de Staël.

Durch eine freundliche Gegend, die Straße von frischgrünen Hecken und Ulmenalleen eingefaßt, neben uns die stillfließenden Gewässer der Ronna, rechts und links waldige, mälig zurücktretende Berge, fuhren wir dem Meere entgegen. Aber als wir, unfern dem Schwefelsee von Accesa, der rauchenden Eisenhütte Volpiana mit ihrem weithin schallenden Hammer vorbei, sich die Berge zu niederen Hügeln verflachen und das Thal zur Ebene ausweiten sahen, verschwand nach und nach fast jede Spur von Anbau. Bald überzog dichtes verworrenes Dorn- und Brombeergestrüpp, bald ein bunter üppiger Blumenteppich die Fluren. Hie und da traten die schlanken Stämme und die Cythisusbüsche des Waldrandes bis nahe an den Weg heran, eine in Italien seltene Erscheinung, ein Wald in der Ebene. Nur da und dort deuteten lange Zäune und Barrièren, bestimmt, die in halber Freiheit weidenden Thiere innerhalb der ihnen angewiesenen Grenzen zu halten, auf die Herrschaft des Menschen. Von Zeit zu Zeit trafen wir auf ein von üppigen Getreidefeldern umgebenes einzeln stehendes Haus, das in dieser glücklichen Jahreszeit noch nicht verschlossen war, oder eine jener Hütten, welche die Regierung als nächtliche Zufluchtsorte für die Arbeiter in der Ernte hat erbauen lassen.

Eine Stunde vom Meere, wo die in ein festes Steinbett gepreßte Pecora, bestimmt, den Sumpf von Scarlino mit Colmaten zu füllen, die Ronna aufnimmt, bogen wir links von der zum Gestade führenden Straße ab und überschritten den Fluß auf einer schön gewölbten neuen Steinbrücke. Wir befanden uns jetzt auf der alten Straße des

Aemilius Scaurus, die von Pisa längs des Meeres nach Populonia und Roselle führte. Nachdem sie fast fünfzehnhundert Jahre zerstört und wüst gelegen, ist sie erst in der neuesten Zeit wieder hergestellt worden, und so solid bauten die alten Römer, daß man, wie bei der Via Appia, wie bei der Pränestina und der Aemilia (längs des adriatischen Meeres) sich noch der alten Unterlage bedienen konnte. Sie führt hart am grünen Geröhrig des Morastes vorüber, der zur Sommerszeit die Ebene weit und breit verpestet. Selbst heute, trotz der belebenden Frühlingsluft, verhauchte die tückische Fläche unter den heißen Sonnenstrahlen übelriechende, ekelerregende Dünste. Dem Meere näher verwandelt sich der Sumpf in einen See, den man durch Faschinendämme von der Salzfluth abzuschließen gesucht hat. Ein Abzugskanal (lo Spuntone di Scarlino) leitet am äußersten Ende des Sees die Gewässer der Pecora ins Meer.

Den Sumpf verlassend, überstiegen wir die Hügelkette, welche die Ebenen von Grosseto und Follonica trennt. Einer einsamen Osteria von wenig einladendem Aeußern vorüber erreichten wir den Kamm derselben, wo wir rechts den Flecken Gavorrano an seinem an Quecksilber und warmen Quellen reichen Berge erblickten, während sich zur Linken die Dörfer Pescali, Giuncarico und Caldano malerisch auf den Höhen gruppirten. Auf der waldreichen Ebene vor uns stieg hie und da der Rauch eines Kohlenmeilers oder einer Pottaschebrennerei senkrecht durch die windstille Luft zum blauen Himmel empor. Nur selten begegneten wir einer einzelnen menschlichen Wohnung, öfters hingegen einem Maremmenhirten zu Pferde, mit der gewöhnlichen lanzenartigen Stange bewaffnet, dessen Umriß sich schon aus weiter Ferne auf dem wolkenlosen Horizont abzeichnete. Schaf- und Ziegenheerden lagerten im Schatten der Eichen oder rupften das kümmerliche Gras des steinigen Bodens. Hie und da jagte ein Trupp dichtgedrängter Pferde im Galopp vorüber, oder ein einsamer Büffel streckte den Kopf zwischen den wilden Oelbäumen

hervor und betrachtete den vorübereilenden Wagen mit dem stieren Blick des wilden tückischen Auges. Andere wälzten sich mit Wollust im Schlamm der Sümpfe oder standen bis an den Hals im trüben bleifarbigen Wasser. Die schwärzlich oder grünlich graue Farbe, oft mit Schlamm wie mit einer dicken Kruste überzogen, der flach gedrückte Kopf, die kurzen, dicken, stark gekrümmten Hörner, der eben so störrische als boshafte Ausdruck des Auges geben dem Thiere etwas ungemein Wildes und Abschreckendes. Von hier aus weiter südlich tritt uns dasselbe längs der Küsten des tyrrhenischen Meeres immer häufiger entgegen, bis wir es in Heerden zu Hunderten in den pontinischen Sümpfen und in der öden mit Tamarisken bewachsenen Ebene des Silarus (Sele) unweit der herrlichen dorischen Tempel von Pästum finden. In den ersteren dienen sie, von den im Kahne nachrudernden, mit einer langen Stange bewaffneten Hirten zum Schwimmen genöthigt, zum Reinigen der Kanäle von Algen und mannigfachen Sumpfgewächsen. Uebrigens leben sie meist in halbwildem Zustande, sind tückisch und mordlustig, und die mit starken Einfriedigungen umgebenen Zufluchtsorte für Vorübergehende, die von ihnen angegriffen werden könnten, sind keineswegs überflüssig.

Bis hieher trug die Gegend einen wilden und rauhen Charakter; nun aber breitet sich eine weite, lustig saftgrüne Fläche vor unseren Augen aus, jenseit deren, wo die fernen Wellen im Sonnenschein blitzen, sich das Städtchen Castiglione della Pescaja an sein niederes Vorgebirge lehnt. Die grüne Ebene ist der Sumpf von Castiglione, der ausgedehnteste und verderblichste von allen. Die Bäche Sovata und Bruna überschreitend, die, in enge Rinnen gefaßt, schon einen großen Theil desselben mit ihren Anschwemmungen trocken gelegt haben, umfahren wir ihn in weitem Bogen. Wasserlilien und hochstenglichte Polygonumarten, mit dichtem Schilf gemischt, decken trügerisch den moorigen Grund. Nur von der Mitte her glänzt der Wasserspiegel des Sees. Da,

wo die Straße die Ufer des Sumpfes verläßt und nach einander die beiden großen Ableitungskanäle des Ombrone überschreitet, erblicken wir zur Linken einen Hügel, der einem Vorgebirge ähnlich in die Ebene hineinspringt. Ein schmaler Thurm überragt ihn: es ist der uralte Leuchtthurm von Roselle, einst einer der zwölf Lucumonien Hetruriens. Noch vor einem Jahrtausend war Roselle ein bewohnter Ort, jetzt ist es ein wüster Platz, dicht überwuchert von den Büschen des Stechdorns mit den seltsamen gelben Fruchtscheiben und den noch blattlosen, mit rosigen Blüthen bedeckten Judasbäumen. Nur mit Mühe findet der neugierige Wanderer zwischen ihnen die Ruinen des Amphitheaters und die mächtigen Trümmer der alten Ringmauer. In uralter Zeit ein Seehafen, sah die Stadt mit den versumpfenden Gewässern des Prelischen Sees ihre Blüthe schwinden und ging mit der Erbauung von Grosseto, etwa zu Karls des Großen Zeiten, gänzlich zu Grunde.

Wir näherten uns jetzt der letzterwähnten Stadt, und die Gegend nahm allmälig einen freundlicheren, wenn ich so sagen darf, civilisirteren Charakter an. Zwar deuten auch hier die weitgedehnten Weideplätze, die seltenen Getreidefelder, der Mangel menschlicher Wohnungen und die verwilderten Oelbäume auf die grimmige Herrschaft der tödtlichen Miasmen. Aber der Boden ist grün und blumig, die Straße zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, die in der vollen Pracht des ersten Frühlingslaubes glänzen. Bald treten auch die mit Alleen bedeckten, zu Spaziergängen umgeschaffenen Bastionen der Stadt aus der Ebene hervor. Es kostete Mühe, sich vorzustellen, daß der freundliche, im frischen Grün wie eingebettete Ort einer der verrufensten der Halbinsel ist. Fast alle Fremden machen sich ein falsches Bild von den sumpfigen und ungesunden Niederungen an den Mittelmeerküsten. Sie erwarten gewöhnlich, eine nur von dem bleifarbigen Wasser der Sümpfe unterbrochene Wüste zu finden, und sind nicht wenig erstaunt über die lachenden, blumigen,

mit Wald und Gebüsch abwechselnden Wiesen, auf denen das Auge, nachdem es lange nichts als übercultivirten Boden, das graugrüne Laub der Olivenbäume oder gar die dürren, steinigen Abhänge der Apenninen gesehen hat, so gerne ausruht. Selten mag ein Reisender die berüchtigten pontinischen Sümpfe, zumal zwischen Cisterna und Treponti zuerst erblickt haben, ohne mit einer Miene der Enttäuschung, wenn auch einer keineswegs unangenehmen, ausgerufen zu haben: „wo sind denn nun aber die Sümpfe?" Aber das Wasser lauert versteckt unter dem Grün, und das feine Gift erfüllt überall die sonnige Luft.

Wir fuhren durch das stets geöffnete Thor und die gerade reinliche Straße auf den Marktplatz, wo sich der schöne Ueberbau von Gußeisen, ein Produkt der Oefen von Follonica, über dem 520 Fuß tiefen artesischen Brunnen erhebt, der durch des regierenden Großherzogs Fürsorge die Bewohner mit besserem Wasser, als dem trüben und fiebererzeugenden der Cisternen versieht, die noch dazu in der Sommerhitze zuweilen ganz und gar austrocknen.

Grosseto, der Hauptort und Mittelpunkt der Maremmen, zwischen dem Ombrone und dem Sumpfe von Castiglione gelegen, ist eine freundliche, wohlgebaute Stadt mit geraden Straßen und regelmäßigen, festungsartigen Mauern, überragt von einem wenig haltbaren Castell. Wahrscheinlich von den Bewohnern des zerstörten Roselle gebaut, stand es im Mittelalter lange unter der Herrschaft der mächtigen Familie der Aldobrandeschi, Grafen von Savona, bis Kaiser Friedrich II. es kurz vor seinem Tode den Senesen, seinen Verbündeten, schenkte. In dem letzten Kriege der Republik gegen Cosmus I. wurde es von dem französischen Admiral Piero Strozzi, dem Sohne des unglücklichen Philipp und dem Bruder der vielbesungenen Luise, vertheidigt, bis es durch den Friedensschluß von 1559 sammt der Hauptstadt unter die Herrschaft der Mediceer kam. Aber schon damals herrschte verheerend die Malaria; die Gegend rings umher war eine

Wüste, und die Zahl der Bewohner war im Jahre 1745 bis wenig über 600 herabgesunken. Durch die angestrengten Bemühungen der Regierung Leopolds II. zum Mittelpunkt des Handels und der Industrie sowohl, als besonders auch der Verbesserungsarbeiten in den Maremmen geworden, hat sich seine stetige Bevölkerung während der Wintermonate bis auf etwa 4000 Seelen gehoben, die, vermehrt durch zahlreiche fremde Arbeiter, Straßen und Markt beleben. Wenn aber die sanfte Wärme des Frühlings der drückenden Sommerhitze Platz zu machen beginnt, und die hoch stehende Mittagssonne die giftigen Dünste der Sümpfe und Salmastrajen ausbrütet, flieht Alles, was nicht an die Scholle oder den Arbeitstisch gefesselt ist, auf die nahen Berge, und von den Tausenden bleiben kaum wenige Hunderte zurück; die Stadt liegt stumm und verödet, und das Gras wächst in den Straßen. Kaum Einen der Zurückbleibenden verschonen die Fieber, obwohl sich alle während der gefährlichen Morgen- und Abendstunden in die festverschlossenen Häuser zurückziehen. Ein Fremder, der in dieser Jahreszeit nach Sonnenuntergang die Straßen beträte, möchte glauben, er sei in eine verzauberte Stadt gerathen; denn er mag sie durchwandern von Thor zu Thor, ohne einem einzigen lebenden Wesen zu begegnen oder etwas Anderes zu vernehmen als den Widerhall der eigenen Fußtritte in den öden Gassen.

Wir machten von hier einen Ausflug in die Tenuta dell' Alberese, ein nahe liegendes, trefflich eingerichtetes Landgut des Großherzogs. Der kleine See, der ihm den Namen gab, ist nicht nur ausgetrocknet, sondern auch cultivirt, und das Ganze im blühendsten Zustande, obgleich auch hier die Malaria noch ihre Geißel schwingt. Unweit davon wälzt der Ombrone seine trübfließenden Wellen dem Meere zu. Leider war es uns nicht vergönnt, ihn überschreitend, unseren Ausflug weiter südlich fortzusetzen und über die Hügel der Uccellina in das Becken der Albegna hinabzusteigen. Gern hätten wir, den Spuren der jüngst wiederhergestellten Via Aurelia

folgend, Orbetello, das ehemalige Subcosa, besucht, das sich so malerisch auf der Spitze seiner Landzunge mit seinen cämentlosen Mauern und schnurgeraden Straßen in dem weiten Salzsee spiegelt; gern hätten wir — denn es war die Jahreszeit — in dem See selbst dem nächtlichen Thunfischfang beigewohnt und den Monte Argentario bestiegen, der sich, mehr Insel als Vorgebirge, riesig zwischen See und Meer der Stadt gegenüber erhebend:

„Transversos colles bis ternis millibus arctat,
Circuitu ponti bis duodena patet;"
(Rutilius.)

gern hätten wir am Fuße des Berges den altberühmten und jetzt neu aufblühenden Hafenplatz Port' Ercole und Santo Stefano besucht, wo der vor den herrschenden Radikalen der Hauptstadt fliehende Großherzog 1849 eine Zuflucht fand, oder im alten Gebiete von Cosa den Hafen Telamons, wo die Römer einst die verbündeten cisalpinischen und transalpinischen Gallier schlugen; gern auch wären wir, das Gestade verlassend, in das Innere vorgedrungen, bis wo über dem Thal der Albegna die mächtigen Travertinblöcke in großem Kreise die einsamen Trümmer der alten Saturnia mit ihren tausendjährigen Wagenspuren und den halbverloschenen Inschriften in den wüsten Straßen umgeben, oder wo, nahe der römischen Grenze, hoch über der rauschenden Fiora, ein Sitz des Todes und der Verwüstung, die zerstörten Häuser und kyklopischen Mauern von Sovana die Geburtsstätte des größten aller Päpste bezeichnen: aber die Verhältnisse, mächtiger als die Wünsche, geboten rasche Umkehr, und so führte uns der frühe Morgen des folgenden Tages auf demselben Wege, dem einzigen, nordwärts wieder zurück, bis wir, von den Ufern des Sumpfes von Scarlino links abbiegend, nahe dem Meeresufer die zerstreuten Häuser und die lange staubige Hauptstraße von Follonica erreichten.

Die großen, zum Theil noch im Bau begriffenen Häuser, die neue Kirche mit ihrer gußeisernen Vorhalle und das thätige Leben und Treiben auf der Hauptstraße geben Follonica das Ansehen einer entstehenden Stadt. Ob der Ort aber halten wird, was er beim ersten Anblick zu versprechen scheint, ist sehr zu bezweifeln; denn Follonica ist eine künstliche Schöpfung der neuesten Zeit und führt ein Treibhausleben. Den Eisenminen von Elba gegenüber, in der Mitte der großen Maremmenwälder gelegen, scheint es allerdings der natürlichste Platz zur Verarbeitung und Verschiffung der unerschöpflichen Metallschätze der Insel; allein schon hat der ungeheuere Verbrauch die Wälder gelichtet und wird sie bald vernichtet haben. Dazu kommt, daß Follonica keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede besitzt, und daß die hier so schlimm als nur irgendwo wüthenden Fieber fünf Monate lang alle Arbeit und Industrie unmöglich machen und die Einwohner verjagen. — In der großartigen herrschaftlichen Eisenhütte herrscht lebhafte Thätigkeit. Doch wird das von Elba herüberkommende Erz fast nur zu Roheisen (Ghisa) verarbeitet; zu den feineren Produkten der Hütte muß meist Frankreich das Material liefern.

Nach einem eben so schlechten als billigen Mittagsmahl in der einzigen Locanda des Ortes, deren Inneres, wie es in dergleichen künstlich geschaffenen neuen Orten so oft der Fall ist, keineswegs hält, was ihr elegantes Aeußere verspricht, wanderten wir zum nahen Seestrande hinab. Eine solide Landungsbrücke erstreckt sich wohl hundert Schritte weit ins Meer hinein, um den von Elba herüberkommenden Schiffen zu gestatten, ihre Ladung ohne Dazwischenkunft von Barken löschen zu können. Das Wasser ist ringsum seicht, wie es am aufgeschwemmten Lande zu sein pflegt, während weiter nördlich, zwischen Livorno und Piombino, das klippenreiche Felsufer fast überall unmittelbar aus der tiefen Meerfluth aufsteigt. Reges Leben herrschte auf der Brücke; ein eben von Rio herübergekommenes Schiff war beschäftigt, seine

Ladung zu löschen, während ein zweites das auf Karren herbeigeschaffte Roheisen zum Transport nach dem Süden einnahm. Mehrere große Fischerbarken (paranzelle) kehrten eben vom Fange heim, und wir Landratten betrachteten mit Erstaunen die seltsam ungestalten Bewohner der Tiefe, die nach und nach aus dem mit Seewasser gefüllten Raum zum Vorschein kamen. Zumal zog ein rautenförmig gestaltetes Ungeheuer von mindestens 120 Pfund Gewicht meine Augen auf sich, das in seinem Bauche wenigstens zwanzig der Mutter vollkommen gleiche Miniaturreproduktionen seiner selbst barg. Die Fischer nannten es pesce angelo oder squadro, also wahrscheinlich unser Meerengel, obgleich mir die Mangelhaftigkeit meiner ichthyologischen Kenntnisse nicht gestattete, Art und Gattung mit Sicherheit zu bestimmen.

Das lächelnde, von einem frischen Südwinde leicht gekräuselte Meer, das nahe dem Ufer die reine Himmelsbläue widerspiegelte, während es weiter hinaus in breiten Streifen des prachtvollsten Hellgrüns schimmerte, lud unwiderstehlich zu einer Lustfahrt. Der Landweg von Follonica nach Piombino führt durch eine wüste und menschenleere, nur von Pferden, Büffeln und Schafheerden bevölkerte Ebene, bald Moor und Sumpf, bald Buschwald und Dorrgestrüpp, bald alles zusammen in unschönem Durcheinander. Während hier die Festungswerke der Stadt, deutlich mit bloßem Auge erkennbar, uns über das Meer her zuwinken, ist die Straße durch die Krümmung des Busens und den großen Sumpf von Piombino genöthigt, einen großen Umweg zu machen. So beschlossen wir denn, unsere Reise zu Wasser fortzusetzen.

Nicht ohne Mühe, des übertriebenen Preises wegen, mit dem Padrone einer der Fischerbarken einig geworden, lichteten wir in den Nachmittagsstunden die Anker und richteten den Schnabel unseres Bootes dem alten Thurme zu, der drüben an der äußersten Spitze des Vorgebirges aus den Wellen aufstieg. Eine frische Brise blähte das große lateinische

Segel, und rasch wie ein Seevogel flog das leichte Schiffchen durch die schäumenden, blitzenden Wogen. Halb hingelagert auf einen groben bunten Teppich, den die Schiffer für uns auf das erhöhte Hintertheil der Barke gebreitet hatten, schlürften wir in langen Zügen die reine, erquickende Seeluft und genossen in schweigendem Entzücken der reizenden Landschaft, die uns umgab. Noch schwammen wir im Golf von Follonica, der sich in mächtigem Haldkreis umher schwingt, regelmäßig, als sei er mit dem Cirkel abgemessen, hinter uns die grüne Ebene, rechts die mählig aufsteigenden Hügel von Piombino, links das weit in die blauen Fluthen hinaus tretende Vorgebirge von Troja. Ueber der Ebene erheben sich, ein weites Amphitheater, Hügel und Berge, höher und höher ansteigend; dort liegt Massa auf seinem spornartigen Vorsprunge, weiter zurück der kürzlich überschrittene Gebirgskamm zwischen der scharfgeschnittenen Cornata di Gerfalco und den dunkeln Massen des kohlenreichen Monte Bamboli, näher dem Meere zu der Monte Calvi, einer der metallreichsten Berge der Welt, Gold, Kupfer, Zink, Blei und Mercur in seinem Schooße führend, an seinem Abhange die Flecken Campiglia und Suvereto, freundlich aus den dunkeln Kork- und Steineichenwaldungen winkend. Schweift das Auge noch weiter und höher hinaus, so erblickt es in bläulicher Ferne westlich den imposanten Doppelgipfel des Amiata und die scharfe Spitze des vulkanischen Kegelberges von Cetona; ja, in den Dünsten des nördlichen Horizontes schwimmend, erscheinen die seltsam gezackten Felshörner der apuanischen Alp, die Marmorwände des Monte altissimo, die schroffen Zinken der Pania della Croce, und weiter rechts die weitragende Spitze des Treppenhorns (corno alle scale), von dem herab du mit Einem Blick Italien von den Alpen und dem Gardasee bis nach Ancona und Civitavecchia hinab überschauest.

Anders, aber nicht minder schön, ist das Bild, das sich meerwärts vor uns aufrollt. Von dem Thurme von Piombino bis zur Spitze der Troja unterbricht eine Reihe vielge-

staltiger Inseln die glänzende Horizontallinie des Meeres. Einer Nebelbank ähnlich steigen die hohen Ufer von Corsika mit verfließenden Rändern aus den Fluthen. Deutlicher erscheinen die felsigen Höhen der sardinischen Ziegeninsel (Capraja), heilig als Zufluchtsort und Grab christlicher Märtyrer der Kaiserzeiten. In langer Doppellinie, gleichsam Mittel- und Hintergrund bildend, thürmen sich die hohen, malerischen Gebirge der nahen, eisenreichen Elba — Ilva.... inexhaustis chalybum generosa metallis (Virgil. Aen. X, 174) übereinander. Uns gegenüber erscheinen die weißen Gebäude der Marina di Rio, dort weiterhin der Flecken Marciana, während das vorspringende Cap Golf und Gebäude von Portoferrajo deckt. Ueber die sanften Linien der oliven-, wein- und orangenreichen Küsten blicken die steilen, finstern Felswände des Monte Campana.

Südlich von Elba, durch die breite offene Wasserfläche getrennt und in weite Ferne gerückt, erhebt sich der öde Kegelberg der unbewohnten Insel Monte Cristo, deren selbst in Toscana kaum gekannter Name seit dem bunten Flitterroman und dem zwanzigaktigen Drama des französischen Penny-a-liner's in Aller Munde ist. Am äußersten Südrand endlich überragen die Granitberge der Lilieninsel (Isola del Giglio) das kleine Eiland der Trojaccia. Eine dichte, arbeitsame Bevölkerung, ausgezeichnet seit Jahrhunderten durch Sittlichkeit, Energie und Bildung, den Bewohnern des nahen Festlandes weit überlegen, jeder Einwohner ein Soldat und in den Waffen geübt; eine eigenthümliche Geschichte voll ruhmwürdiger Erinnerungen; ein trefflich angebauter und dankbarer Boden, der jährlich an 12,000 Faß Wein und 60,000 Pfund getrockneter Trauben, so wie die besten Feigen in Toscana liefert: alles das macht diese Insel zu einer der kostbarsten Perlen im hetrurischen Diadem. Als im Jahre 1798 tunesische Raubschiffe an den Küsten erschienen, wurde die gelandete Mannschaft von den muthigen Bewohnern zur schleunigsten Flucht auf die Schiffe genöthigt, und diese selbst,

nach dreitägiger Blokade des Hafens, übel zugerichtet, zur Rückkehr gezwungen. Noch erinnert die lange Reihe der Wartthürme längs des Strandes und auf den Höhen der Vorgebirge an jene Zeiten, wo die Seeräuber der Barbareskenstaaten die ganze Küste des tyrrhenischen Meeres unsicher machten. Doch faßten sie in den Maremmen nie festen Fuß, wie zwischen Genua und Nizza, oder südlich vom Vorgebirge der Circe.

Während wir im Anschauen der umgebenden Scenerie versunken waren, hatten sich unsere Schiffer mit den Vorbereitungen zu materielleren Genüssen beschäftigt. In einen Topf mit Oel, der auf dem Dreifuß über dem kleinen tragbaren Herde brodelte, wurden die Stücke einer sorgfältig ausgenommenen Krabbe und verschiedene Fische geworfen, dazu Brodschnitte in Menge und endlich eine respektable Quantität Zwiebeln, Knoblauch und Peperoni (Pfefferfrüchte). Als der Cacciuco oder die Bouillabaisse (unter diesen beiden Namen ist das Gericht an der ganzen Nordküste des Mittelmeers berühmt) fertig war, lud uns der Padrone mit abgezogener Mütze dringend zum Schmause ein, und obgleich ich Anfangs nicht ohne Widerwillen zugriff, so gestehe ich doch, sei es nun der frischen Seeluft oder dem inneren Werthe des Gerichtes zuzuschreiben, daß ich nie etwas Köstlicheres genossen zu haben glaubte, als die halbe Krabbe, die mir mit sammt der pikanten Brühe vorgesetzt wurde.

Die Bemannung unseres San Michele, wie der Schiffer seine Barke nannte, bestand aus dem Besitzer, einem kräftigen weißhaarigen Alten mit wetterzerschlagenen, von Sonne und Luft gebräunten und gehärteten Zügen, seinen beiden Söhnen und drei Gehülfen. Der jüngere Sohn, ein hübscher kecker Bursche, ein Jean Bart en herbe, wie ihn mein französischer Freund nannte, war ganz glücklich, der Schule und der mütterlichen Aufsicht entschlüpft, mit in die See hinausziehen zu dürfen.

„Er wird schon das Springen verlernen,“ meinte der Alte. „Weiß Gott, es ist ein elend und gefährlich Handwerk, das wir treiben. Sind wir doch oft Nacht und Tag, bei Wind und Wetter draußen, ohne einen Fang zu thun, den es sich ans Land zu bringen verlohnte. Und dazu die hohen Abgaben! Die Regierung hat gut da unten in den Maremmen Gräben ziehen und Sümpfe austrocknen mit dem Gelde, an dem der saure Schweiß der Armen klebt. Und dazu die wilden Wetterstürme in diesen Meeren! Will ich doch nie den Tag vergessen, es war der 10. Januar, wo ich ohne ein Wunder unserer Frau von Montenero, der ich eine sechspfündige Kerze gelobt, Angesichts des Hafens von Viareggio, meiner Vaterstadt, umgekommen wäre. Es war eine furchtbare Gewitternacht; eine Libecciata (plötzlicher Windstoß aus Südwest) hatte unser Schiff auf die Seite geworfen und halb mit Wasser gefüllt. Zwar richtete es sich wieder in die Höhe, aber unmöglich schien es, die Küste durch die furchtbar rollenden Wogen zu erreichen. Beim Lichte der Blitze sahen wir das Ufer gedrängt voll Leute stehen, die uns doch keine Hülfe gewähren konnten. Ich aber war ruhig und gefaßt und lenkte das Steuer so gut es ging, wenn ich auch sicher glaubte, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Aber Gott und die Madonna wollten es anders, und als ich am Strande meiner Frau um den Hals fiel, die, mit dem Buben da an der Brust, halb wahnsinnig vor Angst meiner harrte, da erst brachen mir die Thränen aus den Augen, und ich schluchzte laut und heftig vor Freude und Aufregung. Solche Dinge hat der Junge da noch nicht gesehen, sonst würde er nicht so froh sein, daß er das feste Land unter den Füßen verloren hat. — He da, Jungen, greift zu den Rudern!“ unterbrach er sich selbst; „der Wind läßt nach, die Sonne geht nieder, und wenn wir nicht vor Ave Maria im Hafen sind, so müssen die Herren die Nacht auf der Barke zubringen.“

In der That versank die Sonne eben feuerglühend hinter dem Monte Campana und umsäumte die dunkelblauen Berge von Elba mit feinem Goldrande, während das warme Rothgelb der östlichen Gebirge allmälig durch Purpurroth in eine sanfte Veilchenfarbe überging. Der breite, blitzende Lichtstreif in den Wogen verschwand; aber dicht über uns stiegen auch zur Rechten die Festungswerke und weißen Häuser von Piombino auf, die mit ihren flachen Dächern und kleinen schießschartenartigen Fenstern der Stadt ein fast maurisches Ansehen geben. Von Ruder und Wind getrieben, durchschnitt das Schiff pfeilschnell die schäumenden Wellen, die sich am Fuße des alten, halb zerstörten Mauerthurms am Ende des Molos brechen, der, ehemals die Brustwehr des Hafens, jetzt nur ein Aufenthalt zahllosen Seegevögels ist, das uns schreiend umflog. Wir bogen um die Spitze und befanden uns in dem trogolo da' majali*), wie ihn unser Padrone nannte, dem neuen Miniaturhafen von Piombino.

Nachdem der Hafenkapitain die ihm vorschriftsmäßig in drei Fuß Entfernung vorgehaltene Licenz nebst Gesundheitsattest unseres Schiffers gelesen hatte (wobei ich die Bemerkung machte, daß Weitsichtigkeit jedenfalls die conditio sine qua non für diesen Posten sein müsse), wurde uns gestattet, ans Land zu steigen. Piombino bietet nur von fern einen malerischen und eigenthümlichen Anblick; im Innern gleicht es allen andern toscanischen Städten dritten Ranges. Die einzige Sehenswürdigkeit, meinte der Wirth im leon d'oro, sei der „Palazzo." Dorthin eilten wir deshalb, obschon bereits ziemlich tiefe Dämmerung über der Stadt lagerte. Ein mit Bäumen bepflanzter Weg, der der schönen Welt von Piombino als Promenade und Rendezvous dient, führt zu dem höchsten Theil der Stadt, wo abgesondert von den übrigen Gebäuden, dicht unter den Basteien des Forts, der alte Palast der Appiani steht. Piombino, von Ptolemäus

*) Schweinetrog.

und Antoninus Portus Trojanus genannt, war im Mittelalter lange Zeit im Besitz des pisanischen Geschlechts der Appiani. Von diesen kam es an die Ludovisi und durch Heirath später an die römische Familie der Buoncompagni. Napoleon machte die Stadt und ihr Gebiet seiner Schwester Elise Bacciocchi, der nachherigen Königin von Hetrurien, zum Geschenk, von der es mit dem Sturze des Kaisers und der Napoleoniden 1814 an Toscana fiel, das den Buoncompagni den Titel der Fürsten von Piombino wieder gab und ihnen für den verlorenen Besitz eine Geldentschädigung zahlte. Die Piombinesen aber gedenken noch mit Vergnügen und Bedauern der Zeit, wo Elise Bacciocchi hier ihren Hof hielt und der kleinen Stadt einen sonst unbekannten Glanz und Wohlstand gab.

---

7. Populonia.

Sexcentos illi dederat Populonia mater
Expertos belli juvenes . . . .
Virg. Aen. X., 172.

Der folgende Tag war zu einem Ausflug nach den Ruinen von Populonia bestimmt, die am entgegengesetzten Nordende der Halbinsel auf hohem Vorgebirge liegen. Es war ein wonniger Frühlingsmorgen: der Himmel so dunkelblau, die Luft so rein und durchsichtig, die thaubenetzten Blätter der Bäume und Kräuter so lustig grün, das Meer so schimmernd spiegelglatt, daß man, Vergangenheit und Zukunft vergessend, mit der aufsteigenden Lerche hätte gen Himmel jubeln mögen. Dem rüstig voranschreitenden Führer folgend, verließen wir Piombino durch das obere Thor und wanderten die Gärten entlang, aus denen hie und da der schlanke Stamm einer einsamen Dattelpalme, über die hohen Agavehecken aufsteigend, von der Milde des Klimas Zeugniß ablegt. Die kolossalen, dornbewehrten, blaugrünen, bis neun

Fuß langen Blätter und die hie und da hervorschießenden zehn bis zwanzig Ellen hohen Blüthenschäfte der Agaven verfehlen auf den Nordländer, zumal wenn ihm die Riviera von Genua, die Felsen von Terracina und der Monte Pellegrino noch unbekannt sind, nie ihres Eindrucks. Es liegt eine tropische Kraft, Ueppigkeit und Wildheit in der Pflanze, in der ihr kein anderes Gewächs unseres Welttheils gleichkommt.

Zwischen dichten Granatbüschen mit dem jungen röthlich grünen Laube, zwischen Lupinen- und Maisfeldern ging es allmälig aufwärts, den waldigen Bergen zu, die den größten Theil der Halbinsel bilden. Wohlbebaute Aecker, Weingärten, Villen und Bauernhäuser verkünden, daß hier die nahe Malaria an Berg und Meer ihre Grenze findet. In der That ist fast die ganze Halbinsel, so nahe sie auch dem verpestenden Sumpfe liegt, von dem Fluche frei, unter dem die nahen Maremmen seufzen.

Die Felder verlassend führte unsere Straße durch lange sandige Hohlwege, die, eine seltsame Erscheinung, hier in allen Richtungen das Land am Fuße der Berge durchkreuzen. Immergrüne Eichen und Mannaeschen, durchwunden von Bryonien, Waldreben, Epheu und wildem Wein, bildeten zu beiden Seiten des Hohlweges eine undurchdringliche grüne Wand, während die leichten Ranken der Schlinggewächse zierliche Bogen hinüber und herüber schlugen, so ein wunderzartes grünes Gitterwerk auf dem blauen Hintergrunde des Himmels bildend, durch welches die Sonnenstrahlen goldig herein spielten und auf dem Boden zitternd hin und her tanzten, wenn der Hauch des Morgenwindes mit dem Blättergeflecht hoch oben koste. Prachtvolle Orchideen, von einer Größe und Farbenglut, wie sie der Norden nicht kennt, vermischt mit den dunkelblauen Blüthen des großen Sinngrüns und des wilden Lavendels, dessen Duft die Luft erfüllte, verbargen das Gestein der Abhänge, während zahllose Nachtigallen, im dichten Buschwerk versteckt, ihr schmetternd Mor-

genlied ertönen ließen, unbekümmert um den dicht vorbei schreitenden Fuß des Menschen. Lange harrten wir lauschend, wo ein moosbekleidetes Felsstück, wie von der Natur zum Ruhesitz bestimmt, sich aus der Seitenwand des Weges vorstreckte. Es war, als wehte der reinste Gottesodem der jungfräulichen Frühlingsnatur durch die duftige grüne Dämmerung, und nur zögernd folgten wir der Mahnung des ungeduldigen Führers.

Zugleich mit den Hohlwegen verläßt man den Sandboden des aufgeschwemmten Landes. Der Aufstieg wird beschwerlich, der Pfad rauh und steinig. Ein vielgewundener Höhenzug erstreckt sich mit mannigfacher Verästelung von hier aus nordwärts gegen Populonia hin. Jede Spur von Anbau ist verschwunden; kein Haus, kein Feld, keine Wiese begegnet mehr unserem Auge. Dichtes Buschwerk, hie und da von einzelnen hohen Stämmen überragt, überzieht den Boden. Wo ein freier Platz geblieben ist, bedecken ihn gelb blühender Ginster und weiße Cistusrosen. Die Myrthe mit dem glänzenden Blatt, bald zu mächtigem Umfang in die Breite ausgedehnt und Gebüsch bildend, bald baumartig in die Höhe strebend, wechselt mit den zierlich gefiederten Blättern der Lentiscus- und Terebinthensträucher, den goldgelben hängenden Blüthentrauben des Bohnenbaums, den wolligen Blättern des Geißklees und dem dunkeln rauhen Laube der Stein- und Kermeseichen. Hoch über unsern Häuptern spielen die zierlichen weißen Blüthenglocken der baumartigen Haide im Luftzug, bald von den feinen Ranken der Clematis zu natürlichen Kränzen und Sträußen gewunden, bald süß duftende, bewegliche Lauben bildend. In ihrem Schatten bekleiden bunte, vielgestaltige Kukukspflanzen, wechselnd mit den zartgefärbten rothen und weißen Blüthen der Erdscheibe, den feuchten Boden.

Jede neu hervortretende Schlucht des launisch gewundenen Gebirges gewährt zugleich einen stets wechselnden Blick auf einen Streifen der blauen Meeresfläche in dem grünen

Rahmen des Waldes. Bald erscheint die einsame Leuchtthurminsel Palmarola, bald die Marina von Marciana oder die hohen Gipfel der Gebirge von Elba, bald die bläuliche Spitze des Monte d'Oro auf Corsica, bald wieder die verschwimmenden Massen des Monte Argentario im fernen Hintergrunde des Bildes. Endlich gelangen wir zur Höhe, wo stämmige Korkeichen, zum Theil schon ihrer nutzbaren Rinde beraubt, mit den schlanken, säulenartigen Stämmen der Cerri (Quercus cerris) einen lichten Hochwald bilden.

Von der geraden Straße nach Populonia abbiegend, führte uns der Wegweiser einer jener links zum Meere hinziehenden Schluchten zu. Ein schmaler Fußpfad durchbricht den undurchdringlichen Mischwald von Myrthen und dornigem Paliurus. Nicht Menschenhand hat den Weg gehauen, sondern der Fuß der wilden Thiere ihn getreten. Der hie und da aufgerissene Boden zeigt die Spur wühlender Eber. Plötzlich hört das Gebüsch auf: vor uns liegt eine grüne sonnige Lichtung, rings vom Waldesdickicht umschlossen. Gras und vielfarbige Blumen bedecken wiesenartig den Boden. Riesenstämmige Kastanien, weitschattende wilde Oelbäume und schlanke Korkeichen stehen in weiten Zwischenräumen verstreut. Mehr als armdicke Reben umschlingen die Stämme, und ihre lichtgrünen Ranken, von den Gipfeln herabfallend, bilden schwingende Guirlanden von Baum zu Baum. Ernst und altersgrau erheben sich zwischen den Bäumen die Mauertrümmer eines verfallenen Klosters. Nur eine Wand steht noch aufrecht. Der Epheu, der seine Wurzeln in das Gestein geschlagen, scheint allein noch den wankenden Bau zu halten. Durch die leeren Fensterbogen zieht das grüne, im Morgenwind lustig schwankende Rebengeflecht. Zwischen den halbverloschenen Inschriften der Grabsteine am Fuße der Mauer drängt sich eine üppige Blumen- und Blätterfülle zum Lichte empor. Eine klare Quelle sprudelt, leise rauschend, aus dem hochgehäuften, moosbekleideten Getrümmer des Klosterhofes. Durch das grüne Gezweig der Bäume lächelt fern die son-

nenbeschienene Meereswoge. Nie ertönt hier ein anderer Laut, als das Flüstern des Windes in den Wipfeln, das eintönige Rauschen des Baches, oder das Krachen der Zweige, wenn der Eber durch das Dickicht bricht, um seinen Durst an der wohlbekannten Quelle zu löschen, und der wilde Schrei des Thurmfalken, der im Gemäuer nistet. Mancherlei seltsame Sagen hängen am alten Kloster, das vor grauen Jahren, heißt es, um der Sünden seiner Bewohner willen, aufgehoben und zerstört wurde. Selbst an dem hellen sonnigen Morgen wagte der alte Führer nicht, die wüsten Hallen zu betreten, ohne mehr als ein Kreuz zu schlagen und mehr als eine Kugel seines Rosenkranzes durch die Finger rollen zu lassen für das Heil der Seelen, deren Leiber unter den verwitternden Denkmälern moderten.

Längs der gewaltigen Steinblöcke der alten etruskischen Mauer führte unser Weg dem modernen Populonia zu, dessen runder, mittelalterlicher Mauerthurm uns schon lange von der äußersten Spitze des Vorgebirges zugewinkt hatte. Das alte Populonia (Popluna der Etrusker) muß eine ziemlich große und reiche Stadt gewesen sein, obwohl es Micali für eine Pflanzstadt der Volterraner erklärt. Darauf deutet der Umfang der Mauern, darauf die Worte Virgils und die des Livius, wo er (Dec. III, lib. 8) erzählt, daß Populonia allein dem Scipio alles Eisen lieferte, dessen er für seinen Zug nach Carthago bedurfte. Aber schon Strabo fand die Stadt wüst und verlassen, obwohl es nirgends erhellt, was die Ursache ihres Verfalles gewesen sei. Was sich noch erhalten hatte, ward von dem Lombarden Gammaritt im Jahre 570 vernichtet. Das kleine Castell, das im Mittelalter hier gegründet und zum Schutze gegen die Barbaresken mit starken Mauern umgeben ward, konnte sich nie zum Range einer Stadt erheben. Da wo seine Umwallung mit der alten zusammenfällt, sieht man in seltsamer Mischung Spuren etruskischer, römischer und normannischer Befestigung übereinander.

Wir traten durch das offene Thor in die einzige Straße. Die trefflichen Quader des Pflasters, vielleicht ein Erbtheil ferner Jahrhunderte, werden nie von rollenden Wagen verdorben. Alles war todtenstill; von den 150 Einwohnern, theils Maremmenarbeitern, theils Bauern des einzigen Grundeigenthümers, schien nicht Einer daheim. Alle Thüren und Fenster waren verschlossen, selbst die der Schenke (Dispensa). Mit großer Mühe brachte unser Führer den Wirth vom Felde herbei, er erklärte aber nichts zu haben, nicht einmal Brod; es sei unnütz, dergleichen für Andere zu halten, es käme doch Niemand hier herauf. Inzwischen aber kam der Eigenthümer des Städtchens, ein Herr D. aus Pisa, der von unserer Ankunft gehört, und lud uns mit der herzlichsten Gastfreundschaft ein, mit seinem Hause und Tische vorlieb zu nehmen. Es war ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, langem lockigen, glänzend schwarzen Haar und gleichfarbigem Barte, mit sinnigen, tiefen Augen und jenem Wohlklang in der Stimme, wie er in Italien bei Männern so häufig, bei Frauen so selten ist.

Er erzählte uns, daß er den größeren Theil des Jahres hier oben einsam oder doch nur in Gesellschaft des Pfarrers zubringe, theils mit der Pflege seiner Güter, theils mit Ausgrabungen und antiquarischen Forschungen beschäftigt. Eine nicht unbedeutende Sammlung von etruskischen und römischen Münzen, die auf seinen Feldern gefunden worden, enthielt mehrere werthvolle und seltene Exemplare. Nach dem Frühstück, an dem auch der Pfarrer theilnahm, ein aufgeweckter und wohlunterrichteter Mann, führte uns unser Wirth zu einem unlängst in seinem Garten entdeckten römischen Mosaik. Allem Anschein nach bildete dasselbe ehemals den Fußboden eines Badezimmers. Die Fische und andern Seethiere sind so künstlich, oder besser künstlerisch, ausgeführt und so vollendet, wie mir selbst im Vatican oder Lateran und im Museo borbonico zu Neapel kaum je Etwas vorgekommen ist. Es macht einen eigenen Eindruck, mitten im Weizenfelde, in

der unscheinbaren Lehmhütte, die man zum Schutz darüber gebaut, diesem herrlichen Denkmal alter Kunst, und diesem Ueberbleibsel alten, üppigen Stadtlebens mitten in der Einsamkeit des Landes zu begegnen. Etwas weiter ab steht eine Reihe hoher Bögen von etruskischer Bauart aufrecht. Ringsum wuchert die üppigste Vegetation, so daß man sich nur mit großer Mühe durch die verschlungenen Ranken bis zu den massiven Arcaden, deren ehemalige Bestimmung jetzt ein Räthsel ist, hindurchwinden kann.

Mit Hülfe des wilden Gestrüpps, das sich aus den Fugen der Steinblöcke hervordrängt, klommen wir die alten Stadtmauern selbst an der Meerseite hinab, um sie nochmals von unten zu übersehen. Es war ein malerischer Anblick, diese ernsten Trümmer, die man einem untergegangenen Riesengeschlecht hätte zuschreiben mögen, bald noch unerschüttert und aufrecht, bald zu mächtigen Steinhügeln zusammengestürzt, von Epheu und blühenden wilden Rosen durchrankt, vom Immergrün und der Myrthe überwuchert, von Oliven und Feigenbäumen dicht umschlossen, gleichsam die todte Schöpfung des Menschen im Kampfe mit der lebendigen, ewig frischen Schöpfung der Natur.

Wir verweilten noch einen Augenblick da, wo auf der höchsten Spitze neben dem Mauerthurm des Castells das Vorgebirge steil und felsig nach drei Seiten hin abstürzt. Westlich erscheint der Canal von Piombino und die lange Berglinie von Elba, nördlich das offene Meer und die waldige Küste gegen Livorno hin, östlich der kleine, aber sichere und tiefe Busen von Populonia, jetzt Porto Baratti genannt. Südlich wird die regelmäßige Bogenlinie des Golfs von Follonica sichtbar. Zwischen den beiden letztgenannten Becken dehnt sich am Fuße der Gebirge die weite, grüne, hie und da von kleinen Wasserflächen unterbrochene Ebene des großen Sumpfes von Piombino. Dort unten, zum Theil halb in Morast versenkt finde man, erzählte der Pfarrer, die Reste einer etruskischen Mauer von ungleich größerem Umfang als

die hier oben. Seiner Ansicht nach sei dort die Stätte des eigentlichen Populonia zu suchen, während hier auf der Berghöhe nur die Citadelle gelegen habe. Aber dem widersprechen die Angaben der Schriftsteller und die allzugroße Ausdehnung des Ringwalls auf dem Vorgebirge. Vielleicht sind jene Mauern die einzigen Reste der lange vergebens gesuchten Vetulonia.

So haftet hier alles Interesse an einer in dichte Schleier gehüllten Vergangenheit, aus der nur Namen und Mauertrümmer bis zu uns gekommen sind — dennoch genug, um zu sehen, daß das jetzt verödete, arme und entvölkerte Land einst eine der reichsten und blühendsten Gegenden der hesperischen Halbinsel war. Anderwärts ist zwar die alte Macht und Herrlichkeit auch verschwunden, aber an ihre Stelle ist das rege und thätige Leben der Gegenwart getreten. Nicht so hier; hier lebt nur, was gewesen. Die Erinnerungen haben sich nicht erst den Weg zu uns mühsam durch den Lärm einer geschäftig treibenden, nur um das Jetzt bekümmerten Menge zu bahnen. Sie steigen unwillkürlich vor uns auf, uns mit ehrfurchtsvollem Schrecken zu erfüllen vor dem Schicksal der Nationen und vor dem furchtbar zermalmenden Gange der Zeit. Zu unsern Füßen schlug die Brandung gegen die vielgespaltenen Klippen, und indem die Gewässer mit Macht in ihre Höhlen drangen und die eingepreßte Luft heulend den Ausgang suchte, war es, als ob das Meer selbst den Klaggesang anstimmte über die verfallene Größe und Blüthe seiner Küsten. Vor vierzehn Jahrhunderten aber stand hier oben ein römischer Dichter, und tief ergriffen von dem Schauspiel der Zerstörung, das ihn schon damals umgab, schrieb er die bekanten Verse:

Grandia consumpsit moenia tempus edax.
Sola manent interceptis vestigia muris,
Ruderibus latis tecta sepulta jacent.*)

Nur die Natur ist ewig jung und blühend. Selbst den meerbespülten Felsenhang überzieht sie mit Gras und duften-

*) Rutilii Numatiani itinerar. II.

den Blumen. Der Himmel wetteifert mit seinem irdischen Spiegelbilde, der See, an tiefer, fleckenloser Bläue. Die Strahlen der Sonne vergolden selbst die grauen Steine der Ruinen. Aber schon sinkt sie tief zum Westen hinab und mahnt zum Aufbruch. Wir nahmen herzlichen Abschied von unsern freundlichen Wirthen und wandern, dem Führer folgend, südwärts durch die Schluchten nach Piombino zurück.

Der Führer war ein Mann in den mittleren Jahren; aber die bleichgelbe Gesichtsfarbe, die eingefallenen Augen, die bläulichen Lippen, das dünne graue Haar und der schwankende Gang gaben ihm das Ansehen eines Greises. „Ja, lieber Herr," antwortete er auf meine theilnehmende Frage, „das kann nun wohl nicht anders sein, wenn man nur wenige Monate des Jahres vom Fieber frei ist. Ich bin ein armer Mann und habe zahlreiche Familie; da bleibt mir denn nichts anderes übrig, als im Sommer hinabzusteigen in die Maremmen, um für reichen Tagelohn das Korn zu schneiden und einzubringen. Freilich werden wir dabei alle krank, und ich weiß wohl, daß ich mir selber damit ein frühes Grab grabe. Ist doch das Wasser, welches wir zu trinken gezwungen sind, oft so, daß man es fast mit Messern schneiden könnte, die Luft so schwer und dumpfig, daß es einem schier darin zu Muthe wird, als habe man einen Mord begangen, und die Dünste, die aus dem Boden steigen, so giftig, daß der Ackersmann, wenn er im Herbst die Furchen zieht, wohl ohnmächtig hinter seinem Pfluge niederstürzt. Aber ich gewinne dabei Geld genug, um mit Sparsamkeit für den Winter auszukommen, da das trockene Holz, das ich mit meinem Maulthiere aus dem Walde hole und zum Verkauf bringe, nicht hinreicht, Weib und Kinder zu ernähren. So thue ich denn getrost, was ich nicht ändern kann, bis es dem lieben Gott gefällt, mich zu sich zu nehmen."

Es lag eine rührende Resignation in seinen Worten und seiner Stimme. Ich drückte ihm schweigend die Hand zum Abschied und bewunderte diese anspruchslose Tugend eines

Mannes aus den untersten Ständen, der Gesundheit und Leben willig opfert, um den Pflichten gegen die Seinen zu genügen, ohne, wie tausend Andere, zum Bettlerhandwerk oder zu einem noch schlimmeren zu greifen.

---

8. Rückkehr nach Livorno.

Von einem Ausfluge nach den gegenüberliegenden Gestaden von Elba zurückkehrend, fanden wir im Hafen von Piombino ein kleines Kohlenschiff, das am Morgen, von Castiglione delle Pescaja kommend, hier seine Ladung gelöscht hatte und noch denselben Abend gen Livorno absegeln sollte. Freund M., ein großer Liebhaber des Neuen und Ungewöhnlichen, schlug vor, statt der langweiligen Diligence, auf der wir bei nächtlicher Weile von dem öden und einförmigen Wege nicht einmal etwas zu sehen bekommen würden, uns lieber die Nacht hindurch von den Fluthen wiegen zu lassen, um mit der nächsten Morgensonne in den Hafen von Livorno einzulaufen. Der Handel mit dem Schiffer, einem alten schmutzigen Genuesen, der froh war, eine so seltene und kostbare Waare an Bord zu bekommen, ward ohne Schwierigkeiten abgeschlossen und wir zugleich mit dem Mobiliar des nach Livorno versetzten Commandanten von Piombino eingeschifft. Inzwischen aber hatte sich ein dichter weißlicher Nebel über das Meer gelagert, den die bleichen Sonnenstrahlen nur mit Mühe durchdrangen. Selbst die nahen Berge von Elba tauchten nur wie Schattenbilder aus dem dunstigen Horizont auf. Die Luft war schwül und drückend, obwohl von einem leichten Südwind bewegt. Der weitsichtige Hafenkapitän, mit dem wir inzwischen Bekanntschaft gemacht hatten, rieth dringend von der Abreise ab; der Schiffer selbst zeigte sich schwierig, unter den schlimmen Auspicien die Nachtfahrt zu unternehmen. „Es ist eine tüchtige Libecciata im Anzuge," meinte er, „und sie könnte für mein Schiffchen leicht

zu derb werden.“ Wir aber waren Piombinos und seiner gebackenen Fischchen herzlich müde und fürchteten außerdem nicht ohne Grund noch ungünstigeres Wetter für den folgenden Tag. Die Drohung, die Fahrt ganz aufzugeben und zu Lande zurückzukehren, schlug durch, und als die Sonne hinter den Gebirgen der Insel niedersank, lichteten wir die Anker.

Wir hatten nun Muße, unser Fahrzeug zu mustern. Es war eines jener kleinen, einmastigen Schiffe oder besser großen Boote, wie wir sie an allen Seeküsten in Menge finden, die, nicht im Stande die hohe See zu halten, die Küste nie aus den Augen verlieren, um bei drohender Sturmesgefahr in den nächsten Hafen zu flüchten. Das Verdeck, der Raum und die beiden kleinen schmutzigen und übelriechenden Kojen waren von Kohlenstaub dermaßen schwarz gefärbt und so entblößt von allem Comfort, daß wir nur mit Mühe ein großes geringeltes Tau zum Sitze eroberten, um uns einigermaßen vor dem Schicksal zu bewahren, bei unserer Ankunft in Livorno für Kohlenbrenner gehalten zu werden. Die ganze Bemannung bestand nur aus vier Personen, einem Matrosen und einem Schiffsjungen, die auf dem Vordertheile hausten, und dem Kapitän und seinem Bruder, die das Hinterdeck einnahmen. Der letztere, der, wahrscheinlich damit es dem Schiffe nicht an Ballast fehle, seine volle Ladung von Spirituosen zu sich genommen hatte, erzählte uns in einem schauerlichen Mischmasch von italienischem, französischem und provençalischem Patois, wie er unter dem großen Napoleon in der französischen Kriegsmarine gedient, und was für erstaunliche Abenteuer er dabei erlebt habe, bis er, von den Dünsten des Weins übermannt, die steile Treppe zur Cajüte hinabtorkelte, aus der bald hörbare Beweise seines tiefen und gesunden Schlafes zu uns heraufdrangen.

Ein frischer Süd trieb uns rasch durch den Canal. Der Leuchtthurm von Palmarola glänzte wie ein heller Stern durch den dichter werdenden Nebelschleier; der fast volle Mond warf einen trüben bleichen Schimmer über die leicht gekräu-

selten Wogen. Die Vorgebirge und Felsgestalten der Halbinsel flohen in unbestimmten Umrissen wie Geistererscheinungen an uns vorüber, bis wir dem Cap von Populonia gegenüber den Kanal von Piombino verließen. Plötzlich machte der Zugwind der Meerenge einer platten Windstille Platz; die lustig flatternde weißrothe Flagge hing in trägen Falten herab, die Segel flappten gegen die Raaen, das Schiff schwankte in den leise rollenden Wogen wie ein Betrunkener hin und her, ohne von der Stelle zu kommen. Wir waren dem Lande so nahe und die Nacht so still, daß wir deutlich das Bellen der Hunde hoch oben in der Straße von Populonia vernahmen.

„Hm," meinte der Schiffer auf meine Frage, wir haben Hoffnung, daß gegen Sonnenaufgang die Brise wieder auffrischen wird, eher schwerlich." Inzwischen hörte er doch nicht auf, den Heiligen anzurufen, dessen Kapelle drüben am Ufer im Hafen von Baratti stand: San Cerbone, mandaci il vento! Oh, San Cerbone, che dormi? (Heiliger Cerbone, schicke uns den Wind! He, heiliger Cerbone, schläfst du?) Damit wechselten direkte, bald drohende, bald schmeichelnde Apostrophen an den Wind, der nicht kommen wollte. Endlich schien es in der That, als ob Gott Aeolus, ich weiß nicht, ob mit oder ohne die Dazwischenkunft des Heiligen, ihn endlich erhört habe. Nach drei tödtlich langen Stunden ertönte ein seltsam pfeifender Laut durch die dumpfe, schwere Luft, die Flagge hob sich und wies in straffer Linie nordwärts, die Segel blähten sich, der schwankende Kiel richtete sich auf und gehorchte dem Steuer, und jenes eigenthümliche Rauschen, welches das rasche und regelmäßige Durchschneiden der Wogen bezeichnet, klang angenehm in unser Ohr. Der Padrone aber schüttelte den Kopf: „Wir haben San Cerbone so lange gerufen, bis er böse geworden ist und uns mehr schickt, als wir brauchen können."

In der That wurde die Brise mit jedem Augenblick frischer und schärfer. Das Schiff flog wie ein Pfeil durch die Wogen. Die dünne Nebeldecke löste und ballte sich zu

dichtem schwarzen Gewölke, das in raschem Zuge vor dem höher steigenden Monde hinflog. Die stillen grauen Wogen begannen zu rauschen und sich zu bäumen, und ihre Häupter schmückten sich mit weiß schimmernden Schaumkronen. Das Tauwerk knarrte und pfiff; die Planken des Schiffes ächzten und zitterten unter den mächtig anschlagenden Wassermassen, die fernen Lichter am Lande flogen wie Traumbilder an uns vorüber. Die ganze kleine Bemannung des Schiffchens war auf dem Deck versammelt, der Winke des Kapitäns gewärtig. Zwischen den mannigfaltigen Lauten der leblosen Natur hörte man die eintönige klagende Weise eines provençalischen Schifferliedes, das der Bruder des Kapitäns, vom wachsenden Sturm ernüchtert, am Steuer sang. Segel nach Segel ward eingerefft; dennoch durchschnitt das Fahrzeug die Gewässer mit stets zunehmender Schnelle. Es war unmöglich, sich auf dem Deck aufrecht zu erhalten; der Länge lang auf unser Tau gestreckt, mit den Händen an das überstehende Kajütendeck geklammert, suchten wir uns mit den Füßen der Fässer zu erwehren, die bei jedem Auf- und Niederschwanken des Bootes hin und her rollten. Wenn das Schiffchen in eines der Wellenthäler wie in einen Abgrund niederstieg, sahen wir die weißen Kämme der Wogen sich drohend über unserem Haupte aufbäumen, und einen Augenblick nachher wieder tief unter den Boden verschwinden, wenn unser Fahrzeug hoch oben auf dem Wasserhügel schwamm. Von Zeit zu Zeit aber rauschte eine höhere Sturzwelle riesenhaft heran und übergoß das Verdeck mit kochenden Schaumesmassen. Schon waren wir an den fern glühenden Eisenhämmern von Bolgheri und der Cecinamündung vorüber gerauscht, da graute der erste Tagesschein über den dunkeln Steineichenwäldern des Montenero. Reißenden Laufes flogen wir den blühenden Villen von Antignano und den weißen Badhäusern der Ardenza vorüber, wo an schönen Sommerabenden das öde Sandufer von den Schaaren vornehmer Gäste wimmelt, und als der erste Sonnenstrahl trübroth durch die dichten

Dünste des Horizonts brach, warfen wir, kaum der Gefahr entgangen, noch an der scharf umwetterten Molospitze Schiffbruch zu leiden, im Hafen von Livorno Anker. Der Kapitän meinte zwar, als er uns zum Abschied die Hand schüttelte, es habe keine große Gefahr gehabt mit dem Wetter; wir aber gelobten uns im Stillen, nie wieder aus abenteuerlichen Gelüsten bei einer drohenden Sturmnacht auf einem winzigen Kohlenschiffe in See zu stechen.

VI.

Von Florenz über Pisa und Lucca nach Genua.

28.—30. April 1849.

---

1. Nach Pisa.

Meine Freunde hatten mir das Geleit gegeben bis zum Bahnhofe; hier nahmen wir Abschied von einander, als gälte es eine Trennung auf lange Jahre, vielleicht auf immer. Die Zeit hatte den leichten und sorglosen Sinn so vieler Menschen zu Grabe getragen. Als ich Florenz verließ, lag der Alp drückender und doch unbestimmter Vorgefühle von bevorstehenden größeren Uebeln, von einer noch unheilvolleren, blutigeren Zukunft, schwer auf jeder Brust. Auch bei einer kurzen Trennung drängte sich dem widerwilligen Geiste die trübe Frage auf: „welch neues Ungeheure wird sich ereignen, bis wir uns wiedersehen?" und ängstlich blickte das innere Auge umher nach den Schatten, welche die nahenden großen Ereignisse vor sich herwerfen sollen.

Ein letzter Kuß, ein letzter Händedruck: ein gellender Pfiff des rauchenden Ungeheuers zerriß die Luft, und langsam verließ der endlose Wagenzug die lange, in südlich heiterem Stil gebaute Halle des Bahnhofs. Draußen in der freien Ebene des Arnothals wehte eine reine frische Frühlingsluft, die glühenden Pfeile zu mäßigen, welche die schon

hochstehende Sonne des Aprilmittags auf die grünende und blühende Erde herabsandte. An den schönen dunkellaubigen Alleen und Gebüschen der Cascine, über die sich wie schützend die mächtigen Schirmdächer der hohen Pinien ausbreiten, flog der Zug in Sturmeseile vorüber. Ich schaute sinnend dorthin, mancher schönen Stunde gedenkend, die ich in lauen warmen Sommernächten in jenen grünen Räumen, auf den lauschigen, waldumkränzten Wiesenplätzchen verträumt, wenn das gelbe Mondlicht durch die dunkeln Pinienzweige glitzerte und in launischen Ringeln auf dem Grase zu meinen Füßen spielte, wenn das leise Rauschen des vorübergleitenden Flusses den kurzen, aber melodischen Gesang der Goldamsel begleitete, die Cicade, im dichten Laube über mir versteckt, ihr eintöniges Schlummerlied sang, und der leichte Nachtwind, mit den Blumen spielend, die glühende Luft des Julitages mit sich davon führte, um die stillen Räume mit den süßen, lauen Düften der Blumen- und Orangengärten zu erfüllen. Das sind gefährliche, verführerische Augenblicke; in ihnen liegt der umstrickende Zauber des Südens, der die Seele in süßen Schlummer, in thatlos schwelgenden Genuß wiegend, die strenge Thätigkeit des arbeitenden Geistes hemmt und fesselt, und einer gesetz- und schrankenlosen Phantasie, die in den Erinnerungen der Vergangenheit und den Träumen der Zukunft willen- und regellos umherirrt, das Scepter unbeschränkter Herrschaft überliefert.

Zur Rechten schweift unser Blick über die weite üppige Thalebene hin auf den villenbesäeten Zwillingsberg von Fiesole, diese Krone der Florentiner Landschaft, mit dem Kapuzinerkloster, das den Wanderer nicht zu strenger asketischer Lebensentsagung, sondern zu süßer Ruhe und zum reichsten Naturgenuß ladend, aus dem dunkeln Cypressenkranze der höchsten Spitze hervorschaut. Zur Linken erheben sich jenseit der Cascinen über dem Arno wald- und buschbewachsene Hügel; Landhäuser blicken halbversteckt zwischen dem Grün hervor; hier und da überragt von einzelnen Schlössern und

Palästen, unter denen das alte Castel Pucci, groß genug, um 40 Familien eine bequeme Wohnung zu bieten, schon von Weitem den Blick des Vorüberfahrenden auf sich zieht. Weiterhin dehnt sich rechts das Thal zur Ebene gegen den Monte Morello, gegen Prato und Pistoja hin, während der Arno, dem unsere Bahn folgt, sich links wendend, in seinem Mittellauf zwischen enge, bald steil aufsteigende, bald in sanften Wellenlinien sich erhebende, von jungen Pinienwäldern gekrönte Berge tritt, wo erst die Menschenhand den ebenen Weg für die neue Eisenstraße hat brechen müssen. Freundliche Städtchen mit alterthümlichen Thürmen und Mauern blicken von den Höhen und Abhängen in das Thal hernieder, während aus den offenen, säulengetragenen Loggien der weißen Villen, von ihren schattigen, lockenden Verandas und blumenbunten Terrassen, wie von der Schwelle der freundlichen, mit Wein- und Olivengehegen umgebenen Bauernhäuser viel müßige neugierige Augen das oft gesehene Schauspiel des vorüberrasselnden Dampfwagens bewundern. Ueber die schöne, wenn auch groteske eiserne Arnobrücke herüber führt die Bahn uns in die weite, hügellose Ebene, die sich von hier bis zu den sumpfigen und öden Ufern des tyrrhenischen Meeres unabsehbar ausdehnt. Rechts führt die schöne Allee alter Cypressen zu der großherzoglichen Villa Ambrogiana, einem großen, viereckigen Gebäude, das sich mit seinen vier Eckthürmen gar stattlich ausnimmt. Der Charakter des Anbaues bleibt derselbe wie bei Florenz: Weizen und Mais, Lupinen- und Artischockenfelder, darüber die Rebengewinde; keine frischgrüne Wiese, kein Laubwald unterbricht weit und breit die Feldcultur, die doch das Auge hier nie, wie in der lombardischen Ebene, ermüdet, weil die gewaltigen Häupter das Gebirge in mannigfach wechselnden Gestalten über den schöngeformten Hügeln am Horizont aufsteigen, dem schweifenden Auge einen willkommenen Ruhepunkt bietend.

In Empoli, von wo sich die Centralbahn nach Siena südlich abzweigt, vergönnte mir der längere Aufenthalt, einen

Blick in das Innere des belebten und gewerbfleißigen Städtchens zu werfen. Ich betrachtete im Fluge auf dem freundlichen hallenumgebenen Marktplatz den marmornen Brunnen, das treffliche Werk des zu früh verstorbenen Pampaloni, die alte Basilica des heiligen Andreas und das Rathhaus, in dem einst jene berühmte Versammlung der siegreichen Ghibellinen stattgefunden, wo Farinata degli Uberti, derselbe, dessen stolzen Geist nicht einmal die ewige Qual der Höllenstrafen zu beugen vermochte, die Vaterstadt vor der Vernichtung rettete.*)

Die Glocke läutet zum zweiten Male; athemlos erreiche ich den Zug, der sich eben wieder in Bewegung zu setzen beginnt. Weiter braus't die Locomotive über die söhlige Ebene, links öffnet sich das heitere Elsathal unterhalb des spitzen Thurmes von San Miniato al Tedesco; rechts treten die fernen Gebirge allmälig heran; dort über Pontedera mit seiner Marmorbrücke hin beginnt mit einem mächtigen Kegel, den eine einsame graue Klippe, wie eine alte Schloßruine krönt, die sogenannte toscanische Schweiz, hinter deren waldigen und felsigen Höhen sich Pescia und weiterhin Lucca verbirgt.

Die augenblickliche trübe Stimmung des Abschiedes war längst verflogen, ja in dem Gedanken, daß ich der trauten, langentbehrten Heimath, daß ich den Umarmungen der Meinen entgegeneilte, war mir ein ganzer Himmel von Lust und Freude aufgegangen. Neben mir saß ein junger Mann in der Uniform eines Offiziers der toscanischen Nationalgarde. Es war eine schlanke, kräftige Gestalt, deren Umrisse der knappe Waffenrock trefflich hervorhob, während der starke, glänzendschwarze Bart, der Kinn und Oberlippe bedeckte,

*) Ma fu'io sol ..... Ich aber war's allein ....
....
Colui che la difese a viso aperto. Der sie mit offenem Visier vertheidigt.
Dante, Inferno X, 91—93.

seiner Physiognomie jene männliche Schönheit verlieh, die wir bei den Eingeborenen Ober- und Mittelitaliens weit häufiger als bei den blonden Nordländern, ja auch als bei den oft gelb- und stumpfgesichtigen Bewohnern des südlichsten Hesperiens finden. Die politischen Verhältnisse gaben, wie gewöhnlich in jener Zeit, eine leichte Handhabe zu näherer Bekanntschaft. Anfangs waren seine Antworten kurz, lakonisch, voll verhaltener Bitterkeit. Das lebhafte Interesse, welches ich für Italien und die Sache seiner nationalen Unabhängigkeit an den Tag legte, machte ihn bald mittheilender, und endlich ergoß sich, wie die überwallende Lava aus dem langverschlossenen Krater des Vulcans, ein Strom der leidenschaftlichsten Rede aus seinem Munde, nach der Weise des heißfühlenden Südländers bald von Flüchen und Verwünschungen, bald von Schluchzen und Thränen unterbrochen. Mit dem lebendigsten Ausdruck der Wahrheit, mit glühenden Farben, in jener wahrhaft und ungesucht poetischen Prosa, zu der sich die italienische Sprache so willig herleiht, schilderte er mir das letzte Jahr seines Lebens —: wie er, ein Corse, aus seinen vaterländischen Bergen herbeigeeilt sei auf den ersten Schlachtruf der italienischen Freiheit; wie er voll jubelnder Begeisterung mitgezogen sei in die lombardische Ebene; wie er mitgekämpft habe, Brust an Brust mit dem Feinde, an dem verhängnißvollen Tage von Curtatone und Montanara; wie er, Wuth und Verzweiflung im Herzen, auf der großen Flucht nach den Julitagen Mailand wiedergesehen; wie er, als er die Capitulation der lombardischen Hauptstadt erfahren, vor Scham und Schande sich auf das kleine Landgut zurückgezogen, das er in Toscana angekauft hatte; wie er nochmals bei dem neuen Kriegsruf des Sardenkönigs sich aufgemacht, um als Freiwilliger mitzukämpfen, von Neuem freudiger Hoffnung Raum gebend; und wie ihm endlich, noch ehe er auf dem Kriegsschauplatze angekommen, die Schreckenspost der Entscheidungsschlacht bei Novara und des unmittelbar darauf folgenden Waffenstillstandes die Waffen

aus der Hand, Muth und Hoffnung aus der Seele gerissen habe. Er war kein Republikaner, kein Exaltado: nur ein unabhängiges Italien mit Bundeseinheit war das Ziel seiner Wünsche. „Aber unsere Fürsten haben uns verrathen, und unsere Republikaner uns durch ihre eigensüchtige Tollheit vernichtet“, e noi altri, noi, i liberali moderati, riposando sugli allori de' nostri antenati, lasciamo fare tutto a tutti, e non facciamo nulla noi medesimi.*)“ Davon, daß er eigentlich ein Angehöriger der französischen Republik sei, wollte er Nichts wissen. Italiener mit Leib und Seele, habe er stets an dem Glauben festgehalten, daß seine Insel früher oder später wieder zu ihren Stammesverwandten zurückkehren müsse.

Vergebens war es, ihn trösten, ihm Hoffnungen für die Zukunft einflößen zu wollen. „Wir haben unsere Unfähigkeit, ein freies und großes Volk zu werden, aufs Unwiderleglichste bewiesen,“ sagte er mit bitterem Hohne: „wollte Gott nur, daß die Oesterreicher die russische Knute bei uns einführten und uns als die schlechtesten Heloten behandelten — wir haben es verdient, zehnfach, hundertfach verdient!“

Ein neues Signal der Dampfmaschine beendigte die peinlich gewordene Unterhaltung. Der Zug hielt auf dem Bahnhofe von Pisa, wo der Corse ausstieg und mir, als beträfe es ihn persönlich, für meine Theilnahme an dem Schicksale seines Vaterlandes dankte. Ein Fiaker durchrollte mit uns die langen, sonst so stillen Straßen der alten Stadt, die man ihrer größten Länge nach durchschneiden muß, um nach dem Stationsgebäude der lucchesischen Eisenbahn zu gelangen.**) Diesmal waren die inneren Theile Pisa's leb-

---

*) Und wir, die gemäßigten Liberalen, auf den Lorbeeren unserer Vorfahren ausruhend, lassen Alle Alles thun, und thun selber gar Nichts.

**) Die Dauer der Fahrt von Florenz nach Pisa (49 toscanische = 11 deutsche Meilen) beträgt 2½ bis 3 Stunden; bei Extrazügen 2 Stunden.

hafter, als ich sie je gesehen hatte. Eine große Menge geflüchteter Livornesen, Fremder und Reisender, welche das Ende der Anarchie in Livorno abwarten wollten, hatten die Nachbarstadt zu ihrem zeitweiligen Aufenthalte gewählt, und zahlreiche bunte Gruppen wogten bei dem herrlichen Frühlingswetter auf der hochgewölbten Marmorbrücke und den breiten unabsehbaren Arnoquais die alten Prachtgebäude entlang, während Andere in müßiger Bewunderung den weißen Marmorpalast Lanfreducci oder die wunderlich-schöne gothische Miniaturkirche „unserer lieben Frau vom Dorne" (Madonna della Spina) angafften. Die Meisten aber eilten die enge Hauptstraße entlang, unter deren steinernen Laubengängen zahlreiche Kaufleute und Hausirer ihre bunten Waaren feilboten, dem fernen Domplatze zu, der auf kleinem Raume hart an der Stadtmauer vier der schönsten Gebäude Italiens, und vielleicht der Welt, vereinigt. Den Campo santo mit seinen herrlichen gothischen Arcaden, mit seinen halbverloschenen Fresken von den Händen der berühmtesten Meister des 14. Jahrhunderts, mit seinen antiken Sarkophagen, und dem „haud indigni viri monumentum", dem ausgestreckten Steinbilde des deutschen Kaisers (Heinrich VII.), konnten wir nicht sehen, wohl aber die stolzen Kuppeln der Kathedrale und des runden Battisterios, während zwischen den weißen Marmorsäulen des hangenden Thurmes hervor die Glocken zum Nachmittagsgottesdienste riefen.

Pisa ist eine wunderbare Stadt. So oft ich dort verweilte, empfand ich wieder denselben tiefen, eigenthümlichen Eindruck. Es ist nicht so sehr der herrliche, halbkreisförmig geschwungene Quai, der hier, den stattlich dahinströmenden Fluß einfassend, weit großartiger erscheint, als der vielgerühmte Lung' Arno der Residenz; nicht so sehr jener grüne Rasenplatz mit seinen Prachtdenkmälern der Baukunst, so einzig er auch dasteht in der Welt: es ist vielmehr der hehre, erschütternde Ernst, mit dem die Geschichte der Vorzeit hier in das Leben der Gegenwart hineinragt und dessen Stempel

der ganzen Stadt unvertilgbar aufgedrückt erscheint. Einst eine mächtige Republik und Seehandelsstadt, jetzt der stundenweit vom Meere entlegene Hauptort einer kleinen Provinz; einst brausend und wiederhallend von dem Leben, das ihre 150,000 Bewohner, das zahllose Fremde, das der Mastenwald ihres Hafens ihr verliehen; — jetzt still und todt, das Gras und die Blumen zwischen den Quadern des Straßenpflasters sprießend; und dabei Alles äußerlich noch so trefflich erhalten und unverletzt, daß der Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt, das Mißverhältniß zwischen der Stadt und ihren Bewohnern um so greller hervortritt. Und dazu die nahen Gebirge, die mit ihren gewaltigen Massen, mit ihren großartig kühnen Formen so ernst und mächtig hinüberragen in die stillen Straßen! Und dann der einzige Blick von der schiefen Marmorplattform des hängenden Thurmes auf das mannigfach verzierte Dach des nahen Domes, auf den wunderbaren Bau des Baptisteriums, auf die luftigen Hallen des Campo santo und den grünen Rasen, der zwischen ihnen die heilige Erde aus Palästina deckt; auf die große öde Stadt; auf die weite Ebene mit ihrem unendlichen Fruchtsegen auf der einen, den schilfbedeckten Sümpfen auf der anderen Seite; auf die Kiefernwälder der Cascine von Pisa, wo sich die seltsamen, ungewohnten Gestalten der weidenden Kameele auf dem welligen Hügelrücken abheben von dem glänzenden Hintergrunde, der die Sonnenstrahlen blendend zurückwirft, dem blauen Mittelmeer, dessen ruhige Fläche nur hier und da die weißen Segel, mächtigen Seevögeln gleich, unterbrechen; und wieder, im scharfen Contrast dazu, hier die grauen nackten Marmorfelsen der apuanischen Alp, dort die reich bewaldeten Bergkegel der toscanischen Schweiz. O es ist schön hier in Pisa, wunderschön: nur darf man da nicht nach lustigem Leben, nach erheiternden Genüssen suchen, darf nicht mit leichtfertigem Sinne hintreten in diese ernsten Schatten, sonst würde nur eine häßliche Disharmonie herausklingen aus den erblindeten, spinnwebüberzogenen Fenstern der ver-

lassenen Paläste und den großen, aber traurigen Erinnerungen, die sich Schritt für Schritt unwiderstehlich an uns herandrängen.

Auf die Studenten, die hier allerdings keineswegs, wie in kleineren deutschen Universitätsstädten, dem Orte einen eigenthümlichen Charakter geben, scheint freilich die Stadt keinerlei solchen Einfluß auszuüben. Nach dem einstimmigen Urtheile mehrerer ihrer ehemaligen Zöglinge herrscht unter denselben eine bis ins Unglaubliche gehende Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit. Trotz einzelner berühmter Namen, an denen es hier fast nie gefehlt hat, ist die Universität überhaupt, wie fast alle ihre Schwestern in Italien, seit Jahrhunderten sehr zurückgekommen, und die Leistungen der Professoren wie ihrer Schüler stellen dem geistigen und literarischen Leben der Hochschule kein sehr günstiges Zeugniß aus.

Selbst die Fremden, denen man hier, zumal im Winter, meist begegnet, sind wenig geeignet, den trüben Eindruck, den der Anblick der Stadt in uns hervorgerufen, zu mildern. Pisa ist einer der Lieblingsorte für hyperboräische Aerzte, um ihre Brustkranken hinzusenden, wenn sie selbst an deren Rettung verzweifeln. Verfallen und bleich, oder mit jener charakteristischen abgezirkelten Röthe auf den Wangen, sieht man sie am Arme der Ihrigen umherschleichen, fast Alle, die länger hier verweilten, mit dem Ausdrucke getäuschter Hoffnung in ihren Zügen — wenn man sie hört, sich in bitteren Anklagen erschöpfend gegen die Aerzte, die sie hergesandt, und gegen das Klima, welches viel rauher sei, als sie erwartet und in dem sie nicht gesunden könnten.*)

*) Allerdings ist das Winterklima von Pisa milder als das von Florenz; doch weht auch hier noch der eisige Tramontano, der, plötzlich von den Apenninen herabsinkend, mit seinem rauhen, für Schwindsüchtige und Nervenkranke verderblichen Athem durch die Straßen fährt. Die Zeit wird kommen, wo, wer die Winterkälte fürchtet und Sicilien nicht erreichen kann oder mag, in oder um Piombino, an den sonnigen Abhängen über der Meeresküste, vor Sturm, Schnee und Frost den sicheren Schutz suchen wird.

2. Lucca.

Da sind wir endlich auf dem Bahnhof. Wie still ist es hier im Vergleich mit der vorhin verlassenen Strada ferrata Leopolda von Florenz nach Livorno, der Hauptverkehrsader des Landes! Die wenigen Waggons, welche unseren Zug nach Lucca bilden, an Qualität beiläufig denen der Leopoldbahn weit überlegen, sind kaum zur Hälfte besetzt. Noch schlechter soll es auf der damals erst begonnenen Bahn aussehen, welche Lucca über Pescia, Pistoja und Prato mit Florenz verbindet. Und doch haben die Actien der Leopoldbahn seit ihrer Existenz noch nie ihren Nennwerth erreicht!

Doch es ist zu schön um uns her, um uns lange bei dergleichen statistisch-ökonomischen Betrachtungen aufzuhalten. Die Berge von San Giuliano, welche die Thäler des Arno und Serchio trennen, fallen steil ab nach dem Meere hin, noch eine stundenbreite Ebene zwischen sich und dem See lassend, die beiden Flußmündungen gemeinsam ist. Deshalb eilt unser Zug zunächst scheinbar dem Meere entgegen, bis wir bei den Bagni di San Giuliano, gewöhnlich Bäder von Pisa genannt, den Fuß der Berge erreichen, und sie in raschem Bogen umfahrend, uns plötzlich in dem lieblich grünen, rings von waldigen und olivenreichen Höhen umschlossenen Thalgrunde des Serchio finden. Zwischen Kirchen, Klöstern und Villen ragen Burgruinen und Wartthürme in solcher Zahl rechts und links von den Hügelspitzen, daß man sich an den Ufern des Neckars oder der Saale glauben könnte. Unten aber hängen reiche Festons der Rebe von Pappel zu Pappel, weithin die gesegnete Ebene wie mit einem Netz von Kränzen überziehend. Da taucht Lucca, umfriedigt von dem regelmäßigen Vieleck seiner grünen Boulevards, ohne alle Vorstädte einen eigenthümlichen Anblick bietend, aus der Mitte des breiter werdenden Thales auf, überragt von den Thürmen seiner zahllosen Kirchen, von denen man behauptet, es gebe ihrer fast so viele wie Häuser. Der freundliche Bahnhof

liegt dicht an der alten steinernen Wasserleitung, die mauerähnlich eine Meile lang das Thal bis an den Fuß der Berge von Bientina durchschneidet.

Ich hatte beschlossen, in Lucca einen Tag zu verweilen, um die mir noch wenig bekannte Stadt und Umgegend genauer kennen zu lernen, und quartierte mich deshalb in dem Hôtel de l'Europe ein, dessen Einrichtung man es anmerkt, daß Lucca nicht immer eine toscanische Provinzialstadt gewesen ist. Ueberhaupt erinnert gar Manches hier an die vormalige herzogliche Residenz, deren Verlust die Lucchesen noch immer nicht verschmerzen können, so wenig sie auch mit ihren Regenten zufrieden waren.

Alle größeren italienischen Städte haben einen eigenthümlichen Charakter; aber bei Lucca tritt der Unterschied zumal von dem nahen Pisa *) besonders grell hervor. In mancher Hinsicht nähert sich die Stadt und ihr öffentliches Leben dem nördlicher Länder. Dieser große viereckige platanenbepflanzte „Königsplatz" mit seiner Militärmusik und seinen zahlreichen geputzten Spaziergängern am Abend; dieses stattliche und (ganz gegen die Regel in Italien) auch von Außen schon seine Bestimmung kundgebende Theatergebäude mit seinem noch seltneren, wohlbesetzten „Paradies"; die schönen Boulevards mit ihren grünen Baumreihen und schattigen Bosquetten; das Caffè del Popolo mit seiner Säulenfaçade und dem blumenreichen Garten, wo man, im Freien sitzend, Kaffee, Thee und Bier trinkt; die modernen Häuser in den äußeren Stadttheilen: alles Das zusammen möchte sich kaum in irgend einer mittel- oder unteritalienischen Stadt in ähnlicher Weise wiederfinden und erinnert den deutschen Reisenden an manche freundliche Residenzstadt im Vaterlande.

Die inneren Stadttheile freilich haben an dieser Verwandtschaft keinen Theil; sie tragen noch heutzutage den ernsten

*) Die Entfernung beträgt auf dem geraden Wege übers Gebirge kaum 4 Stunden.

Stempel einer ehemaligen Republik, der das Motto „Libertas“ so fest ins Wappen gedrückt war, daß es weder unter der Herrschaft Castruccio Castracanes, noch 5 Jahrhunderte später unter der Carls von Bourbon von ihren Thoren verschwunden ist.

Und eine reiche Stadt muß es gewesen sein, die solch unzählige Menge großer und meist reichgeschmückter Kirchen, solch weitläufige Paläste in ihren engen Ringmauern erbauen konnte. Die ersteren sind fast alle aus vorgothischer Zeit, einige bis in das 7te Jahrhundert hinaufragend, im Basiliken- oder im älteren romanischen Stile erbaut mit reichen, eigenthümlichen Säulenfaçaden (mehrfachen Arcadenreihen übereinander, die sich nach Oben allmälig zuspitzen und auf den Giebeln oft Statuen tragen) geschmückt, zum Theil von imposanter Wirkung auf den Beschauer, wie die phantastische Vorderseite von San Michele, das Innere der Domkirche (San Martino) mit den herrlichen gothischen Fenstern der Querwände, welche oberhalb der Pfeiler die Schiffe von einander trennen, wie die majestätische alterthümliche Basilica von San Frediano, mit dem großen Mosaikbilde der Façade. Auch ihre Ausschmückung bietet dem Kunstfreund mancherlei Augenweide dar: treffliche Gemälde von Fra Bartolommeo, von Francia u. a. Meistern, die allein den zu selten unternommenen Abstecher von Pisa verlohnen. Und wenn die Füße des Laufens auf dem Straßenpflaster, und die Augen des angestrengten Sehens in dem Halbdunkel der Kapellen und Kirchenschiffe müde sind, dann erfrischt uns ein Spaziergang im Schatten der herrlichen Alleen auf den Wällen, auf welchen man in einer Stunde ganz Lucca umwandert, mit dem erquickenden Blicke auf die grünen und (hier eine Seltenheit) mit Vergißmeinnicht bedeckten Wiesen des Serchiothales und darüber hinaus auf die hohen, mannigfach gestalteten Bergzüge, welche die Stadt auf drei Seiten umgeben. Mich zog es mächtig hin zu den luftigen, kühlungversprechenden Höhen; meine Blicke fielen auf den hohen Gebirgskamm im Süden,

der die Thäler des Arno und Serchin scheidet, und der mit seinen grünen Abhängen lockend zu mir herüberblickte. „Dort oben muß eine herrliche Rundsicht sein, da mußt Du hinauf", rief es in mir.

Gesagt, gethan. Ohne weitere Vorbereitung als einen Druck gegen meine linke Rocktasche, um mich des Daseins meiner Cigarrendose zu versichern, schritt ich dem Thore zu, das zur Eisenbahn führt, und weiter, am Bahnhof vorüber, gerade gegen den Bergrücken hin. Eine Zeitlang folgte ich der großen Straße; aber bald ihrer Bogen und ihres Staubes müde, schlug ich den nächsten Fußweg ein, durch die frischen Wiesengründe den Bergen zuwandernd. Freilich wurde mir bei dieser Gelegenheit zum hundertsten Male die Wahrheit unseres niederdeutschen Sprichworts eingeschärft: „'Ne gude Krümme is nix ümme;" zwar mußte ich über wenigstens 20 Hecken, Gräben und ähnliche Hindernisse wegsetzen, als ob es ein steeple-chase gälte, nicht minder durch diverse Getreide- und blühende Pferdebohnenfelder mir Bahn brechen, wobei es nicht an mehr oder minder drohenden Apostrophen sammetbejackter Lucchesen und schleierbetuchter Lucchesinnen fehlte; zwar mußte ich, nachdem ich endlich post tot casus den Fuß des Berges erreicht, noch anderthalb Stunden lang mehr oder weniger haarsträubend, durch ausgetrocknete Betten von Waldströmen und auf halsbrechenden, von Ziegen getretenen Pfaden bergaufwärts; aber ich kam doch endlich an dem ersehnten Ziele an; mit eben noch Kraft genug, den nächsten Kastanienbusch aufzusuchen und mich der Länge nach in seinem Schatten auszustrecken. Einigermaßen wieder zu mir gekommen, richtete ich mich auf, und was ich um mich her erblickte, war wohl geeignet, mich alle ausgestandene Mühe rasch vergessen zu lassen.

Ich lagerte auf einem mit gewaltigen grauen Felsblöcken besäeten Vorsprunge, von welchem aus das Gebirge steil nach Osten, Süden und Norden abfiel, während es sich nach Westen zu allmälig senkte, um weiterhin noch zu beträcht-

licheren Höhen hinanzusteigen. Im Südsüdwesten, durch eine tiefe Kluft von mir getrennt, steigt ein fast kegelförmig zugespitzter Berg, überall mit nacktem Fels und Steingeröll bedeckt, ohne alle Spur von Vegetation, als sei er durch einen göttlichen Fluch verödet, noch viele hundert Fuß über meinen Lagerplatz empor. Nach Süden zu hängt er mit niederen Höhenzügen zusammen, die sich weiterhin hufeisenförmig zurückbiegen, um sich jenseits am anderen Ende wieder zu beträchtlicher Höhe zu erheben. Ein reizendes Thal, von Bächen und Landstraßen in glänzenden Streifen durchschnitten, reich und gartenähnlich angebaut, wird von dieser Bergkette eingeschlossen. Da, wo die letztere sich im Süden am tiefsten senkt, erscheint dicht am scharfen Rande des kahlen Bergriesen Stadt und Hafen von Livorno mit dem Leuchthurm in grauer Ferne; noch weiter zurück mehrere große mit Segeln bedeckte Schiffe auf hoher See — wie ich später erfuhr, das französische Kriegsgeschwader, das aus dem Hafen von Spezia nach Livorno zu ausgelaufen war. Auf der anderen Seite jenes Berges steigt das Meer auf wie ein langgedehnter abgeflachter Gebirgsrücken oder wie eine dichte Nebelbank — bald, wie diese, grau und farblos, bald wieder strahlend wie ein geschliffener Diamant, wenn die hellen Sonnenstrahlen darauf fallen. Wechselnde dunkle und helle Streifen zeugen von dem frischen Westwinde, der seine Fluthen kräuselt.

Im Nordwesten und Norden erscheint das Thal des Serchio, der wie ein schimmerndes gewaltiges S durch die grüne Ebene zieht. Ueppige Wiesen, von Pappelpflanzungen, die durch Weinguirlanden verbunden sind, und von zahlreichen Bächen durchschnitten, wechseln mit vereinzelten Getreidefeldern, mit den Wohnungen der Landleute und den kleinen sie umgebenden Gärtchen ab. Die Oelbäume, die in der Ebene ganz fehlen, bilden am Fuße der Berge dichte graue Haine; weiter hinauf stehen Eichen und Kastanien, und die Kronen der Berge sind mit pinienartig gewachsenen Kiefern und frischgrünem Kastaniengebüsch bekleidet. In der Mitte der Thal-

ebene liegt Lucca, hell glänzend in der grünen Hülle seiner Wälle, wie ein Edelstein in reicher geschmackvoller Fassung. Von dem hohen Domthurme dringen halb verlorene Glockentöne zu mir herüber. Jenseit des Thales erheben sich über den grünen Vorbergen die Kalkfelsen der Apenninen, rauh, kahl und zerklüftet; im Norden thürmen die nackten Klippen der carrarischen Gebirge ihre noch schneebedeckten, bizarr geformten Massen übereinander. An ihnen hängt ein schweres Gewitter: oft sind sie ganz in dichte Wolken eingehüllt; dann erscheinen plötzlich, wie durch Zauberschlag, die weißen sonnenbeglänzten Hörner und Spitzen gleichsam schwimmend auf einem Nebelmeer; zuweilen zuckt der bleiche Schein des Blitzes, kaum sichtbar im hellen Tageslicht über sie hin, und ein schwaches Rollen des fernen Donners hallt verklingend von den Bergwänden wieder. — Im Osten dehnt sich das Arnothal aus: weithin verfolgt mein Auge den schimmernden Gürtel des Flusses. Ueber ihn hin erkenne ich im Ostnordosten Pistoja am Fuße der Berge, ja im Osten glaube ich, in unbestimmten Umrissen auf dem dunkeln Hintergrunde der fernsten Berge, die Kuppel des Domes von Florenz zu entdecken. Südlicher dehnt sich der schimmernde Spiegel des Sees von Sesto oder Bientina aus; von einem Bergrücken unterbrochen, erscheint der Arno wieder unterhalb Pisa, und von dieser Stadt selbst blickt ein kleiner Theil durch die enge Kluft zweier Zwillingsberge.

Das war die Aussicht — mannigfaltig, umfassend und doch zugleich so malerisch, daß ich mich nicht satt daran sehen konnte. Und doch war ich noch nicht ganz befriedigt. Ich hatte erwartet, die Gegend ringsumher aus der Vogelperspective zu beherrschen. Nun hätte ich am liebsten jenes einsame kahle Bergeshaupt erklettert, von wo aus das Meer mit seinen zahllosen Buchten von Porto Venere bis über Montenero hinaus und alle die Inseln von Gorgona und Capraja bis Monte Cristo und Giglio mir erscheinen mußten. Aber die Sonne neigte sich zum Untergange; es war höchste

Zeit den Rückweg nach Lucca anzutreten, wo ich erst mit dem dunkelnden Abend eintraf.

---

3. Massa-Carrara, la Spezia, Riviera di Levante.

Mein nächstes Geschäft war, einen Vetturin zu dingen, der mich nach dem toscanischen Grenzstädtchen Pietra santa bringen sollte, von wo der sardinische Courier abgeht. Glücklicherweise stritten sich Zwei um die Ehre, mich zu fahren; so wurde ich bald um billigen Preis mit dem Einen handelseinig, und schon in frostig kühler Morgenstunde fuhren wir zu dem alten Stadtthore heraus, dem Nordwesten zu. Ueber dem Thore sahen wir im unbestimmten Dämmerlicht Leute um die alten Wallbüchsen beschäftigt. „Si aspettano i Tedeschi," sagte mein Kutscher, „ed i Lucchesi preparano la difesa. Hanno giurato di farsi ammazzare tutti prima di rendere la città. *) Er behauptete, die Stadt sei absolut uneinnehmbar, „denn die Wälle sind glatt und solide und an den Thoren eiserne Fallgatter." Vierzehn Tage später zogen die Oesterreicher ohne Schwertstreich, wie ohne Kanonenschuß, unter den eisernen Fallgattern durch.

Als wir die Serchiobrücke passirt hatten, fing es im Osten an zu glühen; wir stiegen langsam den Gebirgsrücken hinan, der von den Apenninen auslaufend, sich unter dem Namen des Monte di Chiesa weit in die Meeresebene hinein erstreckt. Oben auf dem Gipfel angelangt, sahen wir die Sonne sowohl vor uns die steilen Bergriesen im Norden, als zur Linken den kleinen, aber lebhaften Hafen von Viareggio beleuchten und ihre schrägen Strahlen auf den vom frischen Morgenwinde bewegten Wogen hüpfen und blitzen. Dann ging es an steilen vom Wasser gerissenen Schluchten,

---

*) Man erwartet die Deutschen, und die Lucchesen rüsten sich zur Gegenwehr. Sie haben geschworen, sich Alle todtschlagen zu lassen, ehe sie die Stadt übergäben.

an öden und starren Abhängen vorüber in raschem Trabe die vielgewundene Straße hinab bis zur Ebene, wo Olivenwälder, die ohne Pflege dicht und hochstämmig auf grünem Grasboden hier, und hier fast allein unter allen Orten, die ich gesehen, den Eindruck eines natürlichen Waldes machen, uns aufnahmen. So ging es fort, das Meer war verschwunden, rechts das Gebirge, links die Ebene, bis nach Pietrasanta, wo nur ein glücklicher Zufall mich davor bewahrte, einen Tag verweilen zu müssen, da ich schon in Pisa meinen Platz hätte nehmen sollen.

Ein junger Schweizer aus Lugano, Zögling der Universität zu Pisa, befand sich bis jetzt allein im Wagen. Vergebens, erzählte er uns, habe er, nachdem die Universität geschlossen worden, über Livorno zurückzukehren versucht; nur mit genauer Noth sei er dem Schicksal entgangen, von dem bewaffneten Pöbel als Spion erschossen zu werden. Vor seinen Augen habe man den unglücklichen Major der Bürgerwehr, Frisiani, ermordet und ihn stundenlang jeden Augenblick ein gleiches Loos erwarten lassen. Nur durch die Dazwischenkunft des französischen Consuls sei es ihm gelungen, Leben und Freiheit zu retten.

Wir hatten während seiner Erzählung die Grenze des erst seit wenigen Tagen in Folge der österreichischen Occupation wieder modenesisch gewordenen Herzogthums Massa-Carrara überschritten. In der freundlich offenen Hauptstadt Massa wimmelte es von transalpinischen Offizieren und Soldaten aller Waffengattungen. Von den hohen kahlen Bergen hinab, an denen sich die Straße hinter Massa hinaufwindet, kam uns ein langer Zug entgegen: erst Infanterie, dann ungarische Husaren, endlich Artillerie und Train, zusammen etwa 4000 Mann. Was ihre Bestimmung war, darüber konnte kein Zweifel obwalten, und es war mir in diesem Augenblicke doppelt lieb, daß ich Toscana für längere Zeit den Rücken gekehrt hatte. Die Soldaten hatten meist finstere, wettergebräunte Gesichter. Mit Schweiß bedeckt, die Unifor-

men von Staub und Schmutz fast unkenntlich, müde dem Nachtquartier sich zuschleppend, hatten sie doch, wahrscheinlich auf höheren Befehl, Czako's und Flinten mit frischgrünen Buchszweigen geschmückt, die mit ihrer sonstigen Erscheinung einen seltsamen und kläglichen Contrast bildeten. Da war kein Gesang oder munteres Geplauder; kaum daß sich hier oder da ein kurzer Ausruf oder ein Fluch in ungarischer Sprache Luft machte. Nur die Offiziere ritten plaudernd, und zwar ohne Ausnahme in deutscher Sprache, neben einander her. Manch lüsterner oder zorniger und neidischer Blick fiel in den Wagen, den sie zu mehr als halbstündigem Stillstehen genöthigt hatten.

Ich athmete leichter, als wir sie im Rücken hatten und die baumbewachsenen Berglehnen nach Carrara hinabfuhren. Die Stadt liegt in einer kesselförmig ausgeweiteten Schlucht, an deren Nordrande sich die berühmten Marmorberge erheben. Die Hauptbrüche befinden sich an einem ungeheuren, unten auf breiter Basis ruhenden, oben scharf zugespitzten Kegelberge, der, wohl 3000 Fuß über die Thalsohle aufsteigend, vom Fuße zum Gipfel das nackte Gestein darbietet. Die ganze ungeheure Fläche erscheint wie aufgeschlossen und fast concav, mit losem Geröll hier und da bedeckt, wie ein einziger ungeheurer Steinbruch. Die an der Luft verwitterte Oberfläche ist dunkel-aschgrau, während die Stellen, wo kürzlich gebrochen ward, in hellem leuchtenden Schwefelgelb erscheinen. — In Carrara selbst, einem ziemlich freundlichen Städtchen von 8000 Bewohnern, tritt der Reichthum an dem edlen Material recht auffallend zu Tage. Nicht allein, daß vor den zahlreichen Ateliers der Künstler und Punktirer vielfach mächtige Blöcke aufgeschichtet liegen; auch alle Thür- und Fenstereinfassungen, die Treppenstufen der Häuser, die Prellsteine, ja hier und da das Straßenpflaster sind von schönem weißem Marmor.

In Sarzana, der ersten sardinischen Stadt, ward Mittag gemacht. Ich muß gestehen, daß der erste Eindruck des

„italienischen Musterstaates“ durchaus kein angenehmer war. Dichte Gruppen von Bettlern, theils wie dies in Italien so gewöhnlich ist, gut gekleidet, theils wirklich in Lumpen, erwarteten die Diligence und erlaubten uns kaum auszusteigen. Eine Handvoll Kupfermünze, die ich unter sie warf, wirkte wie ein Stück Fleisch unter einem Haufen hungriger Hunde; Alle liefen sogleich wieder hinter uns her, schreiend, weinend, betheuernd, gestikulirend: O Signore! Jo non ho avuto niente; — abbia pietà, Signore; — pregherò per lei la Santissima Vergine! — Dio gliela renderà meglio! — O povero me! — O me disgraziata! *) so klang es durch einander. Nur mit Mühe retteten wir uns in das nächste Speisehaus, das uns ein „maestro di piazza“, wie er sich selbst nannte, zeigte, für seine Mühewaltung dabei ein anständiges Trinkgeld fordernd. Das Local war schmutzig, das Mittagessen eben so theuer als schlecht, der Wein völlig ungenießbar, der Wirth ein Grobian — kurz, eine solche Vereinigung von Annehmlichkeiten, daß wir froh waren, als das Horn des Postillons zum Einsteigen rief.

Wir fanden das Innere des Wagens bereits fast vollständig besetzt, weshalb sich der Conducteur zwar entschuldigte, meinen dagegen eingelegten Protest aber weiter nicht zu würdigen für gut fand. Meine neuen Reisegefährten waren sämmtlich Genuesen und erklärte Republikaner, welche den General La Marmora, der vor Kurzem das revolutionäre Genua bombardirt und genommen hatte, ohne Zweifel in die Tasche gesteckt, wenn nicht gar zum Frühstück gegessen hätten, hätten sie ihn nur gehabt. Der Schlimmste unter ihnen war ein junger Abate, ein Stutzer in Schnallenschuhen, schwarzseidenen Strümpfen und geschorenem Kopfe.

---

*) O Herr, ich habe Nichts bekommen — haben Sie Mitleid, Herr — ich werde zur heiligen Jungfrau für Sie beten — Gott wird es Ihnen vergelten. O ich Armer — o ich Unglückselige! —

Sarzana liegt im weiten Thal der Magra, die, wie fast alle italienischen Flüsse, von kurzer Stromentwickelung und raschem Fall, hier in der fast horizontalen Ebene oft furchtbare Ueberschwemmungen und Verheerungen anrichtet. Vergebens hatte man schon einigemal versucht sie zu überbrücken, da sie bisher alljährlich ihr Bett veränderte. Wir mußten einen halbstündigen Umweg zu Fuß über sand- und kiesbedeckte Flächen machen, um sodann mitsammt der Diligence für ein hohes von den Reisenden zu erlegendes Fährgeld übergesetzt zu werden. Der Fluß war breit und reißend, sein Wasser, vom schönsten Dunkelgrün, warf blitzend und blendend die glühenden Strahlen der Mittagssonne zurück. Am jenseitigen Ufer, wo mit zahllosen Blumen bedeckte Wiesen sich bis an den waldigen Abhang ausdehnen, führt die Straße bald wieder einen jener unendlichen Höhenzüge hinan, die sich von nun an in ununterbrochener Aufeinanderfolge, bis Genua hin, von der Hauptkette der Apenninen ablösend, zum Meere erstrecken, um hier als steile, oft senkrechte Vorgebirge in die Fluthen abzustürzen. —

Nach langem und mühsamem Steigen auf dem Rücken des Bergzuges angelangt, sahen wir das Meer wieder zu unserer Linken wie einen fernen Silberstreif erglänzen. Mit der unglaublichen, oft haarsträubenden Schnelligkeit der italienischen Couriere rollte der Wagen die vielgewundene, nicht selten scharf an gähnenden Abgründen vorüberführende Straße hinab. Plötzlich öffnete sich die Thalschlucht: unmittelbar vor uns bespülten die sanften und langen Wogen der ferngeglaubten See das steingefaßte Ufer. Es war der berühmte Golf der Spezia, der meilenweit ins Land hineintretend, dicht vor uns den besten Hafen Italiens bildete. Wir fuhren längs des Ufers bis zu den ersten Häusern der Stadt, wo sich die Straße wieder landeinwärts wendet.

La Spezia ist ein alter, unschön gebauter Ort; nur längs des Meeresufers und an den Bergen, die sich rechts und links erheben, liegen freundliche, weißblinkende Land-

häuser, meist Fremden gehörig oder doch für ihren Gebrauch bestimmt. Auch manche genuesische Familie zieht sich aus der glühenden Atmosphäre der Heimatstadt in diesen herrlichen Sommeraufenthalt zurück, wo Meer und Wald und Berg die Kraft von Helios' Pfeilen stets mit Erfolg zu brechen sich vereinen. In der Stadt war es außerordentlich lebhaft: dichte Gruppen vor den Kaffeehäusern und Trattorien verhinderten fast die Durchfahrt. Es waren meist Mitglieder der lombardischen Freischaaren, die von den vor dem Hafen von Livorno kreuzenden französischen Kriegsschiffen verhindert, der empörten Stadt zu Hülfe zu kommen, sich hierher geworfen hatten. Die Diligence hielt; ich sprang aus dem Wagen und war sofort von einem dichten Haufen von Neugierigen umgeben. Alles wollte man wissen: die Stimmung in Toscana, die Lage Pisa's und Livorno's, die Bewegungen und Absichten der Oesterreicher. Ich erzählte, was ich wußte: die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes in Livorno; den Umschlag der öffentlichen Meinung in Florenz; die Begegnung des österreichischen Armeecorps, das ohne Zweifel nach Toscana bestimmt sei. Vielfach wurden meine Worte von Ausrufen des Erstaunens, Unwillens, des bittern Schmerzes unterbrochen, mehr noch von den heftigsten Gestikulationen begleitet. Kummer, Wuth und Verzweiflung oder hoffnungslose Resignation malte sich auf den Gesichtern der Lombarden, während die Bewohner der Stadt, die Schiffer und Fischer und die zahlreichen fremden Matrosen und Seeleute meist mit bloßer, wenn auch gespannter Neugier zuhörten. Erst die Abfahrt des Couriers entriß mich den von allen Seiten sich überstürzenden Fragen. Mit italienischer Höflichkeit schallte mir im Abfahren noch ein: „Grazie a Lei, Signore“ nach.

Die Straße wand sich in endloser Serpentine einen hohen, mit Wein und Oelbäumen bepflanzten, unschönen Berg hinauf. Ich ging zu Fuß, um die mir versprochene herrliche Aussicht besser und länger zu genießen. Man hatte

Nichts übertrieben: von der steilen Höhe übersah man den ganzen Meerbusen, ja schaute noch weit hinaus in die unbegrenzte See. Unten im Vordergrunde lag die kleine Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen; rechts und links von ihr schwang sich der fast halbkreisförmige Quai, von Spaziergängern belebt. Dicht vor der Stadt ragte ein Wald von Mastbäumen der Handelsschiffe; weiterhin lag eine mächtige französische Fregatte,' ihr zur Seite einige kleinere Kriegsfahrzeuge. Eine Dampffregatte durchschnitt pfeilschnell den Golf, um das hohe Meer zu gewinnen. Der Meerbusen selbst schien ein mächtiger Landsee, so tief schnitt er ins Land hinein, so schmal war die Einfahrt, so steil und hoch steigen unmittelbar aus ihm empor die Berge. Sechsmal schnitten schmale Bergzüge tief in ihn hinein vom Lande aus, sieben kleine, zum Theil in Wald und Berg fast verborgene Buchten bildend. Villen und Bauernhäuser, von Feigen, Oliven und Wein umgeben, bedeckten den Fuß der waldigen Berge zu beiden Seiten des Golfes; weiter hinauf wurden die Höhen allmälig kahl; ein mächtiger Rücken lagerte sich über den andern; Kuppen und Kegel hoben sich über den Rücken empor, und schneebedeckte Spitzen, rosig leuchtend im Sonnenuntergange, ragten und thronten über Allem, unerreichbar und majestätisch wie aus der Meerestiefe aufgestiegene Riesengeister. Die Sonne sank nieder, wo im Westen der Golf mit dem Meere in Eins zerfloß, und warf erst blitzend goldene Streifen, dann funkelnde Rosenlichter weithin über die dunkelblaue Fläche.

Durch öde und wüste Schluchten, meist ohne allen Anbau, überragt von steinigen Höhen, wo die starre gelbe Distel der Apenninen die ganze Vegetation ausmacht, rollte der Wagen langsam weiter in den dämmernden Abend, in die dunkelnde Nacht hinein. Die Abgründe, 'aus denen hie und da das dumpfe Rauschen eines wilden Bergstromes herauftönte, erschienen noch schrecklicher und drohender, weil das Auge in der einbrechenden Finsterniß vergebens die Tiefen zu

ergründen suchte. Hier und da stiegen wir aus, um durch eine Fußwanderung in der schönen Frühlingsnacht die Langeweile der langsamen Fahrt zu unterbrechen. Heitere italienische Volkslieder tönten durch das Dunkel. Unter der Leitung eines der Gegend Kundigen schlugen wir Streckwege ein, auf denen wir den Wagen weit überholten. Einmal hatte ich dabei meine Gefährten aus den Augen verloren: kein Rufen oder Suchen half. Da stand ich allein in dunkler Nacht mitten in dem öden Apennin; ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Glücklicherweise belehrte mich das Rollen des langsam sich nähernden Wagens, daß ich mich dicht an der großen Straße befand. Wir stiegen ein, und bald trat eine tiefe, nur noch durch unartikulirte Töne unterbrochene Stille an die Stelle der lebhaften Unterhaltung.

Inzwischen hatte sich die Straße wieder meerwärts gewandt, und bald erweckte mich der frische Hauch des Seewindes aus wirren Träumen. Der Mond war glänzend aufgegangen am reinen Himmel, und seine Strahlen beleuchteten geisterhaft die weißen Schaumkronen der heftig brandenden Wogen und die stillen Straßen einer kleinen Stadt, in die wir eben einlenkten. Es war Sestri di Levante, bekannt wegen seiner Orangen und seiner Maccaroni. Einen Augenblick starrte ich hinein in die stille Mondnacht, hatte auch wohl den festen Vorsatz, nun wach zu bleiben, um ja Nichts zu versäumen von der schönen Riviera, einer der reizendsten Straßen Italiens. Der Geist war wohl stark, aber die Schwäche des Fleisches noch stärker. Erst als der Wagen in dem reizenden Chiavari still hielt, erwachte ich wieder, sah die Fischerkähne im Nachtwinde am Gestade schwanken und die Glühwürmchen leuchten im Grase des Ufers, und den Kirchthurm, der wie ein aufgehobener Finger gen Himmel zeigte; und hörte, wie die Wellen machtvoll anschlugen gegen den Steindamm des Hafens, daß das Getöse weithin scholl in die stille Nacht hinein und seltsam von

den Berghängen zu unserer Rechten wiedertönte. Dann aber verschwamm Alles von Neuem in Duft; Traum und Wirklichkeit flossen wieder in einander in dämmerndes Halbbewußtsein, bis der erste Strahl der Morgenfrühe den Wagen erhellte, als er donnernd durch das hohe Felsenthor der Gallerie von Rua rollte, wo das mächtige, weit ins Meer hineinspringende Vorgebirge durchbohrt werden mußte, um der Heerstraße Raum zu verschaffen. Ein herrlicher Anblick bietet sich jetzt dem Auge. Der die Aussicht versperrende Berg liegt hinter uns; vor uns dehnt sich in riesigem Halbkreise der Meerbusen von Genua, den der Blick bis zu dem hohen Leuchtthurm der fernen Hauptstadt, ja bis zu der weitentlegenen Küste von Savona verfolgen kann. Unter und über uns breitet sich die prachtvolle Campagna von Genua aus, terrassenförmig zum Meere hinabsteigend. Zahllose Schlösser und Landhäuser schimmern aus dem schattigen Dunkel der Lorbeer- und Cypressenhaine zwischen frischgrünem Myrthengebüsch, zwischen Cactus- und Aloehecken hervor, umgeben von Granatäpfeln, von Oleanderbüschen und vor Allem von einem Walde von Citronen- und Citronat-, von Pomeranzen- und Apfelsinenbäumen, deren goldene Früchte zahllos zwischen dem dunkelgrünen Laube hervorblinken. Unten aber, auf der blauen unendlichen Spiegelfläche, segeln zahlreiche Fischerbarken zu den kleinen Buchten aus und ein, während der frohe Gesang der Fischer, vom Seewinde getragen, bis zu uns heraufschallt. Große und kleine Schiffe eilen nah und fern der mächtigen Handelsstadt zu, theils die auserlesenen Waaren fremder Gestade, theils die Früchte und Gemüse, das Fleisch und die Meerthiere aller Art, von dem mächtigen Thun- und Schwertfisch bis zur kleinen Sardelle und all die unzähligen frutti di mare führend. Wie die weißen Möven, die dort unter uns die Felsen des Gestades umsegeln, so schweben am äußersten Horizont des Südens die weißen Segel auf der dunkeln Fluth, bis wo eine in verschwimmender Ferne schräg aufsteigende Rauchsäule das Nahen

des noch hinter dem gerundeten Busen des Meeres verborgenen Dampfschiffes verräth.

Wie ein reizender Park ohne Ende erscheint hier die prachtvolle Landschaft, die den unablässigen Strahlen der heißen Sonne Italiens ausgesetzt, vor dem kalten Hauche des Nordwindes durch die hohe Gebirgsmauer geschützt, mit der Küste von Neapel und Sorrent um den Preis südlichen Klimas und südlicher Vegetation wetteifert. Von den Abhängen des Ufers zogen die lauen Düfte der Orangenblüthen die kühlere Morgenluft mäßigend, herauf zu der Straße, längs deren sich Stadt an Stadt, Dorf an Dorf reiht nnd ein frisches, thätiges Leben schon in der frühen Morgenstunde sich tummelt. Es ist ein Paradies von Menschenhänden geschaffen; denn vor einem Jahrtausend ragten diese fruchtbeladenen Berge größtentheils als öde und nackte, nur mit Steingeröll bedeckte Vorgebirge in das Meer hinein; kein Fußbreit ebenen Bodens lud zum Wohnsitz, zum Landbau ein; die Erde selbst mußte großentheils herbeigeschafft und mühsam festgehalten werden. Aber den fleißigeu Händen eines kräftigen und energischen Volksstammes gelang es, aus dieser Einöde einen der fruchtbarsten und schönsten Landstriche zu machen, so reich und dicht bevölkert, daß sein Besitz der kleinen genuesischen Republik Jahrhunderte lang die Kraft gab, mit den ersten Mächten Europa's zu rivalisiren.

Wenn man das endlose Nervi (so genannt, wie mir der Abate sagte, perchè dà ai nervi*)) im Rücken hat, wird der vom Meere ablenkende Weg wieder öder und einförmiger. Auf den steilen Höhen vor uns und znr Rechten ragt niederes Mauerwerk in regelmäßigen Formen kaum über den Scheitel der Berge hinaus. Es sind die Forts, die mit seiner natürlichen Lage Genua zu einer fast uneinnehmbaren Festung machen. Da erscheint endlich die mächtige Stadt selbst, von der 12 Miglien umklafternden Mauer eingefaßt,

*) Weil es die Nerven angreift.

mit all ihren Kuppeln, Thürmen und Palästen sich hoch hinaufstreckend am Berge, und zugleich das Meer, das tief in sie hineintritt, mit den gewaltigen Hafendämmen wie mit mächtigen Siegerarmen umfassend. Terrassenförmig klimmen die Häusermassen die Höhen hinan, verstecken sich hier in den engen Schluchten, schmiegen sich dort an den überhangenden Felsen oder hängen kühn wie Adlernester an der Bergwand. Doch ist der Anblick der Stadt von hier weit weniger großartig, als wenn man sich ihr vom Meere her nähert.

Zwischen den Mauern des Parks fuhren wir auf staubigem Wege dem Thore zu, dann durch die engen, noch morgenstillen Straßen, bis der vor dem Postgebäude haltende Wagen mir sagte, daß der erste Haltpunkt auf meiner Reise nach dem Norden, die ich erst mehrere Tage später über Marseille und Lyon weiter fortsetzen wollte, erreicht sei.

VII.

Ausflug in die nordwestlichen Gebirge von Toscana.

1. Von Florenz nach San Marcello.

Wer auf dem wagenrasselnden Ponte alle Carraja, der letzten von den vier Steinbrücken, die innerhalb der Stadt Florenz über den Arno führen, den Blick von den lieblichen Wiesen und dem mannigfach wechselnden Grün der nahen Cascine erhebt, gewahrt im Nordwesten über die weite gesegnete Ebene des Val di Nievole und die massigen Vorberge aufsteigend, einen gewaltigen Gebirgsrücken, der gleichsam wie ein krönender Aufsatz auf der den Gesichtskreis begrenzenden Apenninenkette zu ruhen scheint. Weiter südlich erscheint ein zweiter Zug am fernen Horizonte, mit einem scharfgeschnittenen Bergkegel prallig endend. Endlich tauchen westlich von dem Beobachter über der Ebene des Arnothals vereinzelte, seltsam geformte blaue Bergzacken auf, deren kühne Form uns eher an die Alpen als an die Apenninen gemahnt: ein prachtvoller Anblick, wenn sie sich an heitern Herbstabenden tiefblau und goldgesäumt von dem flammenden Hintergrunde abheben. *)

Es war ein für das mittelitalienische Tiefland ungewöhnlich frischer Augustmorgen, als Freund M. und ich einen

*) Siehe oben S. 3—5.

Wagen der Florenz-Pistojeser Eisenbahn bestiegen, um den längst gehegten Wunsch eines Ausfluges nach diesen fernen Gipfeln zu verwirklichen. Die Bahn, die der Florenz-Livorneser fast parallel laufend, mit dieser zu concurriren bestimmt war, hat sich bis jetzt als eine wenig rentable Unternehmung erwiesen. So waren wir auch diesmal fast allein in unserm Coupé und durch keine Unterhaltung von der lieblichen Gegend abgezogen, welche der Zug durcheilt. Links dehnt sich stundenbreit die Ebene der vereinigten Thäler des Arno, Bisenzio und Ombrone*) wie ein einziger ungeheurer Garten, in dessen grünem Meere von Getreidefeldern, Obsthainen und Rebguirlanden die Städtchen, Flecken und Gehöfte wie zahllose weißschimmernde Inseln erschienen. Zur Rechten stiegen dicht über uns der Monte Morello und die andern hohen und steilen Vorberge der Apenninen auf, von tiefen Schluchten durchfurcht, der Fuß bis zu geringer Höhe reich angebaut, mit Oliven-, Wein-, Feigen- und Pfirsichbäumen bedeckt, zwischen denen die Villen und Klöster halbversteckt hervorlugen, während Gipfel und Flanken nackt und öde, mit wüstem Steingeröll bedeckt, finster in das lachende Thal hineinragen.

An den lieblichen, parkumgebenen Landsitzen des Großherzogs, der thurmgekrönten Petraja mit dem berühmten Brunnen des Triboli, und dem Schloß von Castello mit seiner Einfahrt dichtbelaubter Kastanien, und an dem cypressenumgebenen Augustinerkloster der Castellina vorüberfliegend, erreichen wir die alte Stadt Prato. Aber wir haben diesmal keine Zeit, ihren schönen Dom mit der merkwürdigen, außen angebrachten Kanzel zu besuchen, sondern eilen unaufhaltsam vorwärts durch die Ebene, rechts die weiter zurücktretenden und sich mit Kastanienwald bekleidenden Berghänge, links vor uns den Monte Albano, der wie ein hohes

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Fluß im südlichen Toscana, dem Umbro der Römer.

Vorgebirge in die Ebene einspringt, die Thäler des Arno und Ombrone scheidend. Jetzt endlich hält die Locomotive auf dem weitabgelegenen Bahnhof von Pistoja; wir besteigen einen der wenigen bereitstehenden Fiaker und lassen uns, während er längs der hohen Mauern dem entlegenen Thore zufährt, mit dem Kutscher in ein Gespräch über das Wunder von Pistoja, den jüngst verstorbenen Cavaliere P.....i ein.

Dieser P.....i war ein Sonderling, wie man deren in Italien vielleicht noch öfter als anderswo antrifft. Geistvoll und kenntnißreich, ein Millionär dazu, hatte er sich früh aus verschieden gedeuteten Ursachen fast von allem Umgang mit seinen Standesgenossen zurückgezogen. In einem schönen Garten unweit der Stadt, dessen Pflege seine Hauptfreude war, bewohnte er ein einfaches Haus, von einem tiefen, nur mittelst einer Zugbrücke überschreitbaren Graben umgeben. Wochenlang, erzählt man, hauste er hier, ohne einen Menschen vor sich zu lassen und seine Nahrung täglich in einem Korbe zu sich heraufziehend. Dennoch hielt er dabei eine zahlreiche Dienerschaft und war der Wohlthäter aller Armen in der Runde. Seine Leute hatten nie über ihn zu klagen; er war ein eben so guter als freigebiger Herr, wie uns unser Fiaker, der selbst Kutscher bei ihm gewesen war, mit Thränen in den Augen versicherte. Aber gegen die Geistlichkeit und gegen seine Standesgenossen, den Adel, hegte er einen tiefen, unversöhnlichen Haß. Bei seinem Tode vermachte er sein ganzes Vermögen seiner Vaterstadt zu gemeinnützigen Anstalten und zum Wohle der Armen. Die motivirende Einleitung dazu athmet einen hohen und kühnen Geist voll bitttrer Satire gegen die bestehenden Grundsätze des geistlichen und weltlichen Regiments in Toscana, so daß die Regierung — aber vergebens — alles Mögliche that, um die Veröffentlichung des Testamentes zu verhindern, das monatelang den Lieblingsgegenstand für die Unterhaltung aller Klassen in Toscana bildete.

Da die Diligence nach San Marcello erst in einigen Stunden abgehen sollte, so benutzten wir die Zeit, um in den Straßen umherzuschlendern und ihre Merkwürdigkeiten nochmals in Augenschein zu nehmen. Pistoja zeigt noch viele Spuren seines alten Glanzes aus der Zeit, wo es selbst mit Florenz wetteifern konnte und die umliegende Landschaft weit umher beherrschte. Die Straßen sind breit und für eine italienische Provinzialstadt ungewöhnlich reinlich. Von Zeit zu Zeit ragt ein alter Palast in dem ernsten und strengen Styl des fünfzehnten Jahrhunderts zwischen den schmucklosen Bürgerhäusern vor, die Außenseite von Wind und Wetter gebräunt, die hohe Treppe halb zerfallen, die gewaltigen Thorflügel klaffend, die Bogenfenster mit blinden, zerbrochenen Scheiben. Mächtige Kirchen, die sich nie mehr füllen, strecken die hohen Thürme und weiten Kuppeln über die Dächer der umgebenden Häuser. Die Straßen sind verödet; in den abgelegeneren wächst das Gras, und man kann die letzteren oft der ganzen Länge nach durchwandern, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen. Hatte doch die Stadt zur Zeit ihres Glanzes an 50,000 Einwohner und zählt jetzt deren wenig über 12,000!

Wir standen vor den berühmten Reliefbildern Luca della Robbia's, die den Fries des Hospitals der Stadt ringsher schmücken. So oft ich sie schon gesehen habe, so erfüllt mich ihr Anblick doch jedesmal von neuem mit Bewunderung. Vor allem herrlich ist eine Gruppe am Krankenbett. Es herrscht ein solches Leben in diesen einfachen Figuren von gebranntem Thon, der Ausdruck ist so schön und klar, die Gruppirung so edel und doch so natürlich, wie kaum vielleicht bei irgend einem andern Reliefbilde, das die neuere Zeit hervorgebracht hat. Der Kopf des Teufels fehlt; er soll der Volkssage nach das Geheimniß des Firnisses, das bekanntlich seitdem verloren war, enthalten haben.

Die Fresken in der alten gewölbten Vorhalle des Rathhauses fanden wir zum Theil übermalt und dadurch ihres

Werthes beraubt. Sonst aber ist das Gebäude in seiner alten, schwerfälligen und massiven Pracht erhalten. Die Wappen der alten Patriciergeschlechter schmücken die Wände. Im gegenüber liegenden ehemaligen Palast des Prätors wehen in dem schönen, mit seltsamen Arabesken verzierten Saale des Erdgeschosses die Fahnen der zwölf Zünfte, von der Zeit verbleicht und zerfetzt, von den Wänden herab.

Nirgends spricht die alte Pracht und Macht der italienischen Städte im Mittelalter so lebhaft zu uns, als in den fast überall noch in ihrer alten Gestalt erhaltenen Senatspalästen, in denen sich, wie sie im Herzen der Stadt gelegen waren, auch das ganze Leben des kleinen Staates concentrirte. Nie sollte der Reisende, der einen offenen Sinn hat für die Geschichte des Völkerlebens, für diese gewaltige Tragödie, deren Acte nach Jahrhunderten zählen, diesen ernsten Palästen mit ihren altersgrauen Steinhallen, ihren hohen Bogenfenstern und Balkonen, überragt von dem schlanken Thurme, achtlos vorüber gehen. Auch wo keine Halle, von Orgagnas oder Palladios Genius entworfen, wo kein Freskogemälde Domenico Ghirlandajos oder Pinturicchios, oder gar der großen Meister des Cinquecento, wo keine Marmorgebilde von Niccolo Pisano bis Michelangelo und Giambologna ihn anziehen, umgeben ihn doch die unverkennbaren Spuren vergangener Größe und Herrlichkeit, oft auch vergangener Schrecken, wilder Leidenschaften und barbarisch blutiger Thaten. Wildester Parteihaß neben heroischem Patriotismus, heldenmüthige Selbstaufopferung neben tyrannischer Willkür — alles erscheint dicht an einander gedrängt, ein großes Bild in kleinem Rahmen, an die Staaten Altgriechenlands erinnernd und von gewaltig tragischer Wirkung, wie immer da, wo das Interesse des Individuums zurücktritt hinter dem des Gemeinwesens, und wo ein jeder sich mit seinem Vaterlande identificirt, sei dies Vaterland ein Weltreich oder eine Stadt, deren Grenzen der Blick vom Rathhausthurm überschaut.

Die Diligence nach San Marcello, ein für ein italienisches Privatunternehmen hinlänglich bequemes Fuhrwerk, war bereits ziemlich besetzt, als wir unsere Plätze einnahmen. Der junge Bauer oder Pächter in der Landestracht — der schwarzen Sammtjacke und kurzen rothen Tuchweste — wollte, wie er uns später erzählte, mit seiner ihm erst vor Jahresfrist angetrauten Frau den ersten Besuch bei den Verwandten derselben machen, die hoch oben im Gebirge unweit der modenesischen Grenze wohnten. Die junge Frau hatte eine so schlanke Gestalt und ein so zartes, liebliches Gesichtchen, wie man es bei den Bewohnerinnen der Hochthäler des Apennins nur in seltenen Ausnahmefällen antrifft. Mit dem Säugling im Arm, dem sie auf das Ungenirteste die Brust reichte und auf dem ihr Auge unablässig mit dem Ausdruck der zärtlichsten Mutterliebe ruhte, lag etwas ungemein Anziehendes, fast Madonnenhaftes in ihrer Erscheinung, dem das sanfte, wohlklingende Organ, wie es bei den italienischen Frauen so selten ist, und der reine und edle Dialekt, um dessentwillen die pistojesischen Berge in ganz Italien berühmt sind, keinen Eintrag thaten. Auch konnte ihr Gatte einen passenden Joseph abgeben, bis auf die Doppelflinte, die, ein selten fehlendes Attribut des toscanischen Bauern, zwischen seinen Knien ruhte. Die junge Frau erzählte uns viel von ihrem Jugendleben in den Bergen, von dem rauhen Klima, mit dem sie dort oben zu kämpfen gehabt, und den rohen Menschen, den Schmugglern und Räubern, mit denen sie die Grenze und das Hochgebirge in unvermeidliche Berührung gebracht. Aber trotz dieses rauhen Lebens und dieser wilden Nachbarschaft, lag in Allem, was sie sagte, eine angeborne Anmuth und ein natürlicher feiner Takt, Eigenschaften, in denen kein anderer Stamm Italiens, ja vielleicht Europas mit den Toscanern wetteifern kann.

Die Straße führte Anfangs das Thal des Ombrone aufwärts durch eine lange, wohlbevölkerte Vorstadt, dem Garten P . . . . . i vorüber, den Bergen zu. Es ist die neue

Chaussee, die, wie alle Straßen Toscanas, trefflich unterhalten, sich später theilt, um rechts über die Porretta nach Bologna, links über San Marcello und den Paß des Abetone nach Modena zu führen. In Schlangenwindungen aufwärts steigend, zieht sie sich anfangs durch angebautes Land, durch Wein- und Olivengehege, bis wir weiter oben den lichten Wald dickstämmiger Kastanien erreichen, der sich wie ein breiter Gürtel in etwa 1000 — 2500 Fuß Meereshöhe längs der Berghänge hinzieht. Berge und Schluchten haben hier ein weit frischeres, grüneres Aussehen und sind ungleich mehr mit Flecken, Dörfern und vereinzelten Wohnungen besetzt, als in den östlichen Gebirgen Toscanas, dessen vorherrschender Charakter wilde, starrende Oede ist, nur selten von freundlichen grünen Thälern gleich Oasen in der Wüste unterbrochen. Unser dritter Reisegefährte, ein bei der eben stattfindenden Vermessung dieser Landestheile beschäftigter Ingenieur aus San Marcello, erklärte diese Erscheinung aus dem Reichthum der westlichen Kalk- und der Armuth der östlichen Sandstein- und Grauwackengebirge an nie versiegenden Quellen. Aber sollte nicht die Dürre und Sterilität der östlichen Gebirge vielmehr umgekehrt eine Folge der fast vollständigen Entholzung derselben sein?

Nachdem wir uns in einer schmutzstarrenden Spelunke von Gebirgsschenke mit fast ungenießbarem Schinken und desto besserem Weine restaurirt hatten, erreichten wir nach drittehalbstündiger Steigung in etwa 3000 Fuß Höhe die Wasserscheide zwischen dem adriatischen und tyrrhenischen Meere, und dicht daneben das Thal des Reno, der etwa drei Miglien weiter oben entspringt. Es mag nicht oft wieder vorkommen, daß wir uns, wie hier, im Gebiete eines Meeres befinden, von dem uns noch der Hauptkamm des Gebirges wie eine riesige, mehr als hundert Meilen lange Mauer scheidet. Der Reno ist ein wunderbarer Fluß. Am Südabhange der Apenninen entspringend, fließt er am nördlichen herab. Oestlich vom Corno alle Scale nämlich, wo

der Kamm der Apenninen plötzlich von 5500 auf 3000 Fuß Höhe herabsinkt, durchbricht denselben eine tiefe, spaltartige Schlucht. In ihr fließt der Reno, zu beiden Seiten von gewaltigen Felswänden eingefaßt, den nördlichen Thälern zu.

Schöne Buchen, die hier bis zu der in Mittelitalien seltenen Tiefe von 2500 Fuß über der Meeresfläche hinabsteigen, Weiden, Erlen und Haselbüsche geben dem schmalen Wiesenthale des Flüßchens ein freundliches, an heimische Gegenden erinnerndes Aussehen. Wo wir es verlassen und die Straße, abermals ansteigend, dem Flecken Gavinana zuführt, treten dichte Kastanienwälder an die Stelle des nordischen Laubholzes. Endlich ist die letzte Höhe erklommen. Vor uns liegt unser heutiges Reiseziel im schmalen, schluchtartigen Gebirgsthal, rings von mit Kastanienwald bedeckten Bergen eingefaßt, weiterhin, dem Thale der westlich fließenden Lima zu, die Flecken Mammiano und Popiglio. Im Hintergrunde erheben sich prallige und seltsam geformte Felsgebirge, an denen die weißlichen Kalksteinmassen, die steilen Seiten mit Geröll bedeckend, marmorartige Streifen bilden.

In dem ziemlich anständigen, forellenberühmten Gasthof am Eingang des Städtchens fanden wir ein Ehepaar, dessen Bekanntschaft wir in Florenz gemacht hatten, unser harrend. Die Leute waren auf einige Zeit nach San Marcello gegangen, um in dem hoch gelegenen Ort die reine Gebirgsluft einzuathmen, deren besonders die junge Frau zur Kräftigung ihrer zarten Gesundheit bedurfte, während wir beide ihren Gatten, einen entschiedenen Feinschmecker, in Verdacht hatten, daß auch die berühmten Forellen bei der Wahl des Ortes nicht ohne Einfluß gewesen seien.

Nachdem wir unsern Kaffee vor dem Café nobile eingenommen hatten, in Gesellschaft fast sämmtlicher Honoratioren des Städtchens vom Delegaten (Kreisrath) abwärts, die sich nach guter Landessitte durch Nichtsthun und Nichtsverzehren auszeichneten, unternahmen wir eine gemeinsame

Entdeckungsreise durch alle Straßen, Gäßchen und Winkel von San Marcello. Aber außer einem Benedictinerinnenkloster mit dem gewöhnlichen Zubehör von düstern Cypressen und himmelhohen Gartenmauern und einem uralten, aus riesigen Steinplatten zusammengefügten Tabernakel war nichts Besonderes aufzutreiben. Die Vegetation der umgebenden Gärten und Wiesen erinnerte mehr an Deutschland als an Italien. Denn hier, in einer Meereshöhe von 2500 Fuß, gedeiht die Olive gar nicht mehr, der Weinstock höchstens am Spalier, wie im nördlichen Deutschland. Auch Pfirsich und Feige sind verschwunden und haben dem Apfel und der Birne Platz gemacht, während ich nur bei Interlaken im Berner Oberlande schönere und kräftigere Wallnußbäume fand als hier. Fast der ganze Grundbesitz ist in den Händen einer adeligen Familie, der Cini, wie das in den kleineren Städten und Dörfern Italiens, zumal den von den Hauptstädten und den großen Emporien des Handels entlegeneren überall der Fall zu sein pflegt. Obwohl die eigentlich feudalen Bande zwischen den Grundherren und ihren Hintersassen längst gesetzlich gelöst sind, so findet doch in der Regel noch ein eigenthümlich patriarchalisches Verhältniß zwischen ihnen statt, und es ist eben so selten, daß ein Colon seinem Patron den Gehorsam und die äußeren Beweise ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit verweigert, als daß dieser jenen um irgend eines Vortheils willen von seinem meist Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn vererbten Gehöfte vertriebe.

Die toscanischen Patrizierfamilien sind von jeher die Vertreter des Handels und der Industrie des Landes gewesen. Wie die Medici einst durch ihr Bankgeschäft, wie die Tempi u. A. durch Wollfärben und Tuchfabrikation, wie die Ginori durch ihre große Porzellanfabrik (la Doccia) reich geworden sind; so haben auch die Cini neuerdings die durch Wasser und Holzreichthum günstige Lage ihrer Besitzung bei San Marcello benutzt, um den geringen Ertrag derselben an Rohprodukten des Landbaues durch die Resultate industrieller

Unternehmungen zu ersetzen. Zwar ist die große Tuchfabrik oberhalb des Ortes mit dem riesigen, 76 Fuß im Durchmesser haltenden eisernen Rade, dem größten, das je in England gefertigt sein soll, durch ungünstige Constellationen bereits zum Stillstand gekommen; in desto blühenderem Zustande befindet sich aber die Cartiera, die neue Papierfabrik im obern Limathale, eine Stunde von San Marcello entfernt, die wir am folgenden Tage besuchten. Es ist meines Wissens bis jetzt die einzige in Toscana, wo der Dampf regiert und unendliches Papier nach der neuesten Methode gefertigt wird. Die Maschinen, sämmtlich aus England, sind ausgezeichnet gearbeitet, die Gebäude und alle dazu gehörigen Anlagen im großartigsten Style. Die Zahl der Arbeiter beträgt etwa dreihundert, und täglich werden gegen dreitausend Pfund Papier von allen feineren Sorten gefertigt. Ein nicht unbedeutender Theil dieser Waare geht nach Amerika. Herr Cini, der selbst gegenwärtig war, ließ uns durch einen seiner Aufseher Alles bis ins Einzelste zeigen und erklären. Dabei ist es den Leuten verboten, das geringste Trinkgeld anzunehmen, in Italien mehr als ein halbes Wunder. Die Lage der Gebäude ist herrlich, im tiefen Thalgrunde, von schöngeformten, dichtbewaldeten Bergen eingefaßt, und mit einer Ueppigkeit und Frische der Kräutervegetation, wie sie im italienischen Gebirge fast unerhört ist.

Auf dem Rückwege von unserem Rundgange durch San Marcello begegneten wir einem alten Bauer mit schneeweißem Haar, der im Walde trockenes Holz geholt hatte. Als wir ihn, der unter der Last gebeugt einherwankte, theilnehmend anredeten, richtete er sich plötzlich auf, warf sein Bündel von den Schultern und begrüßte uns zu unserm nicht geringen Erstaunen mit einer Improvisation in Versen, in der sogar die Musen und der Helikon eine Rolle spielten. Da wir ihn im Verdacht hatten, daß seine Poesie nur ein auswendig gelerntes Pensum sei, um auf die Taschen der Fremden zu speculiren, richteten wir mehrere Fragen an ihn, und siehe,

er antwortete, fast ohne sich zu besinnen, auf jede derselben in wohlgereimten Versen, die nicht schlechter waren als die Gelegenheitsgedichte manches italienischen und transalpinischen poeta laureatus der Gegenwart. Dabei trug er alles mit solchem Feuer der Stimme und des Geberdenspieles vor und zeigte ein so feines Gefühl für Reim und Rhythmus, daß wir ihm mit Vergnügen immer von Neuem zuhörten. Eines solchen vornehmen Publikums ungewohnt, überbot er sich selbst und wurde nicht müde, von einem trefflich gelungenen Sonett auf die Hochzeit seines Sohnes beginnend, uns alle seine Poesien, die nie aufgeschrieben worden, von denen er aber nach seiner Versicherung keine vergessen hatte, zu citiren, bis wir des Dinges endlich müde wurden und ihn mit einem kleinen, ohne Widerstreben angenommenen Geldgeschenke zu seinen Penaten entließen. Aber die Erscheinung des alten Bauerpoeten mit seinem im Abendwinde flatternden Silberhaar, seinem funkelnden schwarzen Auge und dem begeisterten Tone der, wenn auch schon zitternden, doch noch kräftigen und wohltönenden Stimme, prägte sich mir unauslöschlich ins Gedächtniß.

In geringer Entfernung von San Marcello ostwärts liegt der kleine Flecken (terra) Gavinana, in der toscanischen Geschichte berühmt durch den Heldentod des letzten Feldherrn der florentinischen Republik, Francesco Ferruccio. Von Volterra, das er mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit gegen eine weit überlegene Feindesschaar vertheidigt hatte, abgerufen, um der hartbedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, mußte er sich über Livorno, Pisa und Lucca nach dem nordwestlichen Gebirge wenden, um von hier aus auf weitem Umwege nach der rings umlagerten Vaterstadt vorzudringen*). Von San Marcello zog er längs des Baches aufwärts nach Gavinana; als er aber die steile Gasse des letzteren Fleckens hinab nach dem südlichen Thore marschierte, traf er auf der

*) S. oben S. 249.

damals nackten, jetzt mit dichtem Kastanienwald bedeckten Ebene, vor dem Thore die überlegene Kriegsmacht des Prinzen von Oranien, die den jeden Fußbreit Vertheidigenden langsam auf demselben Wege zurückdrängte, bis Ferruccio auf dem fast ebenen, unregelmäßigen Marktplatz angekommen, nochmals seine weichenden Truppen zum Stehen brachte und nach verzweifeltem, aber vergeblichem Kampfe, als die meisten der Seinen und der feindliche Oberfeldherr gefallen waren, in den Reihen der Feinde seinen Tod suchte. Schwer verwundet wurde er gefangen; aber der treulose Maramaldo, einer der feindlichen Befehlshaber und Ferruccios persönlicher Feind, gab dem Wehrlosen mit seinem Dolche den Gnadenstoß. So fiel Ferruccio am Fuße des „Domes" von Gavinana, und mit ihm der letzte Vertheidiger der italienischen Freiheit, der mit demselben Rechte wie Kosziusko hätte ausrufen können: Finis Italiae!

Eine ehemalige Zugbrücke, die jetzt unbeweglich über den mit zahllosen Schlingpflanzen und hochstenglichten Umbelliferen bedeckten Graben führt, überschreitend, betraten wir die engen, schmutzigen Gassen des jetzt kaum 700 Bewohner zählenden Fleckens. Die aus dunkelfarbigen Kalksteinen roh aufgemauerten Häuser sind großentheils halb oder ganz zerfallen, und selbst in den noch bewohnten dringt oft der Rauch durch die schlecht gefügten Steine. Nur die zwei „palazzi" der Familie Palmerini stechen vortheilhaft dagegen ab. In einem derselben fanden wir bei der Familie des Besitzers freundliche Aufnahme und Bewirthung. Palmerini zeigte uns eine kleine Sammlung von Waffenstücken, Ueberbleibseln jenes denkwürdigen Schlachttages, die er und seine Vorfahren seit Jahrhunderten zusammengebracht hatten, und machte uns auf eine marmorne Inschrift an der Ecke des Kirchhofes aufmerksam, die die Worte trug: Qui cadde Ferruccio, combattendo per la patria. (Hier fiel Ferruccio, für das Vaterland kämpfend.) Diese Inschrift ist jedoch erst vor nicht gar langer Zeit gesetzt worden, weil die Medicis

und ihre Erben nicht gern an den letzten Vertheidiger republikanischer Freiheit gemahnt sein mochten. An Ferruccios Grabe schwuren 1848 die nach der Lombardei ziehenden Freiwilligen, dem Vaterland die Freiheit und die Unabhängigkeit zu erringen, oder den Heldentod zu sterben; aber die Geschichte meldet nicht, daß sie eines von beiden gefunden. Die dreifarbige Nationalfahne, die man Ferruccios Bildsäule unter dem Palast degli Uffizj in Florenz in die Hand gesteckt, ist ihm entfallen, und das Marmorantlitz des Helden scheint wie mit stummer Verachtung auf die entartete Generation zu blicken, die ihr Wesen zu seinen Füßen treibt.

---

2. Das Corno alle Scale.

Der folgende Tag war zu einem Ausflug ins Hochgebirge bestimmt. Nach der Empfehlung Herrn Cinis hatten wir statt des Libro aperto, dem wir einen Besuch zugedacht, das höhere und leichter zu ersteigende Corno alle Scale gewählt. Aber als wir in der Morgenfrühe unser Gasthaus verließen, um nach der Sitte des Südens im Kaffeehaus unser Frühstück einzunehmen, war die Luft schwer und trübe, und dichte Nebelwolken hingen drohend um die Gipfel der nahen Berge. Einige Cittadini von San Marcello, mit denen wir inzwischen Bekanntschaft gemacht hatten und die wir als Ortskundige um Rath fragten, riethen uns aufs Dringendste von unserm Vorhaben ab. Wir würden nicht nur nichts sehen, sondern uns auch der größten Gefahr aussetzen, in unergründliche Abgründe zu stürzen, an den steilen Hängen auszugleiten ꝛc. Zwar war nur Einer von ihnen je dort oben gewesen; dieser machte aber eine Beschreibung von den Mühseligkeiten und Gefahren der Besteigung, daß man an die Jungfrau oder den Montblanc hätte denken mögen. Wir ließen uns jedoch in unserem Entschluß nicht

wankend machen, da wir die Ueberschätzung derartiger Beschwerden Seitens der Landes-Bewohner genugsam kannten. Nirgends tritt die Verweichlichung dieses Volkes so stark hervor, als in ihrer Abneigung gegen Fuß-, zumal Gebirgswanderungen. Es ist eine Seltenheit, daß einer von ihnen — es sei denn ein Jünger der Wissenschaft — auch nur die nächsten Berge um seine Heimat bestiegen hat, sei der Blick von dort oben noch so herrlich, die Gegend noch so reich an den mannigfaltigsten Naturschönheiten. Keiner meiner Florentiner Bekannten war je auf dem drei Stunden von der Hauptstadt entfernten Gipfel des Monte Morello gewesen, der die Apenninenkette, das toscanische Hügelland und das Arnothal weithin beherrscht und selbst die Segel auf dem fernen Mittelmeer erkennen läßt. Die, welche ich einst, nicht ohne Mühe, beredet, einen Ausflug mit mir dahin zu unternehmen, erzählten später davon wie von einem ewig denkwürdigen Wagniß.

Ein Führer, des Weges genau kundig, war bald um billigen Preis geworben. Er war der Begleiter des Professors Savi von Pisa, eines der gelehrten Welt rühmlich bekannten Naturforschers, gewesen, der zu botanischen und mineralogischen Zwecken das Corno mehrmals bestiegen hatte, und war nicht wenig stolz auf seine dabei erworbenen topographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Zwar verstümmelte und verwechselte er Stein- und Pflanzennamen auf die drolligste Weise, war aber im übrigen ein Mann von gesundem Mutterwitz und trotz seiner grauen Haare und seiner gebückten Haltung ein tüchtiger und unermüdlicher Bergsteiger.

Unser Weg führte anfangs durch lichten Kastanienwald auf steinigem Wege steil aufwärts. Eine heimische Vegetation bedeckte den Waldboden und die Abhänge der von zahlreichen Wildbächen tief gerissenen Schluchten. Zwischen dem Wollkraut (Verbascum thapsus und nigrum), der Dürrwurz (Conyza squarrosa), dem Fingerhut (Digitalis grandiflora)

und den Nelken (Dianthus Carthusianorum) zeigten sich bald, anfangs noch kümmerlich, ohne Früchte, einzelne Heidelbeersträucher, von meinem Begleiter, einem Provençalen, der nie dergleichen gesehen, mit Freude begrüßt. An den schattigen Lehnen wuchs das Alpenvergißmeinnicht in üppiger Fülle. Nach dreiviertelstündigem Steigen erreichten wir in etwa 3500 Fuß Höhe den Rücken des Bergzuges. Hier öffnete sich ein weiter und überraschender Blick. Unter uns senkten sich die Berge steil in ein tiefes, muldenförmiges Thal, das von einem von dem uns gerade gegenüber liegenden Corno herkommenden Bache durchströmt wurde. Rechts zog sich der Kamm, auf dem wir standen, weiter, stets an Höhe zunehmend, schwang sich dann fast halbkreisförmig wieder nach links und erreichte uns gerade gegenüber seine größte Höhe. Hier überlagern ihn die Massen des Corno selbst, das gewaltig und majestätisch, den Gipfel von düstern Wolken umhangen, auf uns herabschaute. Eine zweite Kette zieht von ihm zu unserer Linken herab, mit der ersteren ein riesiges Hufeisen bildend, das sich an seinem unteren Ende, wo wir stehen, fast beckenförmig wieder schließt und kaum dem Bache Platz läßt, in enger Thalschlucht sich seinen Weg nach der Lima zu bahnen: eine Bildung, die im nördlichen Apennin öfters stattfindet und besonders dazu beiträgt, den Uebergang über das Gebirge mühsam und zeitraubend zu machen.

Während uns bis hierher der Kastanienwald begleitet hatte, tritt auf der Kammhöhe plötzlich die Buche wieder auf, die von hier bis zur Baumgrenze die unbeschränkte Alleinherrschaft ausübt. Aber auf der schroffen, nur mit einer dünnen Humusschicht bedeckten Höhe, den eisigen Luftströmen ausgesetzt, die von dem gegenüberliegenden Hochgebirge herüberbrausen, zwischen zwei tiefen Thälern von verschiedener Temperatur, erreichen die Stämme nie ein kräftiges, fröhliches Wachsthum. Die meisten sind knorrig, niedrig und wipfeldürr, wie die Zerreichen am südlichen

Waldgürtel des Aetna. Der Führer machte uns auf die Eckern aufmerksam, die unter den Bäumen lagen, vermuthlich voraussetzend, daß wir diese Frucht nie gesehen hätten. „Sie ist giftig,“ setzte er hinzu; „manche haben davon gegessen und sind stets von einem heftigen Schwindel (sbornia) und Erbrechen befallen worden.“ Auf meine Bemerkung, daß man bei uns zu Lande ein treffliches Oel daraus presse, schüttelte er lächelnd den Kopf und meinte, ob denn bei uns zu Lande die Oliven so schlecht wären, daß man den Salat lieber mit Gift anmache als mit Olio vergine (aus frischen, nicht erhitzten Oliven gepreßtem Oele).

Die Wanderung auf dem schmalen, mit scharfen Steinen bedeckten Pfade längs der inneren Seite des Bergkammes war mehr beschwerlich als gefährlich. Trotz der Höhe war die Luft schwül und drückend. Dichte Nebelmassen umhingen die Gipfel vor uns, während westlich die gewölbte, wiesenbekleidete Kuppe des schönen Prato fiorito und weiterhin die schroffen Hörner der Gebirge von Seravezza im Sonnenschein glänzten. Mehr und mehr schrumpften die Buchenstämme um uns her zusammen; Heidelbeerstauden, mit reifen Früchten bedeckt, für meinen provençalischen Begleiter ein Fund, den er, von Durst gequält, für Nektar und Ambrosia erklärte, überzogen in dichten Massen den Boden. Wo die Baumvegetation in etwa 5000 Fuß Höhe zu vereinzelten, kümmerlich vegetirenden Büschen wird, treten plötzlich mehrere Alpenpflanzen (Potentilla-, Alchemilla-, Phyteuma-Arten u. a.) gesellig auf, oft rasenartig den Boden überkleidend. Auf den frischen Matten, die sich von hier aus stundenweit gegen Osten hinziehen, der sogenannten tesa del Granduca, weiden zahlreiche Pferde, ein Eigenthum des Großherzogs. An den steinigen Hängen dazwischen, oft auch im Grase versteckt, finden sich schöne Bergkrystalle vom reinsten Wasser, die ehemals unter dem Namen Diamanti di Pistoja einen Handelsartikel bildeten.

Dicht unter dem Kamme des Gebirges, den wir in etwa 5500 Fuß Höhe erreichten, traten wir in die dichte Wolkenschicht, auf deren Weichen wir vergebens gehofft hatten. Die Schwüle, die uns beim Ansteigen den Schweiß aus allen Poren getrieben hatte, verwandelte sich plötzlich in eine empfindliche Kälte. Ein eisiger Nordost verjagte die Nebel auf Augenblicke, um sofort neue Wolkenschaaren aus allen Pässen und Schluchten des Gebirges heraufzuführen. Nach kurzer Wanderung auf dem Grat erreichten wir den Fuß des eigentlichen Corno, das in jähem Abfall noch etwa 600 Fuß über uns aufstieg. Nicht ohne bedeutende Anstrengung und die Hülfe unserer Hände, wenn auch ohne eigentliche Gefahr, erreichten wir nach halbstündigem Klettern den Gipfel.

Vom Nebel durchnäßt und vom sturmartigen Winde erstarrt, kauerten wir uns in einem von roh übereinandergelegten Steinen ohne Dach gebildeten Verschlage nieder, um uns mit Speise und Trank zu restauriren. Aber vergebens harrten wir auf die Zertheilung des Gewölkes. Unser wenig Schutz bietendes Versteck verlassend, verfolgten wir den schmalen Kamm des Gipfels, bis wo das eigentliche Horn, ein nackter Felsvorsprung, das äußerste Nordende desselben bezeichnet. Der pfeifende, zischende Ton, mit dem die gejagten Wolken über das kurze Gras hinstrichen, und die Phantasmagorie der erscheinenden und verschwindenden Gipfel um uns her, die bald nah und greifbar in hellem Sonnenschein, bald ungeheuer vergrößert in nebelhafter Ferne erschienen, hatte etwas Magisches, fast Schauerliches. Auf dem höchsten Grat schritten wir an dem Steine vorüber, der die Grenze zwischen Toscana und dem Kirchenstaat bezeichnet. Wenige hundert Schritte davon, am westlichen Abhange des Corno, fanden wir später das Wappen von Modena. Man sollte denken, es sei keine Gefahr vorhanden, daß es in diesen eisigen Höhen zu Grenzstreitigkeiten käme; aber unser Führer erzählte uns, daß mehr als einmal hier ein blutiger Kampf zwischen Hirten der verschiedenen Staaten um ihre Weide-

plätze statt gefunden habe. So entweiht die Habgier des Menschen selbst die feierliche Einsamkeit der Hochgebirgsnatur.

Mehrere Minuten hatten wir schon auf der höchsten Spitze des Hornes gestanden, ohne daß uns die wallenden Dünste einen freien Blick auch nur auf die nächste Umgebung gewährt hätten. Da riß ein heftiger Windstoß, der uns beinahe mit hinabgeführt hätte, die Wolkendecke weithin auseinander, daß die zerstreuten Nebel wie geschlagene Schlachthaufen nach allen Seiten hin zerstoben.

Fast schwindelnd blickten wir in den Abgrund, der sich dicht vor unsern Füßen öffnete. In treppenartigen Felsterrassen stürzt der Berg hier furchtbar steil gegen Norden ab, so tief, daß das Auge unten im Grunde kaum noch Baum und Haus zu unterscheiden vermag. Ein Meer von Gipfeln, rauh, nackt und felsig, umstarrt uns, von düstern, steilen Schluchten durchrissen, in deren Tiefe Bäche und Flüsse wie Silberfäden schimmern. Dörfer und Schlösser hängen wie Adlernester an den Klippen; voran auf steilem Hügel die zinnen- und thurmgekrönte Burg der Montauti. Weiter unten erscheint, das Auge verwirrend, ein Labyrinth von Bergen, Hügeln und Thälern, tiefer und tiefer sich senkend bis zu der Ebene der Romagna, die wie ein breites Band am Rande der letzten Hügel sich hinstreckt. Darüber hinweg funkelt, im Sonnenschein hell leuchtend, der Wogengürtel der Adria. Der Finger des Führers weist auf den dunkeln Fleck am Strande: das ist Ravenna, die alte Kaiserstadt. Unser Auge strengt sich an, die fernen Umrisse zu erkennen; ich greife zum bereit gehaltenen Fernrohr — da pfeift es um uns her, neue Wolkenmassen ziehen düster heran; noch einen Augenblick, und das ganze Zauberbild ist verschwunden wie eine Fata Morgana. Vergebens hoffen wir auf seine Wiederkehr und wenden uns endlich wieder dem südlichen Gipfel zu, den wir zuerst erstiegen. Aber kaum gestatten dann und wann die Nebel einen flüchtigen Durchblick auf die näheren

Gegenden: auf die Massen des nahen Libro aperto, auf die tiefe Schlucht des Reno, wo der Wanderer, der dem Rinnsteige der Apenninen folgen wollte, fast 4000 Fuß tief vom Corno alle Scale hinabsteigen müßte, um jenseits, freilich nur etwa 1000 Fuß, wieder empor zu klimmen; auf die Berge von Lucca und den Monte San Giuliano, „per che i Pisani Lucca veder non ponno“ (Dante, Inf. XXIII, 30), auf den See von Bientina, in die Ebene des unteren Arnothals, wo dann und wann in nebelhaften Umrissen die Thürme einer Stadt erschienen. Was hilft es uns, daß uns der Führer auf Ehre und Seligkeit versichert, an hellen Morgen überschaue man hier nicht nur die ganze Breite der Halbinsel vom adriatischen bis zum tyrrhenischen Meer, von Ravenna bis Livorno, sondern man erkenne deutlich die Fluthen des Gardasees im Norden, überragt von den ernsten Massen des Monte Baldo, und die schroffen Zinken der südlichen Kalkalpen, während im Süden die thyrrhenische Küste bis zu dem Hafen von Civita Vecchia und das Meer bis zu den Hochgipfeln Corsicas erscheine! Was hilft es uns, daß wir wissen, daß wir auf dem höchsten Punkte des nördlichen Apennins nächst dem unfern aufsteigenden Monte Cimone stehen!

Die botanischen und entomologischen Schätze des Berges zu erforschen, verhindern uns Nebel und Nässe und der erstarrende Hauch des Windes. Von den Rhododendren, von den Gentianen, die uns der Führer versprochen, fanden wir keine Spur. Ein einziger Schmetterling, der auch in Deutschland Berge wie Ebenen bewohnt (Cid. Russata), flatterte schwerfällig über das nasse Gras.

Wir waren wohl zwei Stunden dort oben gewesen, aber länger war es nicht auszuhalten. Die steile, westliche Lehne hinabkletternd, erreichten wir, etwa 800 Fuß unter dem Gipfel, eine söhlige Grasebene, in der, durch die Bergwand vor dem Winde geschützt, ein Trupp halbwilder Pferde weidete. Jenseits derselben erheben sich kuppelförmig steile, grasbe-

wachsene Hügel. Von ihrer Höhe bot sich uns ein wunderbarer Anblick. Mehrere hundert Fuß unter uns lag, in ovalem Becken eingeschlossen, ein kleiner See, von hohen, vielgestaltigen Bergeshäuptern rings umstarrt, düster und schweigend. Während draußen der Sturmwind braust, kräuselt nicht die leichteste Welle seine spiegelglatte Fläche. Unwillkürlich tauchen vor dem Beschauer all die Sagen von Nymphen und Nixen, welche die Phantasie seiner Jugend bevölkerten, beim Anblick des in geheimnißvoller Tiefe ewig klar und unbeweglich ruhenden Wasserspiegels auf. Am Rande liegen zahlreiche große flache Steine, in die mehr als ein müßiger Besucher seine Namenszüge eingehauen hat. Es ist der Lago Scaffajolo, der Volkssage nach unergründlich, nach manchen durch eine unterirdische Strömung gespeist; nach der prosaischsten und wahrscheinlichsten Annahme eine bloße Ansammlung von Regenwasser.

Zu Nebel und Wolken gesellte sich ein heftiger Schlagregen; wir schauderten vor Kälte und entschlossen uns, wenn auch mit Widerstreben, einer weiteren Excursion auf die Kammhöhe entsagend, den Rückweg anzutreten. Um wenigstens auf einem andern Wege zurückzukehren, wandten wir uns gerade südlich, der tiefen Thalschlucht zu, welche die beiden Seiten des Berghufeisens trennt. Das Herabsteigen auf den steil abfallenden, mit kurzem Grase bedeckten und vom Regen schlüpfrigen Lehnen war mühsam, ja hie und da nicht ohne wirkliche Gefahr, zumal wo das nackte Gestein, in bandartigen Streifen zu Tage gehend, die Matten durch jähe Felsabhänge unterbrach. Obgleich in den ersten Nachmittagsstunden, war die Finsterniß so dicht, daß wir nicht zehn Schritt um uns her zu sehen vermochten. Endlich, etwa 1500 Fuß unter dem Gipfel, traten wir aus der Wolkenhülle wieder in den hellen Sonnenschein. Nur die wilden Bergwasser, die tosend und schaumkochend zwischen den Felstrümmern rauschten, verkündeten den Zustand der Atmosphäre in den höheren Regionen des Gebirges. Je weiter wir ab-

wärts kamen, um so höher stiegen die Nebel an den Bergen hinauf. Noch hatten wir den tief eingeschnittenen Thalgrund der Lima nicht erreicht, da war auch die letzte Hülle um das Corno und Libro aperto verschwunden: in den schärfsten Umrissen zeichneten sich die Hochgipfel auf dem wolkenlosen Hintergrunde des Himmels, mich lebhaft an eine Fahrt auf dem Rigi erinnernd, von dem auch die Nebel nicht weichen wollten, bis ich, des Harrens müde, wieder auf dem Luzerner See angelangt, zu meinem Erstaunen und Aerger den Culm im hellen Sonnenschein über mir erblickte.

Auf dieser Seite des Berges fehlt der allmälige Uebergang des Laubholzes (Nadelholz ist nirgends vorhanden) aus krüppelhaftem Gebüsch zu kräftig vegetirenden Bäumen. Von etwa 4500 Fuß Höhe an abwärts unterbrechen in Gruppen zusammenstehende alte Buchen, die sich mit den edelsten ihres Geschlechts in den deutschen und dänischen Wäldern messen können, die Einförmigkeit der weit gedehnten Matten. Nicht so hoch und schlank, erst weit vom Boden ein ziemlich spärliches Astsystem aussendend, wie wir sie in unseren wohlgepflegten Forsten sehen, sondern von gewaltigem Umfang und von etwa zehn bis zwanzig Fuß Höhe an ein Labyrinth von starken Aesten und dicht belaubten Zweigen ausbreitend, oft mit niederhängenden Spitzen laubenartig, bieten sie den Hirten und Heerden einen Zufluchtsort auch vor dem gewaltigsten Gewitterregen. Auf tiefgründigem Boden, nur gegen Süden dem Winde Zugang verstattend, erfreuen sie den deutschen Wanderer mit dem Anblicke einer Ueppigkeit und Fülle an Laub und Stamm, die er sonst auf den Halbinseln des südlichen Europa, zumal bei den aus der Heimath vertrauten Baumgestalten schmerzlich vermißt. Wohl mögen ihn die Cypressen des Gartens der Villa d'Este in Tivoli, die Pinien von Ravenna, die Oelbäume von Syrakus und Agrigent, die Steineichen von Ariccia und Frascati, die Johannisbrodbäume von Amalfi und die Kastanien des Aetna durch ihre riesigen Verhältnisse in Erstaunen setzen; aber nur in wenigen

verborgenen Schluchten des Apennins, oder auf den wunderbaren Sandsteinfelsen der Alvernia findet er Buchen und Rothtannen, die ihm beweisen, daß Humboldt Recht hat, wenn er sagt, daß es weniger die Schuld der Natur, als der umschaffende Geist der Nationen, die tausendjährige Cultur sei, die Italien des größten Theils seines Wälderschmuckes beraubt habe.

Während wir nach abermaliger Durchwatung eines der zahllosen Waldströme im Schatten einer solchen Buche ausruhten, erzählte uns der Führer, der es für seine Pflicht zu halten schien, uns nicht nur zu geleiten, sondern auch nach Kräften zu unterhalten, eine seltsame Geschichte von zwei Poeten aus den beiden Nachbarflecken San Marcello und Popiglio. Der Ruhm des einen als Sonettendichters habe den anderen nicht schlafen lassen, er sei mit Gegensonetten aufgetreten; aus der Rivalität sei ein förmlicher Sonettenkampf geworden; die beiden Ortschaften haben nach und nach bis zum letzten Mann Partei für ihre respektiven Mitbürger genommen, wie — si parva licet componere magnis — in Paris dereinst die Jobelins und Uranistes für Voiture und Benserade. Erst nach Verlauf mehrerer Jahre und nach dem Erscheinen einer Anzahl von Sonetten habe der Tod des einen Kämpfers dieser literarischen Fehde ein Ende gemacht; doch seien die Spuren nebenbuhlerischer Eifersucht zwischen den beiden Flecken noch immer nicht ausgetilgt.

Dieses Zusammenhalten der Bewohner einzelner Städte und Ortschaften gegen ihre Nachbarn und die daraus entstehende Nebenbuhlerschaft, die gara municipale, ist ein eigenthümlicher Zug im italienischen Nationalcharakter, der sich seit vielen Jahrhunderten stets im Kleinen wie im Großen wiederholt und einer nationalen Erhebung des ganzen Landes, wie den Einheitsbestrebungen einzelner Patrioten immer von Neuem ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzt. Als im Jahre 1848 vorübergehend Aussicht zu einem einigen Königreich oder einer Republik Italien vorhanden zu sein schien,

zankten Rom und Neapel, Florenz und Turin, Mailand und Venedig schon ganz ernsthaft um die Ehre, die künftige Metropole des neuen Reiches zu werden, und ihre Bürger erklärten in Zeitungen, Adressen und Protesten, daß sie ihre Vaterstadt nie zu einer città di provincia herabwürdigen lassen würden. Und so ist es auch innerhalb desselben Staates. Die zum förmlichen Hasse gesteigerte Rivalität zwischen Florenz und Livorno rief die toscanische Contrerevolution vom 12. April 1849 hervor; Neapel und Palermo liegen immer in offenem oder verstecktem Kriege; schlecht verhehlte, oft in helle Flammen ausbrechende Eifersucht herrscht zwischen Turin und Genua, zwischen Rom und Bologna. Ja, nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts ist es kaum zu bezweifeln, daß mit der republikanischen Freiheit des Mittelalters auch die wilden Parteikämpfe wiederkehren würden, gegen die Dante klagend und zürnend die deutschen Kaiser zu Hülfe ruft, zwischen denen, „che un muro e una fossa serra.“

Doch genug davon. Ein Priester, dem wir beim Hinabsteigen begegneten, und der seit 1848 in eines der Dörfer des Hochgebirges verbannt war, hatte das Andenken an jene vielbewegte Zeit wieder lebhaft in mir wach gerufen. Wie viele seiner jüngeren Genossen, hatte er, noch nicht hinlänglich gedrillt und versteint durch Seminar- und Klosterzucht, sich von der patriotischen Begeisterung jener Tage zu Demonstrationen hinreißen lassen, zu denen damals der allgefeierte Name Pius IX. auch die Geweihten des Herrn zu berechtigen schien. Aber er hatte es nicht verstanden, zur richtigen Zeit Chamade zu schlagen und den Rock zu wenden. Bei dem Siege der Reaction füllten sich die Gefängnisse mit politisch Compromittirten aus den weltlichen Kreisen; von den Priestern sah und hörte man nichts. Dem Uneingeweihten konnte es scheinen, es sei Alles vergeben und vergessen. Aber wer in den einsamen Klöstern nachforschen wollte, die in den ödesten Wildnissen der Apenninen liegen, der konnte dort mehr als e i n e m Antlitz begegnen, das er roth und blühend in

den Straßen der Hauptstadt gesehen hatte und das nun bleich und hager aus dem härenen Bußhemde hervorschaute. Einer von ihnen, erzählte der Führer, dem eine noch strengere Strafe drohe, weil er zu Garibaldis Corps gehört habe, irre noch immer unstät und flüchtig in den Einöden des Corno umher.

Wo wir uns am Abhange des Berges rechts dem Limathale zuwandten, bot sich unseren Blicken ein furchtbarer Schauplatz der Verwüstung. Von dem Rücken des Berges bis fast zur Thaltiefe war Alles mit Schutt und wüstem Geröll in wirrem, gestaltlosem Durcheinander bedeckt. Hier und da ragte zur Rechten ein Stück Gemäuer hervor; weiter unten gähnte, halb verfallen, das Portal einer Kirche, deren Wände und Dach fehlten. Es war das durch einen Bergsturz im Jahre 1816 zerstörte und begrabene Dorf Lizzano. Aehnliche Ursachen wie bei dem berühmten Sturze des Roßberges, der zehn Jahre früher Goldau vernichtete, hatten die Katastrophe veranlaßt: lockere Erdschichten, die, allmälig vom Wasser aufgelöst und fortgespült, den sie überlagernden Felsen den nöthigen Stützpunkt entzogen hatten. Die übrig gebliebenen Bewohner (nicht wenige waren dem schnell und bei nächtlicher Weile hereinbrechenden Verderben zum Opfer gefallen) verließen, von Schrecken und abergläubischer Furcht erfüllt, die Umgegend gänzlich. Noch heute liegt der Ort der Zerstörung unberührt wie am Morgen nach dem Ereigniß.

Durch dichtes Kastanien- und Eichengebüsch, von den zierlichen weißen Blüthentrauben und rankenden Zweigen der Waldreben durchwoben, und über kräuterreiche, duftende Hänge stiegen wir in das Thal der Lima hinab, in dem sich die Straße von Florenz nach Modena über den Paß des Abetone hinaufwindet. Eine kühne und in den edelsten Verhältnissen gebaute Steinbrücke verbindet hoch über den Wellen des Flüßchens beide Abhänge des Thales. Nördlich schließen die majestätischen, symmetrisch gebauten Massen des Libro Aperto,

an dem die Lima entspringt, in hellem Sonnenschein leuchtend, den Thalgrund, während im Süden schon die Schatten der Nacht träumerisch auf den Wiesen und Matten ruhen, und nur der Dampf aus den Schornsteinen der Papierfabrik noch röthlich im Abendstrahl schimmert. Als wir durch die einsamen Straßen von San Marcello unserem Nachtquartier zueilten, umgab uns schon nächtliches Dunkel.

---

3. Das Limathal.

Schon früh am folgenden Morgen verließen wir San Marcello, um, dem Laufe der Lima folgend, den berühmten Bädern von Lucca zuzuwandern. Der Himmel war mit einem leichten Flor bedeckt, die Luft mild und ruhig, und in der ganzen Natur um uns her herrschte das tiefe Schweigen eines italienischen Hochsommertages. Wir wanderten zuerst abwärts auf der neuen Straße nach Pescia hin, welche da, wo sie, sich südlich wendend, den Gebirgspaß übersteigt, noch in den letzten Jahren durch mehr als Einen Raubanfall berüchtigt geworden ist. Wir verfolgten sie längs des blumigen und waldigen Berghanges bis zu der hohen, kühn gesprengten Steinbrücke von Popiglio, die zu der gleichnamigen Feste am rechten Limaufer führt. Ein wenig betretener, oft kaum erkennbarer Pfad zieht sich von hier aus im Thale aufwärts, vielleicht vor uns von kaum irgend einem Wanderer außer den Bewohnern der nahen Dörfer und Mühlen betreten. In der That hatte uns in Florenz Niemand über die Beschaffenheit des von uns nach Inghiramis trefflicher Karte von Toscana gewählten Weges Auskunft geben können. Und doch kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Thal Toscanas, ja vielleicht kaum ein einziges der ganzen hesperischen Halbinsel, sich an großartiger landschaftlicher Schönheit und stetem Wechsel der Scenerie mit dem Thale der Lima vergleichen läßt.

Rauschend und schäumend suchte sich der Fluß zu unseren Füßen seinen Weg durch das enge Steinbett, von Zeit zu Zeit in tiefen natürlichen Becken ausruhend, wo unter den vorspringenden Felsen das Wasser im prachtvollsten Smaragdgrün schimmerte. Bald über liebliche Wiesen voll saftigen Grüns, im Schatten hochstämmiger Kastanien, bald an steilen Hängen auf- und abkletternd, das Flüßchen auf zahlreichen Brücken und Stegen überschreitend, führte unser Pfad den steilen Kalkfelsen zu, die uns schon oberhalb San Marcello entgegengeleuchtet hatten. Hinter uns stiegen das Corno alle Scale und die nördlichen Gebirge in großartigen Umrissen empor; vor uns schloß eine gewaltige Felswand, wohl 1500 Fuß hoch ansteigend, die Thalöffnung. Dicht unter ihrem Gipfel hing — man kann nicht sagen: lag — ein Dörfchen wie eines Adlers Horst an dem von unserem Standpunkte fast senkrecht erscheinenden Absturze. Auf dem Grat darüber ragen die stattlichen Ruinen eines altersgrauen Schlosses, nur durch die regelmäßigen Umrisse von der in Stoff und Farbe gleichen Unterlage zu unterscheiden. Zwischen den kleinen, unscheinbaren Häuschen des Dorfes erhebt sich ein größeres Gebäude auf vorspringender Felsplatte: der Aufenthalt einer englischen „Principessa," wie uns ein Bewohner des Thales erzählte, die sich diesen luftigen Sitz in der schwindelnden Höhe erbaut und ihn zu ihrem Lieblingsaufenthalt erwählt hat. So steil sind die Straßen des Dorfes, daß die kleinen Kinder, wenn sie vor den Häusern spielen, von ihren Müttern an die Hausthür festgebunden werden, damit sie nicht in die furchtbare Tiefe stürzen, die zu ihren Füßen gähnt. Ja, am Kirchwege ist der ganzen Länge nach ein Strick gespannt, um die zum Gotteshause Wallenden vor dem Hinabstürzen zu bewahren. Nur auf großen Umwegen zu Fuß oder auf dem an Felsenpfade gewöhnten Maulthier ist der Ort zu erreichen. Und fragt man, warum die Bewohner sich dort oben an dem dürren, wilden Felsen angebaut haben, statt in dem freundlichen, einladenden

Thalgrunde unten; so erhält man hier wie immer dieselbe Antwort: weil sie vor Allem bedacht sein mußten, sich vor den Anfällen raubsüchtiger und zerstörungslustiger Nachbarn zu schützen.

Nirgends erhalten wir einen deutlicheren Begriff von den wilden und schrecklichen Zeiten des Faustrechts, als in den Gebirgsgegenden Italiens, sei es, daß wir die Schluchten des lucchesischen Apennins, die wilden Gebirge der Garfagnana, daß wir die felsigen Höhen des Sabinergebirges, oder die einst blühenden und fruchtbaren, jetzt verödeten und trostlosen Höhenzüge des inneren Siciliens besuchen. Während in dem übrigen Europa mit dem Steigen der Civilisation und dem Milderwerden der Sitten die Bewohner allmälig von den unzugänglichen Höhen in die fruchtbaren Thäler hinabstiegen, so daß nur noch die zerfallenden Trümmer der Ritterburgen und alten Kirchen als Denkmale der rauhen Vorzeit auf den Berggipfeln zurückblieben, ist in Italien im äußeren Ansehen des Landes seit vier Jahrhunderten wenig verändert. Neue Ortschaften sind kaum irgendwo gegründet; die Bewohner, meist ohne Industrie und von allem spekulativen Sinn so fern als möglich, bleiben in den alten Sitzen der Väter, bis sie in Trümmer fallen. So ist's nichts Seltenes, Dörfer im Gebirge zu finden, in denen mehr als die Hälfte der Häuser in Ruinen liegt, so daß ihre Bruchstücke die Gassen versperren. — Von San Marcello bis zu den Bädern von Lucca fanden wir auf einer Strecke von vierzehn italienischen Meilen nicht Eine Ortschaft im Thalgrunde, während rings die steilsten Höhen der Spitzen der Höhen um uns her damit bekränzt erschienen.

Unterhalb Lucchio — so heißt jenes Dorf am Abhang — reißt sich ein mächtiges Felsenthor aus weißen Kalkklippen auf. Mehrere tausend Fuß hohe, furchtbar steile Berge umgeben uns von allen Seiten. Scharfe Klippen in den wunderbarsten Formen starren von ihren Seiten und Rücken wie die Borsten eines Stachelschweines. Bald sind es Hörner

und Nadeln, bald Zähne und Zinken, bald Steinlabyrinthe, zuweilen eine wunderbar täuschende Nachahmung zerfallener Burgen, an die Sandsteinklippen der Vogesen erinnernd. Nur die untersten Abhänge sind, wie der schmale Thalgrund, mit einem bunten und üppigen Blumenflor bedeckt; weiter oben ist alles nackter Fels. Nur das Rauschen der zahlreichen Wasserfälle, die in Schaum zerstiebend von den Felsen herabstürzen, oder plötzlich wie Silberfäden aus den dunkeln, engen Schluchten hervorschießen, welche sich bald links, bald rechts öffnen, oder das Klappern eines einsamen Mühlrades unterbricht die tiefe Stille. Auf dem ganzen langen Wege begegneten wir kaum einem einzigen lebenden Wesen. Endlich traten die Felsen mit senkrechtem Abfall zu beiden Seiten an das Flußbett heran, mit wildem Tosen füllte der Strom den engen Paß; hier weiter vorzudringen, war unmöglich.

Wir mußten uns entschließen, dem Wege zu folgen, der am linken Ufer den steilen Bergabhang nach einem hoch oben liegenden Dorfe empor führt. Ueber loses Geröll von scharfeckigen Kalksteinen, an gähnenden Grotten vorüber, klommen wir mühsam unter dem heißen Strahl der inzwischen hervorgetretenen Mittagssonne bis zu den ersten Häusern des Dorfes empor. Aber nicht als ob wir hier am Ziele wären. Die Ansteigung ist eben so steil, der Boden eben so ungleich als vorher, nur der Weg zugleich schlüpfrig und dunkel; denn von Straßen im eigentlichen Sinne ist hier keine Rede. Enge Durchgänge zwischen den dicht aneinander gedrängten Häusern, zuweilen von Weinlaub überdacht, eine Pergola bildend, zuweilen, wie in dem Sabinerstädtchen Olevano, durch den Felsen und die Häuser wie wahre Tunnel (aber ohne Gasbeleuchtung!) gebrochen, vertreten ihre Stelle. Von Hitze und Anstrengung, von Hunger und Durst erschöpft, suchten wir vergebens nach einer Osteria, ja lange Zeit nach einer menschlichen Seele. Endlich trafen wir auf ein paar alte Weiber, die uns mittheilten, daß eine Schenke schon seit längerer Zeit nicht mehr bestehe, daß wir aber in einem

bezeichneten nahen Hause wohl Etwas zu essen und zu trinken bekommen würden. Allein das Haus war durch einen davor gelegten Balken verschlossen; vergebens war Klopfen und Rufen, vergebens, nachdem wir mit Gewalt eingebrochen, unser Suchen nach den Bewohnern. Nach einer abermaligen Consultation mit unseren beiden Gönnerinnen versprach uns die eine Wein, die andere Brod zu liefern, und während die letztere es zu holen ging, führte uns jene durch allerhand seltsame Winkel zu ihrem Häuschen. Aber in dem einzigen Zimmer war nicht zu bleiben. Dunst, Schmutz, Hitze und Ungeziefer trieben uns rascher hinaus, als wir hineingekommen waren. So wurden denn die drei gichtbrüchigen Stühle, mit schmierigem Strohgeflecht überzogen, auf den kleinen Hof gebracht, wo uns zwei zum Sitzen, der dritte zum Tische dienen sollten. Es war eine seltsame Scene: Ruinen umgaben fast von allen Seiten den düsteren schmutzigen Hof, mit üppigen Nesseln und Hollunder überwuchert, zwischen denen sich die verwilderten Ranken des Weinstockes durch die leeren Fensterhöhlen drängten. Casoli, so erzählte uns der inzwischen herbeigekommene Mann unserer Wirthin, sei in alten Zeiten ein großer Ort gewesen; aber vor zwei Jahrhunderten habe die Pest ihn entvölkert, und seit jener Zeit stehe der größere Theil seiner Häuser leer und falle in Trümmer.

Unser Mahl war mehr als frugal. Der hellröthliche Wein, ein Produkt der kranken Trauben des letzten Jahrganges, gab an Säure dem Jenenser Landwein nichts nach und war dabei so schmutzig, daß wir ihn erst durch unsere Taschentücher laufen lassen mußten, um ihn genießbar zu machen. Selbst das Wasser mußten wir erst durch eine ähnliche Operation von seinen Bewohnern, die nichts weniger als nur Infusorien waren, scheiden. Das Brod von Maismehl war grob und hart wie Stein, der angepriesene Schafkäse durchaus ungenießbar. Dafür aber hatten wir ein großes Publikum. Nach und nach hatte sich die Nachricht

verbreitet, zwei Forestieri seien angekommen, eine hier vermuthlich unerhörte Thatsache, und ein großer Theil der Dorfbewohner hatte den Hof und seine Zugänge besetzt, um uns mit dem Ausdruck der unverkennbarsten Neugier und Verwunderung anzustarren. Nach und nach gelang es uns, sie durch Fragen und Austheilung der Reste unseres Mahles gesprächig zu machen, namentlich ein gar hübsches, blondes Bauernmädchen, mit blauen Augen und von schlankem, hohem Wuchs, die von ihren Freundinnen nicht sehr zart mit ihrem Sposo, dem Sohne unserer Wirthin, geneckt, bis über die Augen erröthete und endlich, die Schürze vor das Gesicht gedrückt, schreiend entfloh. Der Sposo aber folgte ihr und brachte sie zu allgemeinem Jubel halb mit Güte, halb mit Gewalt als Gefangene zurück. Als wir endlich Abschied nahmen, gab uns die halbe Dorfschaft das Geleit bis zum Orte hinaus, uns alles mögliche Gute auf den Weg wünschend. Die schöne Barbara reichte uns die Hand zum Abschied und fügte ihrem buon viaggio, Signori, noch die Bitte hinzu, sie doch ja nicht für frech zu halten, weil wir sie in dem Hause ihres Bräutigams gefunden hätten; seine Mutter sei ihre Comare, ihre Pathin.

Der Westabhang des Berges von Casoli, den wir jetzt hinabstiegen, ist mit Weinpflanzungen bedeckt. Der Wein ist hier im Gebirge, wo die Rauhheit des Klimas den Oelbaum nicht mehr fortkommen läßt, und die Configuration des Bodens den Getreidebau nicht gestattet, neben Kastanien und eßbaren Schwämmen der einzige Reichthum der Bewohner. In günstigen Jahren verkaufen sie einen Theil an die Bewohner der Ebene; denn der vino di collina gilt überall für besser als der vino di pianura. Für sie selbst aber ist er nicht nur eine Erquickung (von Branntwein und Bier ist hier keine Rede), sondern auch ein Nahrungsmittel. Es ist unglaublich, wie viel „Körper“ gewöhnlich dieser toscanische Landwein besitzt, und so wollen ihn die Eingeborenen; den abgeklärten oder nach französischer und deutscher Art bereiteten

mögen sie nicht leiden. Man muß den Wein nicht nur trinken, sondern auch essen können, sagen sie. Ein Zusatz von vino cotto (gekochtem Wein) aus Corsica vermehrt diese Eigenschaft: er macht ihn süßer, dicker und schwärzer.

In diesem Jahre sah es traurig aus um das Labsal der Bewohner von Casoli. So weit unsere Blicke reichten, ließen die Stöcke die wie mit Rostflecken bedeckten Blätter hängen, während die Beeren selbst, mit dem grauen Schimmel des verderblichen Oidiums überzogen, in halber Größe aufplatzten und vertrockneten. Auf der ganzen weiteren Reise trafen wir überall auf dieselbe Erscheinung. Wer weiß, welchen Einfluß die Rebe mit ihren Ranken, die von den Ulmen, Pappeln und Maßholderbäumen herabfallen, und ihren von Baum zu Baum geschlungenen Festons auf den landschaftlichen Charakter, zumal der Thäler und Ebenen Italiens, übt, der wird uns beistimmen, wenn wir sagen, daß seit dem Ueberhandnehmen der Traubenkrankheit die Physiognomie der italienischen Landschaften von ihrer Schönheit eingebüßt hat. Welchen Einfluß aber der immer zunehmende Mangel des unentbehrlichen Lieblingsgetränks auf das geistige und leibliche Leben der Nation äußern wird, läßt sich noch nicht ermessen; jedenfalls muß er ein bedeutender sein. Im Sommer 1853 durchreiste ich das Land von Syrakus bis zu den Alpen; aber von den Ufern des Anapus bis zu denen der Eisack fand ich kaum Einen gesunden Rebstock. Der Ertrag ist durchschnittlich auf $\frac{1}{10}$ reducirt, und der Preis auf das Fünffache gestiegen (der Fiasco vorjährigen Weins, etwa $2\frac{1}{2}$ Litre enthaltend, von durchschnittlich 3 auf 15 Sgr.). Der im übrigen Toscana trotz seiner Lächerlichkeit sehr verbreitete Aberglaube, daß der Kohlendampf der Lokomotive schuld an der Traubenkrankheit sei, war natürlich zu den weit von der Eisenbahn entfernten Casolesen noch nicht hingedrungen. Ein neu in Florenz dagegen aufgefundenes Mittel, das wir ihnen mittheilten, erregte große Freude und

sollte sofort im Großen angewendet werden. Ob es Erfolg gehabt, habe ich nicht erfahren.

Jenseits Casoli verändert sich der Charakter der Landschaft von Neuem. Wir treten aus dem Kalkgebirge; der wieder vorherrschende Sandstein bildet rundlichere Kuppen, mit sanfteren Abhängen und dichterer Bewaldung vom Fuße bis zum Gipfel. Drei Miglien vor den Bädern erreichten wir die neue Fahrstraße und verspeisten bei den ersten Häusern, vom Durste gepeinigt, zum nicht geringen Erstaunen der Bewohner, einen mindestens zehn Pfund schweren Cocomero (Wassermelone). Als wir den jenseit des Flüßchens freundlich am Berge lagernden Häusern und Anlagen der Villa gegenüber anlangten, entluden sich die lange drohenden Wolken in einem strömenden Gewitterregen. Von allen Seiten zuckten die Blitze, furchtbar und unaufhörlich rollte der Donner zwischen den hohen Bergwänden des engen Thales. Vergebens harrten wir unter einem halboffenen Schuppen, wo mir mein Freund mit gewaltigem Pathos von einem umgestürzten Karren herab einige von Delavigne's Messéniennes vortrug; schon dämmerte der Abend, wir mußten durch Sturm und Regen weiter. Da wir aber kein Zeug außer dem, was wir auf dem Leibe hatten, bei uns führten, drangen wir kühn in eine nahe Villa und setzten es durch höfliche Beharrlichkeit nebst etwas Unverschämtheit durch, daß die halb erschreckte englische Dame, die sie bewohnte, uns einen gewaltigen Regenschirm lieh, unter dessen schützendem Dache wir glücklich mit der sinkenden Nacht den Ponte di Serraglio, das Centrum der Bagni di Lucca, erreichten.

---

4. Die Bäder von Lucca.

Die Bagni di Lucca, im Thale der Lima etwa eine Stunde oberhalb ihrer Mündung in den Serchio gelegen, sind der einzige Badeort Mittelitaliens, der einigermaßen an un-

sere vielbesuchten deutschen Bäder erinnert. Während in San Casciano, Chianciano, la Porretta und selbst in dem fashionabeln Monte Catini der Badegast nur für schweres Geld die nothdürftigsten Bequemlichkeiten findet und jedem Genuß des Badelebens, so weit ihn nicht etwa die schöne Natur der Umgegend bietet, entsagen muß, verrathen die Bäder von Lucca schon durch ihr elegantes Aeußere, die großen modernen Gast- und Speisehäuser, die wohlgepflegten Anlagen, das lebendige Treiben geputzter Leute in den Straßen und Umgebungen, daß wir uns hier nicht wie dort in einem großen Hospital, sondern vielmehr in einer Sommerresidenz von Gesunden befinden. In der That habe ich nie in Erfahrung bringen können, daß die Heilkraft der Mineralbäder (getrunken wird das Wasser nicht) je irgend einem Kranken die Gesundheit wieder gegeben habe. Die Bagni verdanken ihren Glanz dem letzten Herzog von Lucca, dem Infanten Karl von Bourbon, einem Freunde der Pracht, des Spiels und der Fremden, welcher durch seine verschwenderische Gastfreiheit, den Glanz seiner Feste und den Reiz des grünen Tisches eine sehr zahlreiche und fashionable, wenn auch vielleicht nicht „unexceptionable" Gesellschaft, meist aus Söhnen und Töchtern Albions bestehend, dahin zu locken gewußt hatte. Liebhaber der chronique scandaleuse werden ihren Geschmack in hohem Grade befriedigt finden, wenn sie der Geschichte jener hohen Badegesellschaft nachspüren wollen, an deren Spitze der Herzog selbst stand, nebst seinem früheren Reitknecht und späteren Minister Ward und einigen ähnlichen Günstlingen, worunter auch der zum Oberceremonienmeister beförderte Modehändler D.

Diese glänzenden Tage waren nun freilich vorüber; die Bäder waren mit dem ganzen Herzogthum unter toscanische Herrschaft gefallen, das Spiel hatte aufgehört, nur selten hallten die glänzenden Räume des „Conversationshauses" von den Klängen der Tanzmusik wieder. Aber die herrliche Lage in dem kühlen, frischen Thalgrunde, von hohen, schönge-

formten und reich bewaldeten Bergen umgeben, aus deren Schluchten zahlreiche, nie versiegende Bäche krystallhellen und ewig kalten Wassers hervorbrechen, führt, verbunden mit den Bequemlichkeiten, die sie hier wie nirgends in Italien finden, jährlich, zumal zur Zeit des solleone (der Hundstage), eine zahlreiche Kolonie von Zugvögeln aus allen Theilen Europas hierher. Vor allen sendet Florenz, dessen weiße Kalksteinquadern um diese Jahreszeit die Strahlen der Hundstagsonne mit unerträglicher Glut zurückwerfen, ein zahlreiches Contingent. Die Engländer spielen freilich hier wie überall die erste Rolle. In der That möchte man, wenn man die einzige Hauptstraße des Ponte di Serraglio, des mittleren unter den drei Oertchen, aus denen die Bagni bestehen, durchwandert, schier glauben, man befinde sich irgendwo zwischen „den vier brittischen Meeren." English bread and biscuit — Circulating library und ähnliche Inschriften blicken uns von allen Häuserfronten an. Und die Dame mit der feinen, schlanken Taille und dem langen schwarzen Reitkleid, mit dem Männerhut und grünen Schleier, kann so wenig ihre angelsächsische Abstammung verleugnen, wie der rechtwinklig abstehende rothe Backenbart, die steife weiße Cravatte und die kühn emporstrebenden Vatermörder ihres Begleiters.

Unter dem Zeltdach des Caffè nobile, wo wir vorläufig Halt machten, fanden wir ein halbes Dutzend Bekannte von Florenz her, die uns freudig begrüßten. Neue Ankömmlinge mit frischem Unterhaltungsstoff aus der Metropole sind hier ein gesuchter Artikel, und die in Florenz beim Vorübergehen kaum den Hut berührten, halten hier ein Händeschütteln im besten englischen Styl. Die Gesellschaft bestand in ihren Hauptpersonen aus einem Engländer, der die drei Eigenschaften eines Rentners, Malers und Entomologen in gleich origineller Weise in sich vereinigte, einem florentinischen Edelmanne, einem Kaufmanne aus Paris und einem römischen Advokaten. Gemeinsame Landpartien auf den folgenden Tag

wurden sofort verabredet, und kaum hatten wir von unserem kleinen, aber freundlichen Quartier im „giardinetto“ Besitz ergriffen, so erschienen auch Einladungskarten zu dem ersten seit langer Zeit in den Räumen des Conversationshauses stattfindenden bal paré.

Schon in der ersten Frühe des folgenden Tages schritten wir durch die köstlich frische Morgenluft die Schattengänge hinauf, die sich von dem Ponte di Serraglio zu den sogenannten warmen Bädern bergan ziehen. Kleine, kaum fußlange Vipern, wie ich sie nie in solcher Menge gesehen, glitten über das thaufeuchte Gras des Abhanges herab über den Weg, mit aufgehobenem Kopfe hinter uns her schießend, wenn wir sie mit dem Stock reizten. — Die Bagni caldi, ebenfalls der Wohnsitz zahlreicher Badegäste, bestehen aus einer Anzahl unscheinbarer, an dem steilen Berghange eng zusammengedrängter Häuser. Den Kamm des Berges übersteigend, gelangten wir auf der östlichen Seite durch schattige Waldpfade, an frischen, rieselnden Quellen eiskalten Wassers vorüber, dann durch Weinberge, Maisfelder und Gartenanlagen zu den Bagni alla Villa, wo sich mehrere reizend gelegene Landhäuser und ein kleines Dorf um das Lustschloß des Großherzogs als drittes Badeetablissement gruppiren. Eine Allee, meist aus freudig vegetirenden Mimosen (eigentlich Acacia Julibrissin) bestehend, im vollen Schmuck der zart gefiederten Blätter und duftigen Blüthenbüschel prangend, führte uns zum Ponte zurück.

Nachmittags wurde in Begleitung unseres englischen und französischen Freundes ein weiterer Ausflug nach dem Dorfe Lubbiano unternommen, welches den Rücken eines der hohen Berge krönt, die das Limathal im Süden umkränzen. Der Weg führt durch Kastanienwald steil und beschwerlich aufwärts. Wie fast überall an den Abhängen des Apennins von Genua bis Salerno, ja bis zu dem Gebirge von Madonnia im inneren Sicilien, bestehen die Pfade großentheils aus dem trockenen Gerinne eines Bergstroms, oft hoch be-

deckt mit scharfeckigen Kalksteintrümmern, auf die Länge in diesem heißen Klima eine fast unerträgliche Plage für den Wanderer. — Wo wir, etwa tausend Fuß hoch empor geklommen, den Wald verlassen, beginnt Getreide- und Weinbau, eine in allen Theilen Italiens sehr gewöhnliche Erscheinung. Wie oft bin ich, das angebaute Thal verlassend, mühsam durch verwachsenes Gestrüpp von Ginster, baumartiger Heide, großfrüchtigen Wachholderbeeren, Stechpalmen und Erdbeerbäumen stundenlang emporgeklommen in einer Wildniß, die nie eines Menschen Fuß betreten zu haben schien, um mich plötzlich hoch oben zwischen Häusern und inmitten wohlgepflegter Aecker und Gärten zu finden.

Ein steiler Pfad führte uns durch Weinlauben zum Eingang des Dorfes. Auch hier dieselben engen, steilen und schmutzigen Gassen, dieselben zusammengeklebten, aus unbehauenen Steinen aufgemauerten Häuschen wie in Casoli. Und so sind alle Dörfer weit in der Runde. Als wir, auf dem höchsten Punkte von Lubbiano angelangt, uns auf einer Gartenmauer lagerten, sahen wir diese Ortschaften ringsher von allen Bergspitzen herab in die einsamen und öden Thäler blicken. Die Aussicht war herrlich. Im Nordwesten öffnete sich der freundlich grüne Thalgrund des Serchio, der sich da, wo er die rasch strömende Lima empfängt, zu einer kleinen Ebene erweitert, einer hell schimmernden Oase inmitten des wilden und düstern Berglabyrinths, das sie von allen Seiten einschließt. Wir sehen die zierliche neue Kettenbrücke sich über den Fluß schwingen und verfolgen ihn aufwärts, bis wo er die Städtchen Barga, Castelnuovo u. a. wie Perlen an seinem glänzenden Silberbande aufreiht. Oestlich und nördlich drängen sich die zahllosen Kuppen und Spitzen der die Lima begleitenden Gebirge eine neben der andern hervor, von einzelnen Gipfeln des Hochgebirges überragt, um deren ernste Häupter ein Kranz von parasitischen Wolken schwebt. Nur der gewaltige Dom des Prato fiorito, den steilen Felsabfall uns zugekehrt, zeichnet seine schöne grüne Wölbung in

scharfen Umrissen auf dem dunkelblauen Horizont. Wer von meinen Lesern je die Bäder von Lucca besuchen sollte, dem rathe ich, sie ja nicht wieder zu verlassen, ehe er den Gipfel der „blühenden Wiese" bestiegen. Zwar ist der Weg weder kurz noch ohne Beschwerde, häufig steil, doch nirgends eigentlich gefährlich. Aber der prachtvolle Blick von dort oben auf die gegenüberliegende Hauptkette der Apenninen einerseits, auf Berg- und Hügelland, auf Ebene und Meer andererseits wird ihn reichlich entschädigen, selbst wenn er weder Botaniker noch Entomolog ist, um in dieser Hinsicht die reichen Schätze des Berges zu würdigen.

Ein alter Bauer hatte sich zu uns gesellt, während wir da oben lagerten, und mit der unbefangenen Geschwätzigkeit seiner Landsleute alsbald eine Unterhaltung mit uns eingefädelt. „Ja," erwiderte er auf unsere diesfällige Frage, „von dem Ertrage des kleinen Stückchen Feldes, das wir hier oben haben, könnten wir freilich nicht leben. Etwas verdienen wir allerdings noch mit dem Verkauf von Kastanien, und zumal von Erdbeeren und Schwämmen, die wir im Sommer und Herbst hinunter nach Lucca, ja, seit die Eisenbahn da ist, bis nach Pisa, Livorno und Florenz bringen; aber unser Hauptverdienst liegt draußen. Jeden Herbst wandern alle jungen Leute des Dorfes, die etwas auf sich halten, aus in die Fremde, die einen in die Maremmen unten, die andern nach Corsika, auch wohl nach Sardinien. Noch andere aber ziehen mit einem Maestro fort in das ferne Ausland, um den Fremden italienische Gypsfiguren zu verkaufen, und schlagen sich jahrelang elend durch, um am Ende von dem Meister ein kleines, vorher contraktlich festgestelltes Kapital zu erhalten, um das sie von den gewissenlosen Herren auch noch oft geprellt werden, so daß sie noch ärmer und abgerissener heimkommen, als sie ausgezogen sind. Die aber hier in Italien bleiben, kommen meist im Frühjahr mit vollen Taschen zurück, liegen den ganzen Sommer auf der Bärenhaut, spielen, trinken und laufen den Mädchen nach, bis sie

im Herbste wieder arm wie die Kirchenmäuse abziehen, um von vorne anzufangen. Ja, liebe Herren, wir könnten Alle reiche Leute sein, so viel Geld wird verdient, und doch sind wir nichts als arme Schlucker. Und es ist wahrhaftig kein Spaß, dort unten in den Sümpfen die schwere Arbeit zu thun und sich in der giftigen Luft zehrende Fieber zu holen, oder gar den wilden Corsen sein Leben anzuvertrauen. Das ist ein schreckliches Volk!"

Dabei malte er uns ein schauerliches Bild des Lebens auf Corsika und Sardinien, auf welcher letzteren Insel das Räuberhandwerk ganz öffentlich getrieben werde und Mord und Todtschlag an der Tagesordnung sei. Allerdings steht der gutmüthige, biegsame und mehr oder weniger feige Charakter der Toscaner und Luchesen mit der wilden und rohen Natur jener Inselbewohner im stärksten Contrast.

Glühend versank die Sonne hinter den hohen Spitzen der apuanischen Alp. Auf dem brennenden Hintergrunde schienen die gewaltigen dunkeln Kegel flammensprühende Vulkane. Auf den östlichen Bergen ruhte jener warme, orangefarbige Duft, der, allmälig in eine sanftere Veilchenfarbe übergehend, den Hauptreiz italienischer Abendbeleuchtungen bildet. — Nicht ohne Gefährde klommen wir schon in tiefem Dunkel die steilen Waldwege hinab. Im Thale angelangt, weilten wir noch lange am moosigen Fuße der alten hohlen Kastanie, die über den im Mondschein glitzernden Wellen der Lima hing. Es war ein herrlicher Sommerabend, voll Duft und träumerischer Stille. Es war als ob das Thal unten mit seinen vielen hie und da aufblitzenden Lichtern den wolkenlosen Sternenhimmel widerspiegle, zwischen beiden die hohen, waldigen Hänge, wie eine gewaltige Scheidewand zwischen Himmel und Erde.

Es ist wunderbar, welchen Zauber die stille, friedliche Majestät der nächtlichen Natur auf die Gemüther ausübt. Menschen, die bei Tage jeder tieferen Empfindung unzugänglich schienen, Witzbolde, Spötter und kalte Verstandes-

menschen werden ernst und feierlich bewegt, wenn der Schleier der Nacht herabsinkt und die Stimmen des Lebens um sie her verstummen.

Lange saßen wir so, der Engländer, der Provençale und ich, unter dem alten Kastanienbaum am Ufer, ein jeder in seiner Muttersprache Gedanken und Empfindungen Raum gebend, die er vielleicht zu profaniren gefürchtet hätte, hätte er sie beim hellen Schein des Tageslichts ausgesprochen. Ein jeder erzählte von den Schauplätzen seiner Kindheit und von den Schönheiten der heimatlichen Natur und von allem, was er Theures daheim im Vaterlande gelassen; und waren auch die Scenen, die wir schilderten, so verschieden wie die drei Sprachen, die wir redeten, so waren doch das Eine und das Andere nur Variationen desselben Grundtons, der in unsern Herzen angeschlagen war. So reichten wir uns die Hand zum Abschied, als der Mond schon hoch im Süden stand, ohne uns zu der Gruppe vor dem Kaffeehause zu gesellen, aus der Musik und Gelächter zu uns herüberschallten. Der Engländer wollte am folgenden Morgen dem Norden zueilen, wir unsere Gebirgsreise weiter gen Westen verfolgen.

---

5. Nach Pietrasanta.

Da es uns nicht möglich war, einen Führer über die schwierigen Gebirgspässe der apuanischen Alp nach Seravezza zu finden, so fuhren wir am folgenden Morgen in einem leichten, offenen Wagen thalabwärts, um auf einem großen Umwege über Pietrasanta zu unserm Ziele zu gelangen. Die schöne Kunststraße, die von den Bädern nach der Hauptstadt Lucca führt, ist allein eine Reise werth. Etwa eine Stunde unterhalb des Ponte di Serraglio erreichen wir den Serchio, der hier schon als ziemlich bedeutender Fluß, grün und schimmernd wie die Reuß, wo sie aus dem Luzerner See tritt,

über Felsblöcke und Steintrümmer rauschend, sich seinen Weg nach der Ebene sucht. Die Scenerie ist reich und voller Abwechselung. Hohe, vielgestaltige Bergkuppen, bald steil und vorgebirgsartig in das Thal abfallend, bald in schönen Linien allmälig ansteigend; hier von reichem Hochwald bedeckt, dort nackt, öde und klippenbesäet, wechseln mit lauschigen grünen Seitenthälern und tiefgerissenen, von schäumenden Waldbächen durcheilten Schluchten. Wo sich das Thal von Zeit zu Zeit etwas weiter öffnet, schlingen sich Rebenguirlanden an den unteren Berghängen von Baum zu Baum, während im Thale selbst die hohen, saftgrünen Schafte und breiten Blätter des türkischen Weizens im Morgenwinde wogen.

Wo hie und da eine Gruppe eng zusammengedrängter Häuser am Ufer erscheint, spannt eine schmale, kühngeschwungene Steinbrücke ihre Bogen über den Fluß. Wunderbar vor allen, ein beliebter Vorwurf für den italienischen und nordischen Landschafter, in den Albums weniger englischer Touristinnen fehlend, ist die Teufels- oder Magdalenenbrücke (Ponte del Diavolo oder alla Maddalena). Ihr mittlerer Bogen bildet den Abschnitt eines Kreises, dessen Centrum bedeutend über dem Boden liegt, und ist so hoch, daß die nahen mehrstöckigen Häuser bequem darunter Platz finden könnten. Dem von den Bädern herkommenden Wanderer erscheint die Brücke mit der malerisch am rechten Flußufer unter dem steilen Berghang zusammengedrängten Häusergruppe, mit dem lichten Walde dickstämmiger Kastanien zur Linken, mit dem schäumenden, schimmernden Flusse und dem kegelförmigen Berge, der mit seinen imponirenden Massen hoch am Horizonte emporsteigend, den Hintergrund bildet, als ein Bild von seltener Schönheit — ein fertiges Gemälde und nicht ein bloßes Motiv für den Künstler.

Allmälig senken und verflachen sich die Berge, obwohl sie noch hie und da so dicht an das Ufer herantreten, daß man die an beiden Seiten herlaufenden Straßen zum Theil

in die Felsen gesprengt, ja da und dort als Tunnels hindurchgeführt hat. Bei dem Dorfe Montemagno erreichen wir die lucchesische Ebene und durchfahren sie, die große Straße nach Lucca verlassend, in westlicher Richtung längs des Fußes der Gebirge. Ein lachenderer Anblick, eine Landschaft, die mehr das Bild üppiger Fruchtbarkeit und sorgfältiger Cultur darböte, als die Ebene von Lucca, ist vielleicht in Europa kaum irgendwo wiederzufinden. Ununterbrochene Weinguirlanden, von Pappeln und Ulmen herabhängend*), überziehen sie mit einem Netze von Blättern, Ranken und Trauben. Zwischen ihnen stehen zahllose Feigenbäume, Pfirsiche und Aprikosen, lichte Wälder bildend, aus denen die weißen Gehöfte halbversteckt hervorlugen. Unter ihnen wogen in üppiger Fülle Mais- und Lupinenfelder, denen der längst geerntete Weizen seit Ende Juni Platz gemacht hat. An den zahllosen Bewässerungsgräben erheben sich dichte Gebüsche des italienischen Schilfrohrs (Arundo donax) schlank und hoch wie Bambus. Fette, blumenbedeckte Wiesen unterbrechen die Einförmigkeit dieser Waldfelder. An den Hügelabhängen steigen die Olivenpflanzungen, die das in der ganzen Welt berühmte olio di Lucca liefern, in üppiger Fülle empor. Von Cypressen, Steineichen und Lorbeerbäumen eingefaßt, winken Villen, Klöster und schlanke Kirchthürme von den Höhen herab, hie und da, wo ein steilerer Felskegel vortritt, von halbzerfallenen Thürmen und Schlössern der Vorzeit unterbrochen, die der Epheu, sie mit seinen grünen Armen fest umschlingend, vor der drohenden Vernichtung bewahren zu wollen scheint.

In dem alten Flecken Camajore, dem der letzte Herzog von Lucca, wahrscheinlich um sich rühmen zu können, daß er mehr als Eine Stadt in seinen weiten Reichen besitze, städti-

*) In Toscana braucht man den Feldahorn, in Lucca und vielfach im Neapolitanischen hauptsächlich die Schwarzpappel, im größten Theile des übrigen Italiens die Ulme als Stütze für den Weinstock.

sche Gerechtsame verliehen hat, hielten wir kurze Rast. Mit seinen engen, schmutzigen Straßen, seinen hohen, halbzerfallenen Steinhäusern, seinem Heere von Tagedieben und Bettlern, und seinem absoluten Mangel an allem Comfort ist Camajore ein wahrer Prototyp einer italienischen Landstadt. Während in dem vor Schmutz starrenden einzigen Zimmer des erbärmlichen Kaffeehauses die schnurbärtige Wirthin uns den schwarzen Nektar kredenzte, traten zwei Gensdarmen herein, von denen sich der eine mit gezogenem Seitengewehr neben uns postirte, während der andere ein Papier aus der Tasche zog und seine Blicke auf uns und wieder zurückschweifen ließ, dabei fortwährend kopfschüttelnd und unverständliche Worte murmelnd. Schließlich forderte er uns unsere Legitimationspapiere ab, zog nach Einsicht derselben den Hut und bat uns höflichst um Entschuldigung wegen des Mißverständnisses: es seien zwei berüchtigte Diebe aus Pisa entsprungen, sein Kamerad habe ihm die Ankunft zweier Fremden angezeigt, „die ungefähr so aussähen,“ und da sei es denn seine Pflicht gewesen, sein Signalement mit unserer Person zu vergleichen. Er sehe aber nun wohl, wir seien „Galantuomini und Gente di Garbo,“ und bitte die Signori bestens um Entschuldigung. Zugleich erbot er sich zu allen möglichen Gefälligkeiten, um den begangenen Irrthum wieder gut zu machen. Ein toscanischer Gensdarm ist (oder war wenigstens, die Zeiten haben sich auch hier neuesterdings geändert) stets so höflich, daß seine Collegen unter unseren Landsleuten noch recht viel von ihm lernen könnten.

Außer ihnen, dem Bart der Caffetiera und dem über einem Stadtthore en gros gemalten Zodiacus habe ich übrigens in Camajore keine besondere Merkwürdigkeit auftreiben können. Wir erreichen nun bald die große Straße von Pisa nach Genua, die durch die schmale Ebene zwischen Meer und Gebirge führend, uns in einer Stunde nach Pietrasanta bringt. Wer einen Begriff davon zu bekommen wünscht, daß die vielgeschmähte Olive auch ein schöner Baum werden kann, der

muß sie hier aufsuchen. Weder verstümmelte Krüppel, beschnittenen Weiden ähnlich, wie bei Florenz, noch hohl, dick und ungestalt, wie bei Tivoli, noch so riesig und oft malerisch, aber knorrig und unsymmetrisch wie bei Syrakus und Agrigent, sondern schlank, hochstämmig, dicht belaubt, mit langen, biegsamen, im Winde schwankenden Aesten, bieten sie, ihren Schatten über den grünen Rasenteppich werfend, einen so reizenden Wald, wie sich ihn der nordische Wanderer nur wünschen mag.

Im Hotel Nardini (Hôtel de la Poste) zu Pietrasanta, wohin uns Herr D., der zum Ceremonienmeister avancirte Modist empfohlen hatte, fanden wir freundliche Aufnahme und ein sehr behagliches pied-à-terre.

Der Gasthof liegt außerhalb der Stadt. Nach unserem Diner durchstreiften wir die Straßen ohne besonderen Zweck und ohne Guide du voyageur, es dem Zufall überlassend, uns die Merkwürdigkeiten des Ortes, die „lions of Pietrasanta“ vorzuführen. Nur wer längere Zeit auf dem Lande gelebt oder eine Fußreise durch menschenleere Gegenden oder wilde Gebirge gemacht hat, vermag den Reiz dieses „Flanirens“ selbst in den Straßen einer kleinen Stadt recht zu würdigen. Der Mensch will nun einmal nicht nur immer bewundern, so wenig wie immer mit der Natur und sich selbst allein sein; er will auch kritisiren, mitempfinden, lachen, sich lustig machen. Zwischen den ragenden Alpengipfeln und unter dem weiten blauen Himmelszelt fühlen wir uns bald tief niedergedrückt, bald hoch erhoben, immer aber unserer alltäglichen und durch Natur wie Gewohnheit bequemen Lebens-, Denk- und Gefühlssphäre entrückt; aber mitten zwischen den Menschen und ihren Werken, ihrem Thun und Treiben, fühlen wir uns wieder daheim im Schlafrock hinter dem warmen Ofen. Nur darf man sich dabei um Gotteswillen nicht von einem Lohndiener oder von Murray oder Ernst Förster wie ein gehetztes Wild von Kirche zu Kirche, von Denkmal zu Denkmal treiben lassen. Das ist der Fluch

der großen Städte: es giebt da eine Masse von Dingen, die man als Tourist „anstandshalber" gesehen haben muß, obwohl sie es wahrlich oft genug nicht verdienen. Bücher und Ciceroni schreiben Einem unbarmherzig vor, was man jeden Tag sehen muß, und so lächerlich es klingt, so ist doch nichts gewöhnlicher, als selbst kunstsinnige und empfängliche Menschen höchst ernsthaft und unter Accompagnement eines Stoßseufzers ausrufen zu hören: „Heute muß ich noch so und so viel Kirchen, Gräber, Museen ꝛc. abmachen!"

In Pietrasanta habe ich keinen serviteur de place gesehen, und die Herren Autoren der Handbücher wissen gar wenig oder nichts davon zu sagen. Und doch giebt es auch hier einen prächtigen Marktplatz, große und stattliche Gebäude, ehrwürdige und sehenswerthe Kirchen und ein munteres, regsames Völkchen, das in der endlosen, von Thor zu Thor führenden Hauptstraße sein Wesen treibt. Ich schreibe glücklicherweise kein Handbuch und will den künftigen Besuchern Pietrasantas unter meinen Lesern die Ueberraschung nicht verderben. Nur das Eine rathe ich ihnen: wenn sie auch der mehr geräumigen als schönen Domkirche, mit den von dem bekannten Maler Ademollo ausgebesserten Fresken vorübergehen, sich doch ja in der anstoßenden Kirche von San' Agostino das schöne Freskobild: die Geburt Christi, mit der Jahreszahl 1519 und dem E. Z. E. anzusehen. In der Einfachheit der Composition, der schwärmerischen Innigkeit des Ausdrucks und der Lieblichkeit der Gestalten trägt es den Charakter eines der tüchtigsten Meister der umbrischen Schule.

---

6. Seravezza und der Monte Altissimo.

Der folgende Tag war zu einem Ausfluge nach den Marmorbrüchen des Monte Altissimo bestimmt. Herr N. aus Pietrasanta, dem wir empfohlen waren, führte uns selbst in seinem kleinen offenen Wagen nach Seravezza. Die Mee-

resebene verlassend, bogen wir östlich in ein rasch sich verengendes Thal ein. Die umgebenden Höhen erschienen anfangs mit Oliven, weiterhin mit Kastanienwald bekleidet. Ueber sie hinaus ragten die zackigen Felsgipfel der apuanischen Alp. An dem kahlen Berge zur Rechten bezeichnen die weißen und brandrothen Flecken in scharfem Contraste zu dem Grün oder Grau ihrer Umgebung die ersten Marmorbrüche. Links erhebt sich ein seltsamer kegelförmiger Berg, fast vom Fuße bis zum Gipfel aus chaotisch übereinandergethürmten Felsblöcken bestehend, ein ächtes Denkmal des Gigantenkrieges, den die Erde einst in vormenschlicher Zeit gegen den Himmel führte.

Das Städtchen Seravezza liegt tief verborgen in einem Thalkessel an der Stelle, wo die von Osten und Norden herkommenden Bäche Sera und Vezza sich vereinigen. Der Ort, vor dreißig Jahren kaum genannt, ist, seitdem die Jahrhunderte lang unbenutzten Marmorbrüche wieder lebhaft betrieben werden, fast neu aufgebaut und um das Doppelte vergrößert. Ueberall herrscht geschäftiges Treiben. Alles ist entweder bei dem Bau neuer Häuser oder mit der Bearbeitung und dem Transport des Marmors beschäftigt. Ueberall her tönt der kreischende Laut der Steinsäge, die in der großen Mühle am Eingange hunderte von Platten zugleich schneidet. Brückengeländer, Treppensteine, Thür- und Fensterpfosten, Alles ist hier, wie in Carrara, von Marmor.

Wir ließen unsern Wagen vor dem neuen Gasthofe stehen und folgten, nördlich wandernd, dem rauschenden Waldbach. Ein enges, schluchtartiges Thal führt uns dem Monte Altissimo entgegen. Der schäumende, wasserreiche Bergstrom treibt eine Marmormühle nach der andern. Immer höher, steiler und seltsamer geformt erscheinen die Berge zu beiden Seiten, immer häufiger die Steinbrüche an ihren Hängen. Weiterhin treten rechts waldbedeckte Sandsteinhöhen an die Stelle der kahlen Kalkgebirge, während diese zur Linken fortstreichen, Gipfel an Gipfel, stets der folgende den

vorhergehenden fast in gleicher Abstufung an Höhe überragend. Deutlich erkennt man an ihnen wie an der Richtung der Seitenthäler das Streichen der Schichten von Südwest nach Nordost in schräger Richtung zum Hauptthal. Nach einer starken Stunde Weges schließt sich das Thal, die Straße hört auf, eine wilde Einöde umgiebt uns. Hinter uns dichter Wald, vor uns und zu beiden Seiten ein riesiges Felsenamphitheater, Klippe auf Klippe gethürmt, in schwindelnder Höhe in scharfe, phantastische Zacken auslaufend. Kein Fleckchen Erde haftet auf den grauen Steinwänden; nur hie und da drängt sich ein einzelner Brombeerbusch aus schmaler Spalte. Vor uns stürzt der Bergstrom in wilden Sprüngen und Fällen schäumend und brausend von Fels zu Fels. Ein schneeweißer Streifen zur Seite bezeichnet den Weg der niederfahrenden Marmorblöcke; denn dort oben am schwindelnden Abhang verkündet ein lichter Fleck das Vorhandensein eines Bruches, des höchsten und reichsten.

Hier am Fuße liegen rings mächtige, bis fünfzehn Fuß im Durchmesser haltende Blöcke. Zahlreiche Arbeiter sind beschäftigt, sie zu behauen, zu zersägen, zu sprengen und auf die Carrette, solid gebaute niedrige Karren mit breiten, kaum einen Fuß im Durchmesser haltenden Rädern zu laden. Wir ließen uns durch Wort und Augenschein über die verschiedenen Manipulationen belehren und wurden jetzt erst inne, wie langer, beschwerlicher, ja oft gefährlicher Arbeit es, auch abgesehen von dem schaffenden Genius des Künstlers, bedarf, bis eine Bildsäule auf ihrem Postamente ruht, oder ein Sarkophag bereit ist, den Staub eines Königs aufzunehmen. Dann ging es weiter auf dem breiten, mit zahllosen Marmortrümmern bedeckten Wege, den sich die herabrutschenden Massen gebildet hatten. Mit jedem Schritt wurde der Anstieg mühsamer und steiler. Ein schriller Pfiff ertönte, und das Geschrei der auf die Seite springenden Arbeiter mahnte uns, rasch die Felsen zu erklimmen, zwischen denen die Bahn der stürzenden Blöcke wie ein Hohlweg hindurchläuft. Lauter

Donner hallte von den Felswänden nieder. Eine Unzahl kleinerer Steine, von einem bis zwei Fuß Durchmesser polterte rasselnd und klappernd den Berg hinab; dann folgte der Hauptblock, der durch einen unglücklichen Zufall, statt nur auf der breiten Fläche abwärts zu rutschen, auf die scharfe Kante gerathen war und nun in furchtbaren Sätzen thalwärts sprang, Wolken von Staub um sich her aufjagend und Steinsplitter bis zu uns hinschleudernd. Er war fünfzehn Fuß lang und zehn breit. Mit lautem Krachen schlug er kaum fünfzig Schritt unter uns an einen entgegenstehenden Fels, und kam so zur Ruhe. Aber mächtige Fragmente hatten sich unterwegs von ihm abgelöst, und er war eines großen Theils seines Werthes beraubt.

Wir stiegen weiter, an einem herrlichen Wasserfall vorüber, mit dem der kleine Fluß aus einem Bassin in tiefer Felsgrotte springt. Wie ein Spitzenschleier aus Seidengaze gewebt, überrieselt er, von tausend Schaumzacken gegittert, die steile Felsplatte zur Linken. Quellenmoose und üppige Farrenkräuter schmücken, im Gegensatz zu der starren Oede ringsher, die Wände der Grotte, die ihm zur Wiege dient.

Weiter aufwärts wird der Weg mit jedem Schritte beschwerlicher und bedenklicher. Kleine Marmorstufen, lose aufeinander gelegt, oft kaum handbreit, bilden eine Art endloser Treppe an der furchtbar steilen Felswand. Ein Arbeiter, der sich zu uns gesellte, ermahnte uns, ja die Stufen vorher mit der Fußspitze zu prüfen; ein Kamerad von ihm, der dies versäumt, sei vor einiger Zeit mit sammt dem nachgebenden Stein in den Abgrund gestürzt und zerschmettert. Schneeweiße Flecken an dem grauen Gestein über und unter uns, den frischen Bruch bezeichnend, deuteten auf die Felsblöcke, die von Zeit zu Zeit von den steilen Wänden sich ablösen und oft mehrere tausend Fuß hoch herabstürzend, schon mehr als einem Steinhauer den Tod gebracht haben. Endlich hörten auch die Stufen auf und die Hülfsmittel reducirten sich auf einen Axthieb, der hier und da an den bedenklichsten Stellen

eine Kerbe in den Fels geschnitten hatte, groß genug, daß die Fußspitze darin ruhen konnte. Am schlimmsten war es, wo ein vorspringender Grat von härterem Gestein uns zwang, mit einer kühnen Wendung, die Hände an den Fels gestemmt, uns auf die andere Seite hinüber zu schwingen, ein Manöver, das ziemlich allen Hochgebirgsfahrern in lebhafter Erinnerung sein wird. Endlich gelangten wir jedoch ohne Unfall an den Bruch, der etwa 3500 Fuß hoch liegt. Es ist ein ungefähr dreißig Schritt im Durchmesser haltender, einigermaßen geebneter Platz, mit Marmorsplittern, Trümmern und Blöcken von allen Größen besäet. Die Umgebung findet an wilder Großartigkeit der Scenerie kaum in ganz Italien ihres Gleichen.

Ringsher umgeben uns die riesenhaften Marmorfelsen des Altissimo, dessen Spitze mindestens noch 1500 Fuß hoch scheitelrecht über unseren Köpfen im Spiele der ziehenden Wolken auf- und niederzuschweben scheint. Nirgends eine Spur von Leben, unter und über uns scheint die Bergwand unersteiglich und wir wie unwiderruflich gebannt in diese Klippenöde, fern von Allem, was athmet. Kein Baum, keine aus der Felsspalte hervordringende Pflanze unterbricht das eintönige Grau der starren Gesteinsmassen. Nur südwestlich erscheint durch eine Spalte zwischen zwei von beiden Seiten herantretenden Felshörnern die blitzende, strahlend blaue Meeresfläche mit schimmernden weißen Segeln und der fernen Insel Gorgona.

Etwa zwanzig Arbeiter waren beschäftigt, einen ungeheuern Block aus der Felswand zu lösen. Eiserne Keile waren in diese hineingetrieben; mittelst eines an ihnen befestigten Strickes schwangen sich die Werkleute auf die Höhe des Felsens, um von oben zu arbeiten. Drei Tage vorher war der Capocava, der Obersteinmetz des Bruches, beim Hinaufsteigen von dem obersten Keile ausgeglitten und mit zerschmettertem Schädel von seinem Sohne aufgehoben worden, der eben von des Vaters Bestattung zurückkehrend uns

das traurige Ereigniß erzählte. Und schon war er selbst wieder auf demselben Wege, der seinem Erzeuger das Leben gekostet hatte. Es war ein kräftiger junger Mann, voll Verachtung der Gefahr, voll Liebe für seinen Beruf, aber auch so voll tiefen Schmerzes über seinen Verlust, daß sein Anblick und Gespräch die ernste Stimmung, in welche die Umgebung uns unwillkürlich versetzt hatte, noch erhöhte. Er zog uns mit sich in eine kleine, künstlich gebildete Grotte, kaum groß genug, um die Zahl der sich hineindrängenden Arbeiter zu fassen. Kaum waren alle geborgen, so ertönte rasch hintereinander das Krachen dreier Minen. Ein Regen von Steinsplittern fiel um uns hernieder. Aber die Wirkung war wenig befriedigend, und der junge Mann erzählte uns, es werde noch wochenlanger Arbeit bedürfen, ehe der nach Petersburg bestimmte Riesenblock nur bis nach Seravezza gelangt sei.

Der Marmorreichthum hier oben ist ungeheuer, denn fast Alles, was über den Glimmer- und Talkschiefer der tieferen Abhänge hinauswächst, ist Marmor; bald schneeweiß wie der feinste Zucker (marmo statuario), bald graulichweiß (marma comune), bald feingeädert wie mit zahlreichen schwarzen Zweigen durchflochten (bardiglio fiorilo), bald bunt, aus röthlichen und weißen Stücken gemischt, mit schimmernden Talkschieferblättchen durchzogen (breccia di marmo). Uebrigens darf man ja nicht glauben, daß die mächtigen Felsen der Apuana etwa weißem krystallisirten Zucker gleichen. Selbst bei dem feinsten Bildhauermarmor ist nur der frische Bruch weiß; das Weiß geht allmälig in Schwefelgelb, hie und da auch in Ziegelroth über, und nimmt endlich wieder jene hellaschgraue Färbung an, welche die Marmorfelsen zeigen, so lange weder der Meißel des Steinhauers, noch ein niederstürzendes Felsstück sie berührt hat.

Ueberall findet sich der beste Marmor an den höchsten und schwierigsten Stellen; überall sind ganz fleckenreine große Blöcke selten und ihr Lossprengen schwierig, gefährlich und

kostspielig. Neuerdings hat Rußland die feineren Produkte der Brüche von Seravezza fast ausschließlich in Beschlag genommen; in Italien selbst bleibt fast nur der gewöhnliche grauweiße Marmor, der in ungeheueren Quantitäten zu Tafeln zersägt wird, wie wir sie in jedem, auch dem ärmlichsten Kaffeehause der Halbinsel als Tischplatten wiederfinden. Von einer Concurrenz der Brüche von Seravezza mit den weiter nordwestlich in demselben Gebirgszuge liegenden von Carrara kann nicht füglich die Rede sein, da beide zusammen der stets wachsenden Nachfrage nicht genügen.

Wir lehnten die freundliche Einladung der Arbeiter ab, an ihrem, meist aus rohen, noch grünen Liebesäpfeln (den Früchten von Solanum lycopersicum) und grobem Brode bestehenden Frühstück theilzunehmen, und machten uns wieder auf den Weg. Wir hatten beschlossen, den nahen Felskamm überklimmend, den Bruch Falcovaja, wo der schönste Marmor sich findet, zu besuchen; als aber der beginnende Regen das Gestein schlüpfrig machte, rieth uns der junge Capocava, der uns das Geleit geben wollte, selbst von diesem gefährlichen Unternehmen ab. Später sahen wir ihn von unserem Wege aus furchtlos die furchtbar steile Wand emporklettern, bis seine Gestalt sich gegen den Himmel abzeichnete, als er den höchsten Grat, der von unserem Standpunkte aus so schmal und scharf erschien wie ein Messerrücken, erreicht hatte. Wir selbst langten, oft gezwungen, hinterrücks zu gehen und uns der Hände zu bedienen, nach langsamer und beschwerlicher Wanderung mit zitternden Knieen glücklich wieder an dem Caricatojo, der Aufladestelle, an.

Inzwischen hatte sich der Himmel mit einer dichten grauen Decke überzogen, und ein wolkenbruchartiger Gewitterregen schwellte die Gebirgspässe in kurzer Zeit zu solcher Höhe, daß das enge Thal in ein einziges, brausendes und kochendes Strombett verwandelt war. So mußten wir unser Vorhaben, das Thal von Stazzema mit seinen Naturschön-

heiten und Brecciabrüchen zu besuchen, aufgeben und gerade nach Pietrasanta zurückkehren.

Zur Entschädigung wurde in den Nachmittagsstunden, als der Regen aufgehört hatte, eine Excursion an das Meeresufer unternommen. Eine endlose Pappelallee mit breiten, von einer eigenthümlichen Sumpfflora bedeckten Gräben zu beiden Seiten brachte uns nach dreiviertelstündigem Marsche auf die öde Fläche losen Flugsandes, die bisher noch der Cultur widerstanden hat. Von Livorno bis Massa besteht die Meeresebene, oft bis zu einer halben Meile vom Gestade, aus solchem Flugsande mit Muscheln und Ueberresten von Seethieren, bald nackt, bald von Salzpflanzen, Seestrandskiefern und Tamarisken überzogen, ein Beweis des steten Zurücktretens der Gewässer von diesem Theile der Küste. Ein lichtes Kiefernwäldchen begleitet uns bis nahe zum Meeresufer. Stattliche Meerzwiebeln, dickfleischige Euphorbien, Eryngien und ähnliche Gewächse, im losen Sande wurzelnd, ziehen durch ihre eigenthümlichen Formen das Auge des Bewohners der Binnenländer auf sich. Muscheln, Seesterne und die weißen Knochen des Tintenfisches bedecken den Strand. Finster breitet sich die Meeresfluth unter der niederen grauen Decke des westlichen Himmels vor uns aus; schon zeigt sich hie und da eine weiße Schaumkrone auf den mauerartig herandringenden Wellen. Dem fernen Rollen des Donners antwortet der dumpfe Ton der brechenden Woge am Strande. Links zieht sich der dunkle Streif des Nadelholzes bis zu den weißen Häusern des Seebades Viareggio; rechts zeigt sich auf vorragender Landzunge das Forte de Marmi, der Einschiffungsplatz für die Marmorblöcke von Seravezza. Noch wechselt Licht und Schatten auf den zackigen Felsgebirgen, die von dem Monte di Chiesa bei Lucca bis zum Golf von Spezzia in riesigem Halbkreis den ganzen östlichen und nördlichen Horizont einnehmen.

Näher und näher rollt der Donner, Blitz auf Blitz zuckt, und noch konnten wir uns nicht zur Umkehr entschließen.

Wenn ich den (freilich unendlich verschiedenen) Anblick des Sonnenaufgangs vom Kraterrande des Aetna ausnehme, kann ich mich nicht erinnern, je irgendwo ein so großartiges Schauspiel erblickt zu haben. Vor uns die unendliche Fläche des Meeres, jetzt in wildem Aufruhr, brüllend und tosend, bis wo die Schaumgipfel der Wogen mit den Wolken des Horizontes verschwammen, hinter uns die ernsten Riesengestalten des Gebirges in ihren wunderbaren märchenhaften Formen — Alles bald hell erleuchtet von zuckenden Blitzen, bald wieder verhüllt in die tiefe Dämmerung des Gewitterhimmels; das Brausen der Meeresfluth, das Heulen des Sturmes, das Rollen des Donners, in hundertfachem Echo majestätisch von dem Bergamphitheater wiederhallend — es war, als seien die alten Könige der Elementargeister nochmals emporgestiegen zum letzten Entscheidungskampfe.

Aber einem wolkenbruchähnlichen Regengusse, der zugleich aller Aussicht ein Ende machte, war die poetische Stimmung doch nicht gewachsen. Wir flüchteten uns so rasch als möglich in das nächste Gehöft. Die Inhaber, die eben mit nichts als einem ziemlich kurzen Hemde bekleidet, vom Felde zurückkehrten, liehen uns für Geld und gute Worte einen jener riesigen wachsleinenen Regenschirme, wie sie keinem italienischen Landmanne fehlen. Unter seinem Schutze eilten wir so rasch als möglich nach Pietrasanta zurück, von wo wir am folgenden Morgen über den Monte di Chiesa nach Lucca fuhren, um von hier mit der Eisenbahn über Pescia und Pistoja nach Florenz zurückzukehren.

VIII.

Bilder aus Livorno.

1850.

1. Charakter und Bauart. – Sehenswürdigkeiten. – Die Ardenza. – Teatro San Leopoldo.

Zwischen der Haupt- und Residenzstadt eines Landes und seiner größten See- und Handelsstadt — wo diese Momente überhaupt auseinander fallen — herrscht derselbe Gegensatz, wie zwischen der Geburts- und der Geldaristokratie. Dort die geschichtlichen Erinnerungen und Denkmäler, die Sammlungen und Institute der Kunst und Wissenschaft, ein Gemisch alter, oft schwerfälliger und verblichener Pracht mit moderner, oft nur aus einem dünnen Firniß bestehender Eleganz, im Leben und Treiben der Bewohner oft eine gewisse müßige Behaglichkeit vorwaltend, dabei der Volkscharakter meist in seiner Eigenthümlichkeit hervortretend; — hier Alles wesentlich der Gegenwart und dem Augenblick angehörig, mit der Zukunft beschäftigt; die Bauwerke oft großartig, aber charakterlos; die Pracht solide und oft verschwenderisch, aber meist ohne Geschmack; das öffentliche Leben die innere Hast und Unruhe der „geldmachenden" Bewohner verrathend, das Publikum auf den Straßen und an den öffentlichen Orten bunt gemischt mit Zurücktreten aller charakteristisch-nationalen Eigenheiten, entschiedene Armuth an Denk-

mälern der Kunst wie an Pfleginstituten der Wissenschaft. Wo, wie z. B. in London und Neapel, beide Momente zusammenfallen, tritt häufig derselbe Unterschied zwischen den Stadttheilen hervor, der sonst die verschiedenen Städte charakterisirt. Ausnahmen zeigen sich wohl nur da, wo, wie in Venedig und Genua, die Handelsstadt lange Zeit die Metropole eines eigenen mächtigen Gemeinwesens war.

Kaum dürfte man ein schlagenderes Beispiel zur Illustration des oben bezeichneten Gegensatzes finden, als die beiden wichtigsten Städte Toscanas, Florenz und Livorno. Zu den allgemeinen Ursachen kommt hier noch das verschiedene Alter beider Orte. Denn obgleich als unbedeutende pisanische Colonie schon seit langen Jahrhunderten existirend, ist Livorno doch erst seit dem Verfall der Mutterstadt, ja eigentlich erst seit dem weit späteren Ruin des genuesischen Handels zu wirklicher Bedeutung gelangt. So verschwindet der ältere, bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtete Stadttheil vor den ihn in weitem Halbkreise umziehenden, hier und da auch durchschneidenden Neubauten. Dem mit der Eisenbahn von Pisa her ankommenden Fremden machen die breiten, geraden, aber öden und hier und da noch an leeren Bauplätzen reichen Straßen den Eindruck einer neu entstehenden großen Stadt. Die weite Piazza di San Marco (wo existirte eine solche nicht in Italien?), von kasernenartigen Gebäuden eingefaßt, würde diesen Eindruck langweiliger Charakterlosigkeit nicht verscheuchen können, brächten nicht die Kanäle, die vielfach überbrückt, die Stadt zwischen den inneren und äußeren Theilen durchschneiden und diesem Stadtviertel den Namen Kleinvenedig (Piccola Venezia) verschafft haben, einige Abwechselung in das Gemälde, zumal dieselben von zahlreichen Barken, und noch mehr von kleinen nackten, braunen Jungen, die sich theils, wie Frösche beim Nahen einer Gefahr, von den Quais hinab ins Wasser stürzen, theils sich in und unter denselben lustig umhertummeln, belebt erscheinen. Einen dieser Kanäle hat man mit

enormen Kosten ausgefüllt und daraus den schönen ovalen Platz des Voltone am obern Ende der Via Grande gebildet. Von hier führt die letztere, die Hauptstraße der Stadt, eine Viertelstunde lang in schnurgerader Linie zur Darsena, dem Binnenhafen. Rechts und links von ihr finden wir die engen, schmutzigen Gassen der Altstadt, von tausend schlimmen Gerüchen erfüllt, von Käufern und Verkäufern aller Art belebt, zumal eine derselben, die wie in Florenz, den Lebensmittelmarkt bildend, ein seltsames, wenig anlockendes Gemisch von Seefischen und Schalthieren, Fleisch und Gemüse, Blumen und Früchten darbietet.

Wir halten eine der zahllosen und eleganten Droschken an, welche die Via Grande und Ferdinanda unabläßig auf- und abfahren, um eine Rundfahrt durch die neuen Stadttheile anzutreten. An Sonntag-Nachmittagen kommt es freilich vor, daß ihre Führer für eine Spazierfahrt nach der Ardenza 30—36 Paoli (4½—5½ Thlr.) fordern. Jetzt aber ist es noch früh, und wenn wir Sprache und Preise kennen und etwas Geduld haben, mögen wir billig fahren. Unser erstes Ziel ist das große neue Reservoir, welches ganz Livorno mit Trinkwasser versieht. Seit zwanzig Jahren hat sich die Stadt ums Doppelte vergrößert und wächst noch fortwährend so rasch, daß sie bald die Hauptstadt überflügelt haben wird. Natürlich tragen die neuen Stadttheile auch ganz den Stempel der modernen Architektur: man sieht es den meisten Häusern an, daß sie von Speculanten oder reichen Kaufleuten erbaut wurden. Breite, schnurgerade, unter rechten Winkeln sich kreuzende Straßen, große, hohe Häuser mit zahllosen Fenstern und große regelmäßig geformte Plätze erinnern mehr als irgend ein anderer Ort Italiens, mit Ausnahme von Turin, an die meisten unserer größeren Städte in Deutschland. Doch ist der Baustyl im Allgemeinen einfacher, solider und reiner als im Norden; dabei alle Häuser, wie sich in Italien von selbst versteht, von Stein, wenn auch keineswegs so massiv und imposant, wie die alten für

die Ewigkeit gebauten Paläste von Florenz. Sehr gering ist, wie fast immer in modernen Städten, die Zahl der Kirchen: ich glaube kaum, daß Livorno mit seinen 90,000 Einwohnern deren so viele zählt wie Arezzo mit 10,000. Dabei bieten die vorhandenen dem Kunstfreunde keinerlei Ausbeute. Der Dom selbst, an der Piazza d'Arme gelegen, ist ein geschmackloses Machwerk aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Der Cisternone, vor dem wir jetzt halten, ist ein schönes, großes Gebäude, dessen mächtiges Gewölbe, innen von zahlreichen Pfeilern gestützt, einen Vorrath von 300,000 Barili (etwa 50,000 Oxhoft) frischen Wassers überdeckt. Haben wir die vortreffliche, mit der Liberalität italienischer Gemeindebehörden ausgestattete Einrichtung genugsam bewundert, so fahren wir, fast die ganze Stadt durchkreuzend, an den Hafenquai zu dem einzigen sehenswerthen Kunstwerke Livornos, Tacca's Colossalstatue des Großherzogs Ferdinand I., von vier gefesselten Sclaven umgeben, einer der ausgezeichnetsten Arbeiten des berühmten Meisters, wenn er freilich auch hier das unkünstlerische Jahrhundert, in dem er lebte, nicht verleugnen konnte.

Es ist inzwischen 6 Uhr Abends geworden und somit die fashionable Stunde gekommen, um zur Ardenza zu fahren. Die Ardenza ist, den kurzen Molo ausgenommen, die einzige Promenade Livornos, die deshalb von den Bewohnern der Stadt sowohl, wie von den zahlreichen Besuchern des Seebades alltäglich frequentirt wird. Elegante Equipagen und Fiaker, die Damen in den frischesten Sommertoiletten, mit mächtigen in Spitzenpapier gefaßten Bouquets in der Hand (die Herren sind großentheils zu Pferde), rollen rasch durch die Porta a mare über die sandige Straße zu dem Hauptplatze in der Nähe des Casino, wo man aussteigt, um langsam am Ufer zu promeniren, die Bekannten zu begrüßen und den Hof zu machen oder sich machen zu lassen.

Die Ardenza besteht aus einem, weiterhin einigen Wegen längs der Meeresküste, an und für sich ein so trauriger und öder Spaziergang, als man sich denken kann; kahl und sandig, dem die Lazarethe und Quarantainegebäude, an denen man vorüberfährt, und das von Engländern erbaute Casino, so wenig, wie das verkrüppelte Kiefergebüsch und die windzerzausten Tamarisken der Küste irgend einen Reiz zu verleihen vermögen. Die Stadt selbst ist dem Auge verschwunden, sobald man sie verlassen hat; denn auf flachem, ebnem Ufer gelegen, ohne ragende Thürme und Kuppeln, bietet Livorno von keiner Seite dem Beschauer einen fesselnden Augenpunkt. Südlich vor uns liegt der Monte Nero mit seinen düstern Steineichenwäldern und dem Kranz von weißen Villen, die von dem schönen Antignano bis fast zur Höhe des Berges hinansteigen. Aber einen hohen und unvergänglichen Reiz für die Bewohner des Binnenlandes erhält die Ardenza durch die unmittelbare Nähe des Meeres. Zwar ist die Küste selbst flach und sandig oder von abgeplatteten Klippen, die sich oft, Untiefen bildend, weit in die See hineinziehen, begrenzt, ohne malerische Felspartien und Vorgebirge; aber ungehindert schweift der Blick über die funkelnden grünen Wogen nahe der Küste hinaus auf die blaue unendliche Fläche, zu den fernen Inseln im Westen und Süden, zu den Schiffen, die von allen Seiten auftauchend, gleich weißen Möwen im Strahl der Abendsonne auf den Fluthen schwimmen. Zunächst haftet das Auge an den schöngeformten, jetzt goldig umrandeten Felsenbergen Gorgonas, deren dunkle Massen so scharf und klar auf dem hellen Grunde des Himmels erscheinen, daß die 25 Miglien breite Wasserfläche, die uns von ihr trennt, nur eine wenige tausend Schritt breite Meerenge dünkt; weiter südlich liegt, im himmelblauen Gewande, Capraja, die Ziegeninsel; noch weiter gegen Mittag Elba, während zwischen beiden am fernen Horizonte nebelhaft die hohen Gebirge von Corsica hervorschimmern. Nördlich bezeichnet die gewaltige Mauer

der Apenninen mit den kühngezackten Felszinnen die geschwungene Meeresküste, bis wo an den Grenzen des Golfes von Genua Luft, Meer und Gebirge in einander verfließen. Jetzt berührt die glänzende Scheibe des Tagesgestirnes den Bergrand Gorgonas, und wie mit einem Zauberschlage ist der ganze weite Meeresspiegel mit blitzenden goldenen und silbernen Lichtern überstreut, die mit jedem Wellenschlage neue Formen und Farben annehmen. Die Gebirge strahlen in feurigem Roth, das allmälig in eine sanfte Veilchenfarbe übergeht, während die Wolken noch purpurfarbig geröthet sind und der Himmel über der Wasserfläche im zartesten Hellgrün schimmert. Da taucht die Sonne nieder in den glühenden Spiegel; die Gebirge und Inseln erscheinen plötzlich im dunkelsten Ultramarinblau, die funkelnden Lichter des Meeres machen einem bleichgrünlichen Schimmer Platz, der sich allmälig in das gewohnte Blau verliert. Noch wenige Minuten, und das schöne Schauspiel ist vorüber; das Blau verschwimmt in Grau, der helle Himmel dunkelt, rasch sinkt der Abendstern hinter seiner Königin ins nasse Bett; und ein kühler Abendwind vom Meere her nöthigt uns, unsere Bekleidung fester um die Schultern zu ziehen.

Um 8½ Uhr beginnen die Abendvorstellungen der Theater. Wir eilen in das teatro San Leopoldo, das ganz neu, geräumig, in gutem Stile erbaut und reich mit Gas beleuchtet, zu den schönsten Italiens zählt. Man giebt Othello, die Oper. Der Mohr von Venedig singt nicht übel, ist aber ein Männchen von 5 Fuß Höhe mit einem Schmeerbauch wie weiland der Abt von St. Gallen. Doch das stört in Italien das Publikum der Oper selbst bei einem tragischen Helden nicht. Er ist ja nicht der und der Charakter, sondern nur der primo tenore assoluto. — Desdemona ist im Gegentheil eine schöne Theaterfigur ohne Spiel und Stimme. Sie wird mit Recht ausgezischt, und wir gehen fort, ehe sie ihr Schwanenlied gesungen hat. Das Theaterwesen ist überhaupt in Italien in einer erbärmlichen Verfassung; weil man

keine stehenden Gesellschaften kennt, und die Bühnen sämmtlich der Tummelplatz für die Speculationen geldsüchtiger Impresarii sind, so ist an ein wirkliches Zusammenspiel, eine künstlerische Durchbildung, eine gleichmäßige Besetzung nicht zu denken; man muß sehr zufrieden sein, wenn wenigstens die Hauptrollen nicht verdorben werden. Seine besten Sänger und Sängerinnen, ja in neuester Zeit sogar seine besten Schauspieler, sendet Italien über die Alpen. Dafür finden wir desto mehr Theater; dem kleinsten Flecken fehlt seine Bühne nicht; Florenz hat deren 10 (die freilich nur zur Carnevalszeit sämmtlich geöffnet sind), Livorno 5, von denen zwei Sommertheater, in denen außer den eigentlichen Mimen auch Kunstreiter, Seiltänzer und Taschenspieler ihre Leistungen produciren.

---

2. Via Grande.

Unter unserm Balcon, in der bel étage des Hôtel de la Grande Bretagne am Ende der Via Grande, nahe dem schiff- und barkenbedeckten Binnenhafen, wogte eine geschäftige Menge auf und nieder. Fremde und Einheimische in leichtem Morgennegligee, ein Päckchen unter dem Arme, bald einzeln, bald in ganzen Familien, eilten dem Hafen zu, Schmutz und Krankheit in den Wogen Amphitrites abzuspülen, empfangen, belagert und geleitet von zahllosen Barcajuoli in ihren buntgestreiften Baumwollhemden und Matrosenhüten, die nicht müde wurden, die Vorzüge ihrer Barken mit Worten und Geberden anzupreisen. Reiche Söhne und Töchter Albions rollten in Carossen nach den fashionablen Badeplätzen vor der Porta a mare; Auster- und Schneckenverkäufer priesen den Vorübergehenden ihre Waaren an; Karren mit vollen und leeren Kokosnüssen lockten die neugierigen Bewohner des Binnenlandes, die ranzig gewordene Milch der Tropenfrucht zu kosten; hier hielt ein Fischer mit

beiden Händen einen riesigen lebendigen Hummer in die Höhe; dort schrie ein barocciajo seine Porzellanwaaren als „galanterie della China per niente“ aus; dazwischen schlüpft der Schmuggler, die ungeheuerlichen Taschen seiner langen Jacke voller überseeischer Cigarren, durch die Menge, mit erfahrenem und sichrem Blicke seinen Mann aus der Masse der Vorübergehenden herausgreifend und in eine verborgene Ecke oder einen halbdunkeln Hausgang ziehend, um ihm seine verbotene Waare anzupreisen. Zahlreiche Gruppen drängten sich vor den Schaufenstern der Bilderläden, die oberflächlichen und unzüchtigen, aber glänzenden Fabrikate der Pariser Industrie zu begaffen, oder vor den großen Spiegelglasscheiben der Modehändler die neuesten Tagesbefehle der französischen Tyrannin zu vernehmen; aus dem Conditorladen gegenüber strömte es aus und ein, die frischgebacknen paste zu verzehren und den bittern Nachgeschmack des verschluckten Meerwassers mit einem Glase Rosoglio, Cyperwein oder Malaga zu vertreiben.

Wir stiegen hinab und mischten uns unter das Gedränge, langsam die lange Straße hinauf und der Piazza d'Arme, dem geographischen und politischen Centrum Livornos, zuwandernd. Die zum Schutz gegen die Sonne vor den Läden ausgespannten Zelttücher flatterten im Morgenwinde; hochbepackte Wagen hielten vor den zahlreichen Gasthöfen, die durch ihre riesigen Inschriften die Ankommenden schon von Weitem einladen; die Fiaker brachten neue Zufuhr von dem eben angelangten Morgenzuge der florentiner Eisenbahn, während andere, die leer zum Bahnhof fuhren, jeden Vorübergehenden fast mit Gewalt aus Livorno fort zu spediren bemüht waren. Schaaren von Matrosen aller Nationen drängten sich durcheinander. Dort drängt sich eine mit jedem Augenblick anschwellende Gruppe zusammen, aus deren Mitte Geschrei und Flüche in englischer Sprache hervortönen. Wir treten hinzu und finden zwei englische Matrosen, beide mehr als halb „über See“, in heftigem Streite

gegen einander taumelnd, und endlich, zur großen Freude der Zuschauer, sich gar zu einem regelmäßigen Boxkampfe herausfordernd. Aber die Beine wollen nicht mehr pariren, und obgleich der Eine fortwährend mit lauter Stimme ruft: Come on, you rascal, I want you!, so ist er doch nicht im Stande, seinen Platz einen Augenblick zu behaupten. Endlich erhält der Herausforderer einen tüchtigen Schlag auf die Brust und stürzt, schwer wie ein voller Sack, zu Boden. Sogleich springt der Andere hinzu, hebt ihn auf, trägt ihn auf eine Bank, tröstet und küßt ihn aufs Zärtlichste; dann stehen Beide zusammen auf und schwenken, Arm in Arm, durch die lachend zurückweichenden Zuschauer, dem Hafen zu. Die Livorneser Polizeioffizianten stehen dabei und lachen mit; was gehen sie die englischen Matrosen an? — Dazwischen wandelt langsam der ernste Armenier, der gravitätische Türke, der kräftige Albanese in seinem malerischen Costüme, der eitle Grieche in seinem fast weibischen Aufputze; vor dem Caffè di Minerva sitzen die Orientalen, schweigend ihren Kaffee schlürfend, die lange Pfeife im Munde. Am Ende der Straße verkünden riesige an Stricken zwischen den Häusern aufgehängte Zettel die Belustigungen des Tages: Concerte und Taschenspielerkunststücke, Oper und Sommertheater, Menagerien und wissenschaftliche Vorlesungen, Alles in buntem Durcheinander.

Wir treten in das Caffè dell' Americano, eine lange, finstere, gewölbartige Zimmerreihe, die unter mehreren Häusern hindurchgehend, in einem schmutzigen Hofe endet, wo man durch Weinlauben den Fremden den widrigen Anblick der ausgehängten schmutzigen Wäsche und der triefenden Dachrinnen nur unvollkommen hat verdecken können. Im Innern brennen Tag und Nacht die Lampen: der häßliche Geruch des schwackenden Oeles und die Düfte des vergangenen Abends machen es am Morgen dem Zimmer eines Wüstlings nach einer durchschwelgten Nacht nicht unähnlich. Nichtsdestoweniger drängen sich auch jetzt hier die Besucher aus allen

Ständen von dem Gouverneur der Stadt bis zu dem Lastträger und Lumpensammler, und eine Schaar von Kellnern ist bemüht, die ungeduldigen Gäste mit dem dampfenden Produkt der Moccabohne und zahllosen gerösteten Semmeln zu versehen, mit eintönigem Geschrei Bestellung und Bezahlung verkündigend und unaufhörlich dieselbe kurze Strecke in dem eigenthümlichen halblaufenden Kellnerschritte durcheilend, so daß man nicht begreift, wie ihnen der Kopf nicht wirbelt und die Beine nach der ersten Stunde zusammenbrechen.

Einen anderen Anblick bietet Via Grande, wenn die sinkende Sonne sich dem Meere zuneigt und der frische Seewind zum Spaziergang am Strande ladet. Die Verkäufer sind verschwunden; statt der nachlässigen Morgenkleidung erscheinen frische und elegante Toiletten; wer es irgend mit seinem Gewissen oder seinem Beutel vereinbaren kann, rollt stolz dem Meeresufer und der Ardenza zu. Aber auch wer nicht so wohlhabend oder so thöricht ist, auch der ärmere Handwerker führt doch Frau und Töchter in schmucken weißen Kleidern durch die Hauptstraße, die sich plötzlich mit der Einwohnerschaft der schmutzigen und engen Quartiere der Altstadt füllt. Die unentbehrlichen Fächer spielen und arbeiten, daß es eine Lust ist, gegen Hitze und Mißverständniß, und hinter dem Blondenschleier nickt manch liebliches Gesichtchen, an denen zur Freude des ehrenwerthen Offiziercorps der transalpinischen Besatzung die Seestadt weit reicher ist, als die Metropole. Aber die hübschen Kinder dürfen nur seitwärts und verstohlen unter dem Fächer weg nach den weißen Uniformen schielen, wenn sie die Schleppsäbel über das Pflaster rasseln hören — wehe, wenn Vater und Bruder, oder gar der Ehemann einen solchen antinationalen Blick auffinge; die Arme würde es schwer entgelten müssen; denn diese rohen und harten Männer wollen und können es ja nicht verstehen, daß ein zartes und liebebedürftiges Frauengemüth weiß und roth zusammen gern haben mag, und daß das Herz nach

Vaterland und Fahne, nach Novara und Curtatone, ja nach Deutsch und Italienisch wenig fragt.

So wandelt Alles dem entfernten Seethore zu, um dort, wo die steinernen Bänke auf dem kärglichen Rasenplatze am Strande stehen, die vorbeifahrenden Segel und die langgestreckte Rauchsäule des verschwindenden Dampfers oder die blauen Berge von Gorgona zu bewundern — auch vielleicht ein wenig, um die Vorüberwandelnden zu mustern und der Nachbarin Toilette zu kritisiren, wenn nicht gar sich selbst an den neidischen Blicken der Frauen und den bewundernden der Männer zu weiden.

Am Sonntag aber, wenn in der Mittagsstunde das Hochamt des Domes beendet ist, füllen sie abermals in festlichem Schmuck die feiertagstille Via Grande; das in rothen Saffian oder Sammet gebundene Gebetbuch neben dem gestickten Battisttuch in der Hand, ein treffliches Relief für die feinen Finger, den Blick sittig unter sich geschlagen, damit kein begehrliches Männerauge sich frech in das fromme, mit der Nachandacht der Messe beschäftigte Herzchen dränge. An zwei Stunden dauert diese fromme Uebung; dann verödet nach und nach die Straße; Alles ist mit der Zubereitung und Verzehrung des Mittagsmahles beschäftigt; man bedarf ja nachher noch Zeit, um zur passeggiata del giorno, dem Nachmittagsspaziergang, die nöthigen Veränderungen in der Toilette zu machen.

Schon früh am Abend, wenn die letzten Wagen von der Ardenza hereingerollt sind, wird die Hauptstraße still und einsam. Nur auf der weiten Piazza d'Arme wogen die Schaaren der Spaziergänger noch auf und nieder, das fresco zu genießen und den rauschenden Klängen der österreichischen Militärmusik zu horchen, die Sonntags und Donnerstags unter den Fenstern des Generals Crenneville spielt. Denn die Livornesen sind trotz ihres verrufenen Radicalismus nicht solche Bären wie die Paduaner, die sich bei dem ersten Tone der „Judenpolka" oder der „Nationalhymne" in ihre Häuser

verschließen. Offiziere, Fremde und eine kleine Anzahl Codini mit den Ihrigen sind noch im Scheine der Gaslaterne vor der Conditorei der Madame Hauswirth mit dem Genusse eines schlechten Gefrornen oder in Eis gekühlten Bieres beschäftigt; aber kurz nachdem die Domuhr die zehnte Stunde verkündigt, wird der Platz leer und öde; nur der gemessene Tritt der zahlreichen Patrouillen, welche die noch im Belagerungszustande befindliche Stadt allnächtlich durchziehen, oder die heftigen Schläge mit dem Thürklopfer, mit denen nach Livorneser Sitte die spät Zurückkehrenden die Schläfer wecken, schallen weithin durch die Stille. Was jetzt noch Via Grande durcheilt oder durchschleicht — nachtschwärmendes Gesindel — hält dem beobachtenden Auge nicht Stand, und was zuweilen im helleren Kreise des Gaslichtes sichtbar wird, eignet sich wenig zur Beschreibung.

---

3. Der Hafen und die Badeanstalten.

Die Darsena von Livorno erstreckt sich lang und schmal zwischen der inneren Stadt und den Gebäuden des alten Castells, des Zeughauses und der Douane hin, nur durch einen engen Paß mit dem Außenhafen verbunden. Hier herrscht stets ein reges Leben: zahlreiche Schiffe aller Größen werden ausgebessert und kalfatert, oder auf dem nahen Werft neugebaut; die ermunternden Rufe der Arbeiter, die Schläge des Hammers, das Geschrei der aus- und einladenden Facchini, die Begrüßungen und Schmähungen der Barkenführer tönen unablässig wirr durcheinander. Hunderte bunter Barken verbergen dichtgedrängt das Wasser, alle einander gleich, von einem kleinen hölzernen Dache überragt, mit zwei teppichbelegten Seitenbänken für die Passagiere und zwei Querbänken für die Ruderer. Im Hochsommer 1850 war das enge Fahrwasser stets von ihnen bedeckt; unablässig kreuzten sich die den Badeplätzen Zueilenden und die von dort Zurückkeh-

renden, und an dem engen Ausgange, wo bei frischem Winde das Wasser des Meeres mit Gewalt hineindringt, trafen sie oft so heftig zusammen, daß lange Stockungen entstanden und manches Schifflein bedenkliche Lecke bekam. Flüche, Verwünschungen und eine unendliche Fluth jener gemeinen Schimpfwörter, an denen die italienische Sprache nicht minder reich ist als an zärtlichen Liebeslauten, und von denen selbst Leute, die auf Bildung und Rang Anspruch machen, ja sogar Angehörige des zarten Geschlechtes, nicht wenige im Munde führen, schallten hinüber und herüber, in immer steigenden Tönen und rascherem Tempo, bis der gordische Knoten gelöst war.

Der Hafen von Livorno bildet einen größeren Halbkreis, ist jedoch durch keine natürlichen Dämme, sondern nur durch die riesigen Steinblöcke des Molo vor dem Einbruch der Winde und Wogen geschützt. Nur ein kleiner Theil unmittelbar hinter dem großen Molo bietet den ankernden Schiffen vollständige Sicherheit vor dem rauhen Athem des Maestrale (Nordwestwind). Ein breiter gepflasterter Weg, der den Livornesen zum Spaziergange dient, führt auf der halb künstlichen Landzunge bis fast zur Spitze des Hafendammes. Hier bietet sich ein schöner Blick auf den gegenüber auf einer kleinen Felsenmühle gelegenen Leuchtthurm und auf die nordwestliche Küste, mit den kühnen Zacken ihrer unmittelbar vom Meere bis zu 6000 Fuß Höhe aufsteigenden Berge, bis wo in duftiger Ferne das weithervortretende Vorgebirge von Porto Venere den schmalen Eingang des Golfs von Spezia bezeichnet. Im Westen taucht einsam der uralte Thurm der Klippeninsel M e l o r i a mit seinem weitgespaltenen Thore aus der dunkeln Fluth, einst ein Leuchtthurm für Pisas mächtige Kriegsflotten und reich beladene Handelsschiffe, bis an eben diesen Klippen Macht und Größe der Republik an dem Verrath Ugolino's und genuesischer Uebermacht scheiterten. Jetzt dient die Meloria nur den Fischern von Livorno zum Sammelplatz, da die besten sogliole und ragni (Seezungen und

Seewölfe) um diese Klippen spielen. Als aber im Mai 1849 die Oesterreicher über die Mauerbresche in die widerstrebende Stadt drangen, da flüchteten Viele der am schwersten Compromittirten auf diesen einsamen Felsen, hier die Schiffe erwartend, die sie nach Piemont oder nach Frankreich übersetzen sollten. „Ja," sagte unser Barcajuolo, der uns dies Factum erzählte und der selbst nach der Meloria hinübergefahren war, den Flüchtigen Lebensmittel zu bringen, indem er sich an den österreichischen Offizier wandte, der mit uns fuhr — „ja, diese Leutchen hatten es sehr eilig. Während sich noch ein paar hundert bezahlte oder betrogene arme Teufel auf den Mauern gegen Ihre Truppen schlugen, entwischten Die durch die Hinterthür, welche Alles angestiftet und uns unablässig vorgepredigt hatten, wie es einem freien Manne gezieme, lieber den Tod fürs Vaterland zu sterben, als feig die Thore zu öffnen oder dem Feinde den Rücken zu zeigen."

Ein kleiner Querdamm, il moletto genannt, zieht sich rechts vom Hafen dem Ufer parallel hin, bestimmt die unmittelbar aus dem Meere aufsteigende Stadt selbst vor dem allzuheftigen Andrange der Wogen zu schützen. Unmittelbar dahinter erhebt sich das Brettergerüst einer Badeanstalt aus dem Wasser, von Pavillons überragt, in denen man die kühle Seeluft und zugleich allerlei Erfrischungen nach dem Bade genießen kann. Eine kolossale Inschrift verkündet, daß ein Bad für 1—10 Personen nur eine Lira (6⅔ Sgr.) kostet. Wir schifften jedoch vorbei den weiter hinausgelegenen Badehütten zu. Hier bot sich uns ein neuer und nicht wenig überraschender Anblick. Aus dem seichten Wasser, dessen mit Seetang dichtbedeckter Boden der Oberfläche so nahe ist, daß er überall zu stehen erlaubt, erheben sich auf Pfählen 150 mit Schilfmatten bedeckte Baracken, gleichsam eine kleine schwimmende Stadt bildend. Zahlreiche Barken mit Badelustigen durchkreuzen die Wasserstraßen oder schaukeln vor den Thüren der Hütten, wo sie ihre Bürde abgesetzt haben. Geschrei und Gelächter ertönt aus diesen Hütten und aus

den Kehlen Derer, die hier zum Theil mit Hülfe großer unter den Armen flossenähnlich befestigter Korktafeln, ihre ersten Schwimmübungen machen. Fast Niemand bleibt im Innern der Hütten: die Frauen, mit einem leichten Badehemde bekleidet, das nicht mehr verbirgt, als nothwendig ist, halten sich jedoch meist an den Seiten ihrer Baracken auf; nur einige kühnere schwimmen lustig im offenen Meere umher, zwischen den Hütten und den Männern hin, bei denen die anständigere Schwimmhose das adamitische Feigenblatt ersetzt hat. Man kleidet sich wohl gar in den offenen Barken aus, ohne sich im mindesten zu geniren. Aber trotz dieser, einem Nord- und Binnenländer etwas übermäßig erscheinenden Licentia poëtica sah oder hörte ich nie den geringsten unzarten Scherz, die geringste absichtliche Unanständigkeit vorfallen. Niemand findet hier in dieser freien Sitte etwas Unanständiges, und so ist sie es wirklich nicht. Bald mischten wir uns unter die Menge, bezahlten unser erstes Lehrgeld in der edlen Schwimmkunst und sahen dann, auf den Sitzbänken unserer Barke ausgestreckt und einige der feilgebotenen, frischgefangenen Austern und arselle verzehrend, dem bunten Treiben zu.

Auf dem Rückwege umfuhren wir die Außenseite des Moletto. Ein frischer Marino (See- oder Westwind) schaukelte unsere Barke von Berg zu Thal, von Thal zu Berg; die Wellen bekamen weiße Schaumköpfe, ein prachtvoller Anblick zumal aus der Ferne, wo das blendende Weiß im Sonnenschein herrlich von dem leuchtenden smaragdgrünen Grunde abstach. Nicht ohne verdoppelte Anstrengung unserer beiden Ruderer doublirten wir die Spitze des Hafendammes und stiegen am Leuchtthurme aus, dessen Commandant, ein alter toscanischer Schiffslieutenant, uns mit großer Bereitwilligkeit die ganze Einrichtung des Fanals zeigte und auseinandersetzte, und uns noch obendrein eine lange Erzählung seiner Fahrten in den westindischen Gewässern zum Besten gab. Es giebt wenige der älteren italienischen Offiziere, die nicht

in den Napoleonischen Kriegen unter der französischen Tricolore ihre ersten und meist einzigen Lorbeeren gepflückt und die nicht auf jene Zeit als die schönste ihres Lebens zurücksähen. Unser alter Lieutenant auf seiner einsamen wogenumrauschten Felseninsel lebte nur noch in diesen Erinnerungen: die Gegenwart war für ihn kaum vorhanden.

Die Sonne war niedergegangen, und der Landwind hatte sich erhoben, als wir zum festen Lande zurückkehrten, und nur die Anwesenheit eines Offiziers der damals allmächtigen österreichischen Garnison öffnete uns die den Binnenhafen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang sperrende Kette.

---

in den Napoleonischen Kriegen unter der französischen Tricolore ihre ersten und meist einzigen Lorbeeren gepflückt und die nicht auf jene Zeit als die schönste ihres Lebens zurückblicken? Unser alter Lieutenant auf seiner einsamen vorgeschobenen Felseninsel lebte nur noch in diesen Erinnerungen; die Gegenwart war für ihn kaum vorhanden.

Die Sonne war niedergegangen, und der Nachtwind hatte sich erhoben, als wir zum festen Lande zurückkehrten, und nur die Anwesenheit eines Offiziers der damals allmächtigen österreichischen Garnison öffnete uns die den Binnenhafen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang sperrende Kette.

Speyer, Otto,

Bilder italienischen Landes und Lebens Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner ; in 2 Bänden

Bd.: 1

Berlin (1859)